This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UC-NRLF
B 4 570 718

Ostsee und Ostland

I

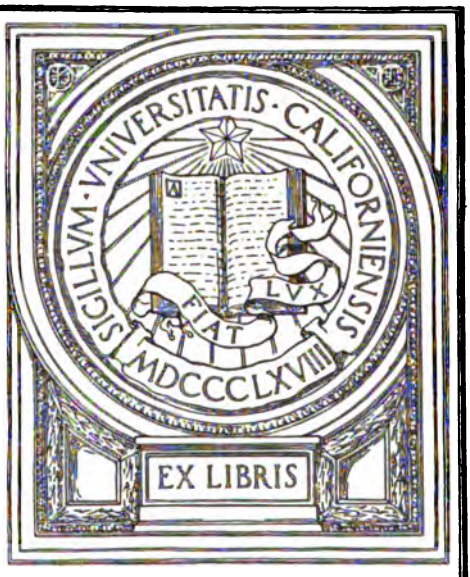
Die Baltischen Provinzen

VI. Bilder aus baltischer Vergangenheit

Felix Lehmann Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

GIFT OF
John B. Leighly



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ostsee und Ostland

I

Die Baltischen Provinzen

Band 6:

Bilder aus baltischer Vergangenheit

Digitized by Google

Ostsee und Ostland

Herausgegeben von

Dr. Otto Grautoff

I

Die Baltischen Provinzen

Band 6:

Bilder aus baltischer Vergangenheit

Felix Lehmann Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg
1917

Digitized by Google

L2935
L250

Die Baltischen Provinzen

Band 6:

Bilder aus baltischer Vergangenheit

in einer Auswahl

von

Arend Buchholtz

Mit 14 Abbildungen

Univ. of California

Felix Lehmann Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg
1917

911

Digitized by Google

DK 511
B3B8

Gift of Professor John B. Leighly

UNIV. OF
CALIFORNIA

Copyright by Felix Lehmann Verlag G.m.b.H., Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 6
1917

Digitized by Google

Inhalt

	Seite
Vorwort	VII
Aus der Heldenzeit	1
Riga und Reval	7
Der Ordensmeister Plettenberg	20
Leben und Sitten in der Zeit des Untergangs livländischer Selbständigkeit	31
Die Belagerung Rigas durch Gustav Adolf	46
Patkul	51
Herzog Friedrich Kasimirs von Kurland Hochzeit mit einer Tochter des Großen Kurfürsten	65
Dietrich von Keyserling und Friedrich der Große	71
Herder in Riga	77
Aus statthalterschaftlicher Zeit	84
Der Dichter Karl Petersen	89
Die Leiden des Pastors Seider	102
Karl Ernst von Baer in Rigaschen Kriegslazaretten	112
Drei altlivländische Kriminalgeschichten	121
Ein Sonntag auf einem landschen Pastorat	132
Studentenhaushalt	141
Georg Berkholz' „koddrige Lebensgeschichte"	153
Von hoffnungslosen Kämpfen: Erinnerungen eines Beteiligten	166

M23708

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort

Zusammenhängende Geschichte erwarte man von unserm Buche nicht; es will nur nach einem berühmten Vorbild, mit dem es sich freilich nicht messen kann, Stimmen der Vergangenheit zu uns sprechen lassen: die einst in lang verklungenen Tagen gelebt und gekämpft, gedarbt und genossen haben, sollen vor uns aufleben und von ihren Sorgen, ihren Erlebnissen, den Lebensformen ihrer Zeit selbst erzählen. Da aber unsre Heimat an zeitgenössischen Berichten keinen Überfluß hat, und sich auch nicht jedes schriftliche Bekenntnis unserm Zweck anpaßt, so möge hie und da auch der rückschauende Geschichtschreiber zu Wort kommen.

In der livländischen Geschichte ist viel Tragödienstoff aufgehäuft, und einander seltsam nahe gerückt erscheinen uns trotz entgegengesetzter Ziele gerade jetzt Anfang und Ende unseres Buches. Dort, im ekstatischen Zeitalter der Kreuzzüge, eine Bewegung von Westen her, die mit geistlichen und freilich auch allerweltlichsten Waffen die heidnischen Bewohner des fernen Ostlandes christlichem Glauben und deutscher Sitte unterwirft, und genau siebenhundert Jahre später ein mit unheimlichem Mangel an Ehrfurcht vor der Wirklichkeit geschichtlicher Tatsachen gepaartes und sich dennoch auf historische und sogar kirchliche Mission berufendes Unterfangen des slawischen Ostens, ein mit der Kulturwelt des Abendlandes eng verwachsenes Gebiet unter die Macht seiner Unkultur zu zwingen.

So verschiedene Zeiten unsre Bilder auch streifen: eins lehren sie in jedem Zuge: daß die geistige Heimat unsres Landes allezeit in Deutschland lag, wie auch ihre Fehler und Vorzüge deutsches Gewächs sind. Russisches hat nicht auf die Balten abgefärbt, und Esten wie

Digitized by Google

Letten sind ohne jeden Einfluß auf sie gewesen: sie waren, sind und bleiben kerndeutsch. Wenn der Haß sich gegen sie kehrte, und die Verfolgung sie bis in den Frieden ihrer Häuser bedrängte, so bewiesen sie die echt deutsche Tugend, die Uhland an seinen Stammesgenossen besonders schätzte: „Der wackre Schwabe forcht sich nicht", und in Lebensfreudigkeit haben sie es auch noch mit jedermann aufgenommen, mitunter sich selbst zum Schaden. Politisch einig sind sie freilich selten gewesen — sie wären sonst keine Deutschen, und in Kämpfen und in Bürgerkriegen ist ihr Blut in Strömen geflossen. Aber wer könnte ihnen vorwerfen, daß sie je das Erbe der Vergangenheit mißachtet und es an Pflichtgefühl haben fehlen lassen, ist doch ihre treue Ergebenheit selbst gegen harte, sie bis zur Erschöpfung ausbeutende, eidvergessene Landesherren nie bezweifelt worden.

Den Reichtum haben wir nicht angebetet und nach Golde nicht gedrängt. Selbst in Zeiten, da unsre Vorfahren die harte Last der Armut zu tragen hatten, öffneten sie jedem, ob Freund, ob Fremdem, gastfrei ihre Tür. Die Freude am Geben und Helfen gehört auch zur guten baltischen Eigenart.

Unberührt von Biertisch und Wirtshaus ist noch das Familienleben. Pietätvoller Sinn läßt den Balten seiner Väter gern gedenken, mag er Bürger oder Edelmann sein. Man schlage des alten, trefflichen Hippel „Lebensläufe" auf: wie stolz ist da die Frau Pastorin, daß sie von Vater- und Mutterseite von fünf Predigerahnen stammt, und zu den Verwandten zwei kurländische Superintendenten zählten!

Es ist wahr: das baltische Deutschtum ist immer eine etwas aristokratische Gesellschaft gewesen, im besten Sinne aristokratisch, ohne Hochmut, nach Lessingschem Begriff mitleidig: nos aliis lautet der Wahlspruch einer alten gemeinnützigen Verbindung der bürgerlichen Gesellschaft Rigas. Wie die törichterweise oft geschmähten baltischen Ritterschaften in der geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Hebung des Landvolks eine ihrer vornehmsten Pflichten gesehen haben, so ist auch von den Pfarrhäusern Liv-, Est- und Kurlands unermeßlicher Segen ausgeströmt. Alles das dem Russen unbegreiflich und darum anstößig, und da ihn das echt slawische Laster des Neides bis in die letzte Faser zerfrißt, kann er nicht ertragen, daß andre in den Grenzen seines Reichs es besser haben und besser sind, und ruht nicht eher, als bis er vernichtet und verwüstet hat, was seine Augen nicht sehen können: das wohlgeordnete Schulwesen, deutschen Wohlstand, deutsche Sitten, ein glückliches Leben am deutschen Herd.

Digitized by Google

Es sind nicht nur große geschichtliche Gestalten und geschichtliche Vorgänge, auf die das Licht unsrer Bilder fällt: man rühmt uns Balten nach, uns sei manch heitere Gabe in die Wiege gelegt; dazu rechne ich den guten, leichten Sinn, den Goethe das größte Glück des Lebens nennt. Hätten wir den nicht, woher wäre wohl die frische Kraft gekommen, uns mit dem „lumpigen Gesindel" herumzubalgen, wie Friedrich der Große die Russen nach der Schlacht bei Zorndorf nannte? Zu manchem düstern Kapitel gesellt sich ein lachendes: neben dem eifernden Bußprediger des sechzehnten Jahrhunderts stehen ein paar Humoristen des neunzehnten, und selbst das ernste Erlebnis eines politisch Verdächtigen aus den Tagen des „großen Nikolas" struwwelpeterschen Angedenkens ist mit poetischem Zauber verklärt. Sie alle haben tief aus dem Quell des Lebens geschöpft.

Was soll dies Buch der Vergangenheit uns lehren? „Zögernd kommt die Zukunft hergezogen" — vertrauen wir auf sie!

Berlin, den 1. Mai 1916.

A. B.

Digitized by Google

Schwert mit Knauf und Parierstange
aus Bronze.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Aus der Heldenzeit

Wer zum erstenmal baltisches Gebiet betritt, sei es in dem Winkel, wo Preußen und Kurland zusammenstoßen, sei es am Dünaufer angesichts der Türme Rigas oder auf dem estländischen Glint bei Reval oder dem Strande von Baltischport, empfängt sehr bald den Eindruck, daß er auf altgeschichtlichem Boden steht: die vielen an den Wegen liegenden Trümmer von Burgen und Kirchen sprechen eine allzu beredte Sprache, und ihre Steinschrift erzählt von den vielhundertjährigen Kämpfen, in denen sich das Deutschtum seinen Platz erstritten hat. Es waren kriegerische Stämme, mit denen es sich gemessen, die Liven, Litauer, Russen: oft wurden seine tapfer draufgehenden Scharen bis auf Bruchteile zusammengeschlagen und mitunter zerrieben, bis endlich harter, unaufhörlicher Arbeit gelang, die erste deutsche Besiedlung des zäh umstrittenen Landes zu sichern und zu behaupten.

Tutulusfibel.

Seit der Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts fällt helles Licht auf seine Geschichte. Die Vorzeit aber ist und bleibt nebelhaft. Nur so viel wissen wir, daß an jenem fernen Ostseegestade schon Jahrhunderte vor den Anfängen unsrer zuverlässigen geschichtlichen Kenntnis die Hauptstraßen des Völkerverkehrs gekreuzt haben. Bewohnt aber war es schon Jahrtausende vorher: das ist durch die Ausgrabungen des Rinnehügels am Burtneckschen See, an den einst sein Entdecker Graf Sievers seinen Freund Virchow führte, die Pfahlbauten am Arraschschen See, viele Funde auf der Insel Oesel und in Estland, vollends das Gräberfeld von Kiwisaare nördlich vom Wirzjerwsee nachgewiesen, die neolithische Wohnplätze festgestellt haben, aus denen sich, mag auch sonst die steinzeitliche Chronologie auf viele Fragen die

Digitized by Google

Antwort versagen, so viel mit Sicherheit feststellen läßt, daß die Ostseeprovinzen spätestens zu Anfang des zweiten Jahrtausends vor unsrer Zeitrechnung besiedelt gewesen sind von einer Bevölkerung, die sich von Jagd und Fischfang genährt und Waffen und Werkzeuge aus Steinen, Horn und Knochen selbst gefertigt und nicht etwa von weitem hergeholt hat.

Von ihr stammen die heute das Land bewohnenden Letten und Esten nicht ab; ihre Vorfahren sind vielmehr weit später in wohl weit auseinanderliegender Zeit in das Gebiet eingedrungen. Vorausgeschritten mögen wohl die Letten sein. Im sechsten und siebenten Jahrhundert sind, wie man annimmt, finnische Stämme aus Karelien über den Narwafluß gekommen und haben die Gebiete bis zum Meer und zum größten Teil auch die vorgelagerten Inseln besetzt. Nach dem Lande, worin sie sich ansiedelten, erhielten sie den Namen der Esten, waren auch jenseit des Meeres als Seeräuber gefürchtet und wichen selbst dem Kampf mit den kriegerischen Normannen nicht aus. Bewiesen ist, daß die Sprache der finnischen Stämme in einer Zeit, die weit vor ihrer Einwanderung liegt, vom Ostgermanischen stark beeinflußt worden ist.

Lebhafter Verkehr herrschte in der Wikingerzeit, im zehnten und elften Jahrhundert, zwischen den ostbaltischen Gebieten und Schweden. So manche nordische Sage berichtet davon; wichtigere Beweise sind zahlreiche Funde, Runensteine, im Ostbaltikum und in Schweden. Der eine Hauptweg, den der skandinavische Handel nahm, führte bei Domesnäs vorbei zur Dünamündung. Von dort fuhren die Schiffe den Fluß hinauf bis in die Gegend, von der man leicht zum Dnjepr gelangen konnte, der dann an das Schwarze Meer und weiter nach Konstantinopel führte. Auf dem andern Hauptwege erreichte man über die Newa, den Ladogasee und den Wolchow Nowgorod, von wo man bis an die obere Wolga vordrang: dort tauschten schwedische Kaufleute mit arabischen Waren aus.

Dem deutschen Handel ist die östliche Ostsee bis in das zwölfte Jahrhundert verschlossen gewesen. Da sind deutsche Kaufleute, die von Lübeck und Wisby kamen, wohl bald nach der Erbauung der Travestadt (1158) zur Mündung der Düna vorgedrungen, den Fluß hinaufgefahren und mit den Bewohnern des von ihnen entdeckten Gebiets in Tauschhandel getreten. Bald verband sich — es war das Zeitalter der Kreuzzüge — mit den wirtschaftlichen Zielen des deutschen Kaufmanns der Missionseifer der deutschen Geistlichkeit.

Digitized by Google

Diese Heldenzeit fand in dem in Livland eingewanderten deutschen Priester Heinrich einen zeitgenössischen Geschichtschreiber. Er hat die Ereignisse, die er erzählt, zum bedeutenden Teil mit erlebt, ist mit tätig gewesen, hat scharf beobachtet, ist unparteiisch und berichtet ehrlich und schlicht. Dank guten Verbindungen ist er vortrefflich unterrichtet. Wenn wir seine Chronik nicht hätten: wie unsicher stünde es um die Kenntnis dieser ersten wichtigen Jahrzehnte der Gründung und Erstarkung des livländischen Kirchenstaats! Sie reicht bis zum Jahre 1227. Wir greifen aus dem lateinisch geschriebenen „Chronicon Livoniae" ein paar Abschnitte heraus und geben sie in der hier und da abgeschliffenen Übertragung Eduard Pabsts wieder (Reval 1867):

„Die göttliche Vorsehung, die Raabs [Ägyptens] und Babylons, das heißt der verirrten Heidenschaft, gedenkt, hat in unsern neuern Zeiten die götzendienerischen Liven vom Schlaf des Götzendienstes und der Sünde durch das Feuer ihrer Liebe folgendermaßen aufgeweckt.

Es war ein Mann von ehrenwertem Wandel und in ehrwürdigem grauem Haar, Meinhard, ein Priester des heiligen Augustinus im Kloster Segeberg [in Holstein]. Der kam lediglich um Christi willen und um zu predigen nach Livland. Denn es pflegten deutsche Kaufleute, mit den Liven in Freundschaft verbunden, häufig zu Schiff Livland auf dem Dünafluß zu besuchen.

Nachdem der vorbenannte Priester vom König Woldemar von Polozk, dem die damals noch heidnischen Liven zinspflichtig waren, die Erlaubnis hierzu und auch Geschenke erhalten hatte, griff er herzhaft das Gotteswort an, predigte den Liven und baute im Dorf Uexküll eine Kirche. Im nächsten Winter aber verheerten die Litauer Livland und führten gar Viele in die Gefangenschaft fort. Vor ihrer Wut entwich Meinhard, indem er sich mit den Leuten aus Uexküll den Wäldern anvertraute. Als die Litauer wieder abzogen, rügte Meinhard die Torheit der Liven, weil sie keine Befestigungen hätten: sie sollten, das verhieß er ihnen, Burgen haben, sobald sie sich entschlössen, Kinder Gottes zu werden und zu bleiben. Das aber versprachen sie und bekräftigten die Annahme der Taufe durch einen Eid. So brachte man denn im nächsten Sommer aus Gotland Maurer her. Unterdessen beteuerten die Liven abermals, sie würden den Glauben annehmen: so ließ sich denn, noch bevor der Bau der Burg Uexküll begann, ein Teil des Volkes taufen; wenn die Burg aber vollendet dastünde, versprachen sie allesamt, obwohl mit Lug, sich taufen zu lassen. So

Digitized by Google

erhoben sich denn die Mauern in die Höhe. Der fünfte Teil der Burg fiel dem Priester als Eigentum zu, weil er auf seine Kosten erstand, nachdem er den Kirchengrund erworben hatte. Als aber endlich die Burg erbaut war, wurden die Getauften rückfällig, die noch nicht Wiedergeborenen aber verweigerten die Annahme des Glaubens. Dennoch stand Meinhard von seinem Vorhaben nicht ab.

Zu derselben Zeit hatten die Semgallen, benachbarte Heiden, von dem Bauwerk aus Steinen gehört, und da sie nicht wußten, daß diese mit Mörtel aneinander befestigt werden, kamen sie mit großen Schiffstauen und meinten in ihrem törichten Wahn, die Burg in die Düna reißen zu können. Allein sie wurden von den Armbrustern verwundet und zogen mit Schaden wieder ab. Die Nachbarn vom Holm [Martinsholm] hintergingen Meinhard mit ähnlichem Versprechen und gelangten, da ihnen eine Burg gebaut wurde, durch List zu gutem Gewinn. Sechs ließen sich gleich anfangs taufen, was auch ihre Absicht dabei gewesen sein mag.

Während des Baus der beiden Burgen [Uexküll und Martinsholm] wurde Meinhard vom Erzbischof [Hartwich dem Zweiten] von Bremen zum Bischof geweiht [1186].

Nach Vollendung der zweiten Burg aber vergaßen die Argen des Eides und logen sich selber: es war auch nicht einer, der den Glauben annahm. Da entrüstete sich freilich des Priesters Seele, zumal sie, nachdem sie seine Habe geplündert und seine Leute mit Fäusten geschlagen, allmählich auch ihn aus ihrem Gebiet zu verdrängen beschlossen. Die Taufe, die sie im Wasser erlangt hätten, meinten sie durch Abwaschung in der Düna wieder abzutun und nach Deutschland heimzuschicken . . .

Als Bischof Meinhard die Verstocktheit der Liven sah, und daß seine Arbeit umsonst gewesen, versammelte er die Kleriker mit den Brüdern [den Ordensgeistlichen], begab sich zu den Kauffarteischiffen, die soeben zu Ostern nach Gotland segeln wollten, und gedachte wieder abzuziehen. Da fürchteten und argwöhnten die Liven in ihrer Schlauheit, ein Christenheer werde über sie kommen, daher sie mit List und unter Tränen und auf vielerlei andre Art heuchelnd den Bischof zurückzurufen suchten und sprachen, wie einst jene zum heiligen Martin, obschon nicht in ähnlicher Absicht: ‚Warum, Vater, gibst du uns auf? Oder warum verlässest du uns Hilflose? Denn zieht der Hirte davon, so setzt er seine Schafe zu arger Gefahr dem Rachen der Wölfe aus.‘

Digitized by Google

Und die Liven verſprachen ihm wiederum, den Glauben völlig anzunehmen. So traute der Harmloſe jedem Worte, und auf Rat der Kaufleute und die zugleich erhaltene Zuſicherung, daß ein Heer kommen werde, kehrte er mit den Liven zurück. Es hatten nämlich einige von den Deutſchen und etliche von den Dänen und Normannen [Norwegern] und von einzelnen [andern] Völkern verſprochen, eine Heeresmacht herzuführen, wenn es not täte. Nach der Abfahrt der Kaufleute aber grüßten die Holmiſchen den heimkehrenden Biſchof mit Judas' Gruß und Geſinnung und ſprachen: ‚Gegrüßet ſeiſt du, Rabbi!' und fragten, wieviel das Salz oder Watmal [grobes Wollenzeug] auf Gotland koſte. Da hielt der bittere Schmerz ſeines Herzens die Tränen nicht mehr zurück. Er ging hinüber nach Uexküll und begab ſich wieder in ſein Haus. Er ſetzte einen Tag an, das Volk zu verſammeln und an das Verſprechen zu mahnen: des Tages achteten ſie nicht, das Verſprechen erfüllten ſie nicht . . .

Indeſſen ſank Biſchof Meinhard milden Angedenkens nach vielen Mühſalen und Schmerzen aufs Lager, und als er ſeinen Tod kommen ſah, berief er alle die Älteſten von Livland und Treiden und fragte ſie, ob ſie nach ſeinem Tode fortan ohne Biſchof ſein wollten. Sie aber verſicherten insgemein, daß ſie ſich lieber eines Biſchofs und Vaters erfreuen wollten. Und eine Weile danach beſchloß der Biſchof ſeine Tage [1196]."

Meinhards Nachfolger Biſchof Berthold fiel im Kampf mit den Liven, die abermals, als die deutſchen Kaufleute heimreiſten, das Miſſionswerk zu erſticken ſuchten. Heinrich berichtet darüber folgendes:

„Schon hatte der Wind die Segel davongejagt, und ſiehe, die treuloſen Liven treten aus ihren Badeſtuben, benetzen ſich mit dem Waſſer der Düna und ſprechen: ‚Hier tun wir nun das Taufwaſſer mitſamt dem Chriſtentum ab durch das Waſſer des Fluſſes und entledigen uns des angenommenen Glaubens, den wir den abziehenden Sachſen hinüberſchicken.' Jene aber, die wieder abgezogen waren, hatten in den Aſt eines Baumes etwas wie einen Menſchenkopf eingeſchnitzt: weil nun die Liven dieſen für den Gott der Sachſen hielten und glaubten, daß ſie dadurch Überſchwemmung und Peſtilenz über ſie brächten, ſo kochten ſie dem Brauch gemäß einen Met und zechten und hielten Rat, worauf ſie den Kopf vom Baum nahmen, Holz zuſammenbanden, den Kopf darauflegten und den vermeintlichen Gott

Digitized by Google

der Sachſen mit dem Chriſtenglauben den Heimkehrenden nach Gotland übers Meer hinüberſchickten.“

Erſt dem großen Biſchof Albert, dem Neffen des Erzbiſchofs Hartwich von Bremen, der zum erſtenmal im April 1200 mit einer Schar von Kreuzfahrern, die er in verſchiedenen Gebieten Niederſachſens geworben hatte, und dreiundzwanzig Schiffen in die Düna zog und das Miſſionswerk von neuem begann, gelang nach unſäglichen Kämpfen und Mühen, den Widerſtand der eingeborenen Stämme zu brechen, die livländiſche Kirche und einen livländiſchen Staat zu gründen, die Ordnungen, wie ſie im deutſchen Mutterlande üblich waren, auf die Oſtſeekolonie zu übertragen und die ſtaatsrechtliche Stellung Livlands dem Deutſchen Reich gegenüber feſt zu umgrenzen: er ſtiftete den Schwertbrüderorden, eine mächtige Ritterſchaft, wurde deutſcher Reichsfürſt und trug das Land dem Stauferkönig Philipp zu Lehn auf. Jahr für Jahr berichtet Heinrich der Chroniſt über die ſtürmiſchen Kämpfe und Gegenſätze im Lande, deren Alberts machtvolle Perſönlichkeit ſchließlich Herr wurde. Faſt bis an deſſen Tod führt er ſeine lebensvolle und wahrheitstreue Erzählung, die in einen Lobgeſang auf die Jungfrau Maria ausklingt.

Silberne Armbruſtfibel.

Digitized by Google

Riga und Reval

Als Stützpunkt seiner Unternehmungen gründete Bischof Albert im Sommer 1201 an der Düna die Stadt Riga, um hinter den Mauern, mit denen er sie umgab, den Angriffen der heidnischen Bevölkerung zu trotzen und einen arbeitsamen Bürgerstand heranzubilden. Er erbaute sie „auf einem weiten Gelände, neben dem ein Schiffshafen sein konnte," und stattete sie reich mit Grundbesitz und allerlei Freiheiten aus, um Kaufleute aus der Ferne heranzulocken. Nach deutschem Vorbilde sorgte er für Rechtspflege und tüchtige Verwaltung, setzte Rat und Vogt ein und baute Kirchen und eine bischöfliche Pfalz. Unter dem Krummstab lebend, hat Riga die Abhängigkeit von Bischof und Erzbischof meist nur wenig empfunden: es war eigentlich so gut wie autonom, und in seinem Innern trug ein tüchtiges deutsches Bürgertum so selbstbewußt wie nur je in irgendeiner andern deutschen Stadt sein Haupt hoch. Auch als es unter die Herrschaft des Ordens fiel, hat es sich, freilich nach harten Kämpfen, auch zu ihm zu stellen und seine Selbständigkeit zu wahren gewußt.

Siegel der Stadt Reval.

Einen bekannten Namen hat sich Riga schon in früher Zeit als Handelsstadt erworben. Städtische und Handelsinteressen deckten damals einander völlig, und die Verwaltung der Stadt lag in den ersten Jahrhunderten fast ausschließlich in der Hand von Kaufherren. Wie mit deutschen Städten hat sie mit den russischen Kaufleuten aus Nowgorod, Polozk, Pleskau, Smolensk gehandelt, war es doch ihre Aufgabe, zwischen dem bereits zum Gewerbebetrieb übergegangenen

Digitized by Google

Westen und dem zahlreiche schätzenswerte Rohprodukte erzeugenden slawischen Osten zu vermitteln. Besonders lebhaft waren aber auch die Beziehungen zu den norddeutschen Städten, zu Danzig, Lübeck, Hamburg, Bremen, und im Hansebunde ist sie eine der angesehensten Städte gewesen.

Früh wurde Riga aber auch ein wichtiges Kulturzentrum, von wo sich christliche Gesittung über das Land verbreitete: es vermittelte deutsche Bildung den kleinen Städten des Landes und den Bewohnern der Burgen und Schlösser. In den Klöstern waren die klugen Zisterziensermönche fleißig am Werk und wurden die Lehrmeister der Jugend. Der Wohlstand stieg, und stolze Häuser, das Rathaus, die Gildstuben, das Schwarzhäupterhaus, schmückten die Stadt, und Kirchen, deren sich Riga noch heute erfreut, wuchsen zu imposanten Baudenkmälern aus: einen so schönen Kreuzgang wie den des Rigaschen Domes hat keine norddeutsche Kirche aufzuweisen.

Immer wieder sich erneuernder Zustrom aus dem deutschen Mutterlande hob und vertiefte die geistige und sittliche Bildung. Gerade die hohe Kulturstufe der Rigaschen Bevölkerung und ihr Selbständigkeits- und Freiheitsdrang erklären uns, daß Riga eine der ersten Städte war, die sich freudig zur Kirchenreformation Luthers bekannten, früher als Hamburg, Lübeck, Berlin. Ohne Kampf und Streit ist aber der Protestantismus auch in Riga nicht groß geworden: Bilderstürmer und Schwarmgeister gefährdeten ihn auch dort. Riga war Glied des Schmalkaldischen Bundes: welch stolze Empfindung erfüllte uns Knaben, als wir auf einem Bilde des Wormser Lutherdenkmals das Wappen unserer Vaterstadt entdeckten!

Nur durch diese stramme protestantische Überzeugung der Bürger Rigas ist die unter der polnischen Herrschaft mit allen Listen versuchte Zwingung unter den Katholizismus kräftig abgewiesen worden. Von vierzigjähriger polnischer Wirtschaft, der düstersten Zeit unserer vaterstädtischen Geschichte, befreite die Stadt Schwedens junger Heldenkönig, und in den Stürmen des großen Nordischen Krieges kapitulierte sie am 4./14. Juli 1710 mit Peter dem Großen.

Nur wenig jünger als Riga ist die stolze, herrliche Schwesterstadt Reval.

Im Frühjahr 1219 war der Dänenkönig Waldemar der Zweite mit seinen Mannen an der estländischen Küste gelandet. Die auf dem heutigen Domberg gelegene Estenburg Lindanissa wurde erobert, die Esten selbst schienen gewonnen zu sein und versprachen sich taufen zu

Digitized by Google

lassen, um sich alsbald wider den Eroberer zu kehren, bis sie niedergeschlagen wurden. Wohl mußte Waldemar vor dem Deutschen Orden zurückweichen, aber nachdem die Ordensherrschaft nur kurze Zeit gewährt hatte, fiel der größte Teil Estlands wiederum den Dänen zu.

Zu Füßen des Dombergs breitete sich eine Niederlassung aus von Westfalen und Niedersachsen, die der Weg über Wisby hingebracht hatte, und aus ihr entwickelte sich die Stadt Reval so schnell und glücklich, daß sie schon zu Ende des Jahrhunderts eine weit und breit bekannte Handels- und Hansestadt war. Im Jahre 1346 kam sie abermals an den Orden und blieb mit ihm verbunden bis zum Jahre 1562, da sie sich Schweden unterwarf. Im September 1710 öffnete sie nach tapferer Verteidigung, zerschossen und durch die Pest an den Abgrund getrieben, Peter dem Großen ihre Tore.

Ein anmutiges Bild dieser schönsten Stadt unserer baltischen Heimat und ihres lebhaft bewegten Handels und Wandels im ausgehenden Mittelalter entwirft uns Friedrich Bienemann mit beredter Sprache in seinen Vorträgen „Aus Baltischer Vorzeit" (Leipzig, Duncker & Humblot, 1870):

„Unser Bild gehört zum historischen Genre. Vom Grunde des livländischen Staatslebens, hinter dem sich noch bedeutendere Perspektiven eröffnen, hebt sich als Mittelpunkt unsere gute alte Stadt ab, wie sie etwa im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts dastand. Von denselben turmgekrönten Mauern umschlossen, die uns noch jetzt den Umfang des alten Reval genau bezeichnen, lehnt sie sich, vom Meere allmählich aufsteigend, an den Domberg, auf welchem das Komturschloß des Deutschordens mit seinen vier Türmen, über alle hinaus ‚der lange Hermann', emporragt. Um die Ost- und Nordseite des Schlosses zieht sich ein Graben, an dem sich auf der heutigen Stelle das Gildehaus der domischen Bürger erhebt, deren Wohnungen mit denen des harrischen Adels sich um die Kathedrale und den Bischofshof reihen. Vielleicht weist der Dom unter allen Bezirken der Stadt die wesentlichsten Veränderungen auf.

Unten ziehen sich von Tor zu Tor, schneiden und kreuzen sich die uns bekannten Straßen. Dieselben Kirchen, in denen wir uns versammeln, nur um einige Kapellen zahlreicher, laden zum Gottesdienst. Fast in denselben Gebäuden wie noch heute walten die Väter und Ältesten der Stadt. Ja, von allen Häusern schaut noch ein guter Teil auf uns herab. Haben doch nur wenige Städte so sehr

Digitized by Google

ihr Gepräge bewahrt, das frühere Jahrhunderte ihnen aufgedrückt. An Nürnberg, Lübeck, Danzig, Augsburg, an Lindau, Andernach und andere schließt Reval sich hierin nicht nur würdig an; mehr vielleicht als irgendwo ist dieses Gepräge hierin ein einheitliches geblieben. Die hohen Giebelhäuser mit ihren Spitzbogentüren und dem dröhnenden Klopfer, mit dem weiten Flur und den gewundenen Treppen und Galerien, mit der unbelebten Vorderseite und den Fenstern nur auf den Hof, mit den gereckten Rauchfängen und der eisernen Giebelkrone, die großen Brunnen auf den Straßen, die mächtigen Speicher, der Gang hinter der Mauer, die Tore mit dem Stadtwappen und den Rosen und Gelbveigelein am Fensterchen: nicht als Ruinen stehen uns diese Denkmäler vergangener Zeit gegenüber, sie gehören zu unserer Erscheinung, sie sind das Ahnenkleid, das wir aus Pietät wie auch aus Dürftigkeit uns übergezogen haben. Jede Stadt, die sich ihr altes Gewand im ganzen unverändert bewahrt hat, legt damit Zeugnis ab, daß ihre letzte Blütezeit weit dahinten liegt. Warum zeigen die Paläste der venetianischen Nobili meist nur die edlen Formen der Renaissance? warum die Häuser der Kaufherren Danzigs und Augsburgs nur die freiere oder ängstlichere Nachahmung dieses Stiles? Sie feierten eben ihre Glanzzeit, als die italienische Baukunst ihren Triumphzug durch den Erdteil hielt. Da hemmte der Dreißigjährige Krieg das Leben der einen, da schlug die anschwellende Seemacht der Holländer den anderen die Wunde. Nürnberg, Lübeck und Reval sanken um die Epoche der Reformation, jede aus anderen Ursachen, und jede behielt ihr Kleid, eine wehmütige Erinnerung an die entschwundene Glanzperiode. Doch den anderen Städten ist der Wohlstand wieder genaht, mit ihm kehrt die Baulust zurück; wer tritt doch gern unter Menschen im altfränkischen, wenn auch noch so kostbaren, noch so werten Gewande! Einzelne Prachtstücke werden wohl erhalten, neu aufgeputzt, aber aus der Berührung des frisch pulsierenden Lebens gewiesen. War auch noch manches Stück gut und haltbar, der neue Rock ist doch bequemer und paßt zur Allgemeinheit.

Reval steht noch einsam und verlassen; es braucht keinen Staat zu machen, es würde ihn niemand sehen; es kann keinen machen, das Brot ist ja nötiger als der Rock. Reval hofft freudiger und zuversichtlicher denn je; wolle Gott, die Hoffnung erfülle sich bald! dann schwindet auch das alte ehrwürdige Kleid, es ward doch recht enge und drückend. Dann mahnt uns aber auch nicht jeder Gang durch

Digitized by Google

die Straßen, daß dieſe Stadt ihren früheren Höhepunkt ſchon vor vierthalbhundert Jahren gewonnen und verloren hat.

Vor vierthalbhundert Jahren? Das war in Nürnberg die Zeit Adam Krafts, Dürers, Peter Viſchers, da die Formvollendung der italieniſchen Künſtler auch auf die Werke der deutſchen Meiſter einwirkte, da die äußerſte Spätgotik von Motiven, die der Renaiſſance entnommen waren, durchdrungen wurde. Wir ſind hier in unſerer Architektur nicht über den Stil des vierzehnten Jahrhunderts hinausgekommen. Nur der lichte Chor von St. Olai zeigt die Struktur der Spätgotik, wie ſie im fünfzehnten Jahrhundert ſich Bahn gebrochen. Die Formen derſelben treten zuerſt in Hans Pauls Gedächtnismal vom Jahre 1513 an der Außenwand der erwähnten Kirche auf; ſie waren entſchieden hier das neueſte; denn ſie kehren nur noch 1539 am Wappenſchilde des großen Strandtors wieder. Um ein Jahrhundert etwa iſt das Denkmal zurückgeblieben.

Mit jenem Quellpunkt altdeutſcher Kunſt im Herzen des Vaterlands hält die äußerſte Hanſeſtadt natürlich keinen Vergleich aus. Aber doch werfen unſere Bauwerke Streiflichter auf den Grad und die Richtung geiſtigen Zuſammenhanges der Kolonie mit der Heimat, wie der einzelnen baltiſchen Niederlaſſungen untereinander. Hier iſt dieſes nicht auszuführen. Genug, wir ſehen, wie ſpärlich und langſam uns die in Deutſchland begonnene Strömung erreicht; wie der herübergelangte Tropfen keinen Anſatz zur Wellenbildung macht, ſondern erſtarrt. Die künſtleriſche Regung erſtirbt zur Handwerksſchablone, von der nicht gelaſſen wird. Andererſeits ſehen wir in Reval ſtärker als irgend ſonſt im baltiſchen Lande den Formenſinn geweckt, gewiß nicht ohne Einfluß der Felsbildung des Bodens und der maleriſchen Umgebung. Während im übrigen Lande nur der Ton geknetet wurde, brachte hier allein der Kalkſtein den Meißel zur Anwendung. Er ſetzte die wenn auch rohen, doch monumentalen Torbogen unſerer Häuſer, er ſchmückte die Fenſter der Kirche mit Maßwerk; er ſchuf das geſamte Kenotaph an der Oſtwand der Bremerkapelle, das einzige alte Skulpturwerk von dieſem Umfange in den Provinzen, und den Bogenfries an der Strandpforte, wie er kräftiger und ſchöner kein Feſtungstor zieren kann.

Die Tore ſchloſſen auch in vollerem Maße als jetzt das ſtädtiſche Leben ab. Keine Vorſtadt füllte den Raum zwiſchen dem Glint und dem Stadtgraben mit den ſchützenden Mauern; hie und da klebten

Digitized by Google

an diesen, wie am Dom, hölzerne Katen, kleine Hütten, die häufig in Feuer aufgingen. In größerer Entfernung lag das steinerne Johannisspital, für die Aussätzigen gestiftet, später für andere Schwerkranke bestimmt, mit seinen Nebengebäuden an der Straße nach Dorpat. Mehrere Mühlen hemmten den Lauf des Flüßchens, das vom oberen See im Süden der Stadt dem Meer zueilt. Ein Pockenhaus und die Reperbahn erhoben sich vor der Strandpforte. Weiter war Fischermai ein ansehnliches Dorf mit eigener Kirche; den Schluß der Halbinsel bildete der treffliche Wald von Ziegelskoppel. Rund um die Stadt lagen, mit Landhäusern untermischt, Gärten, Felder und Weiden der Bürger, deren vielbesuchter Vergnügungsort der ‚Rosengarten' vor dem großen Strandtor war, ein zur Abwehr des grasenden Viehes von einer Mauer umgebener Hügel, welcher von einem hohen weitästigen Baume in seiner Mitte beschattet wurde. Hier genoß man jeden Geschlechts und Alters freie Luft und die Aussicht über das Meer und den Verkehr im Hafen. Auch ging häufig der Becher umher, und der grüne Rasen diente zum Tanzplatz; denn den Handelsfreunden pflegte vor dem Absegeln noch ein ländliches Abschiedsfest gegeben zu werden. So wurde der Ruf Revalscher Gastfreundschaft schon damals in alle Lande getragen, und mit ihm paarte sich seit langem der eines blühenden tüchtigen Gemeinwesens.

Die Verfassung desselben, die Selbstregierung streng abgeschlossener, sich einander überordnender Körperschaften, hat sich bekanntlich in vielem äußerlich bis auf unsere Tage erhalten. Heute deckt sie nicht mehr das Bedürfnis; sie ist nicht mehr der Ausdruck der gültigen Lebensprinzipien. Die ständische Ordnung des Mittelalters verlieh die Teilnahme am politischen Handeln einzelnen berechtigten Kreisen, die lebhaft und allgemein sich betätigten; denn der Besitz eines edlen Vorrechts weckt die Begierde, sich seiner zu bedienen, und lehrt es als Pflicht erachten. Der demokratische Individualismus der Neuzeit verlangt die Gleichberechtigung aller, die sich doch nur aufs Reden beschränkt und beim Verhallen der Stimmen das Ersterben des Pflichtgefühls, das den einzelnen zum politischen Handeln treibt, zur Folge hat, die notwendig zur Herrschaft weniger hinleitet und allmählich die gleiche Nichtberechtigung aller stabiliert. Damit wird kein Urteil gesprochen; es gilt nur die Verschiedenheit der Anschauungen von damals und jetzt zu konstatieren.

Aber auch die Verhältnisse sind in der Tat ganz andere geworden. Die scharf umgrenzten Berufskreise des Mittelalters wiesen

Digitized by Google

einen jeden in die gebührende Genossenschaft und gaben ihm damit seinen Anteil an Pflichten und Rechten. Die wenigen Gelehrten, die nicht zur Geistlichkeit gehörten, standen im Dienste der Regierung und erlangten so den ihrer Stellung entsprechenden Einfluß. So fielen in älterer Zeit die bedeutenderen Elemente der Bevölkerung mit den zur Teilnahme am Gemeindeleben Berufenen zusammen. Aber im Fortschritt der Jahrhunderte erwuchsen neue Berufszweige, die in den alten Gehegen keinen Raum fanden. Daher umfassen die berechtigten Körperschaften nicht mehr wie einst die Summe des in der Stadt vorhandenen Kapitals an Geld, Intelligenz und männlicher Tüchtigkeit. Um dieses alles dem Wohle des Gemeinwesens nutzbar zu machen, sind sie im Verständnis ihrer Aufgabe daran gegangen, die alte Verfassung nach modernen Ansprüchen umzuformen. Wie sorglich dieses auch geschehen ist, wie sehnlich wir auch die Früchte dieser Bestrebungen erwarten — jetzt wissen wir es ja: ‚Der Rat hat nichts mit Politik zu tun', und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Freilich Anno 1500 war es anders. Vermöge des Autonomierechts lag es im Geiste der deutschen Verfassung, daß jede politische Korporation, also auch jede Stadt, berechtigt war, sich selbst die Normen zur Regelung ihres inneren Lebens zu geben. Die livländischen Städte sind durch die Gunst der Verhältnisse sehr schnell zu einer selbständigen Existenz erstarkt, weil ihren Landesherren bei der gefährdeten Lage solches nur erwünscht sein konnte. So erlangten sie in wenigen Jahrzehnten, was die wichtigsten deutschen Städte nur im Laufe der Zeit erwarben, und selbst das noch in größerer Ausdehnung: Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Besteuerungsrecht, Grundherrlichkeit, Kriegs- und Münzrecht, Reval auch noch vom Bischof die Freiheit von allen Eingriffen seiner Gewalt. Von Verpflichtungen Revals gegen den Ordensmeister ist eigentlich nur die Heeresfolge, und auch sie nur in letzter Zeit, bekannt. Der Komtur auf dem Schloß hatte über die Stadt gar keine Machtvollkommenheit. Diese übte der Magistrat aus, nur durch die Sitte und die selbstgesetzten und mit den Gilden vereinbarten Willküren beschränkt. Er ergänzte sich selbst, wie noch heute, und zwar kaum mehr aus den patrizischen oder ritterbürtigen Geschlechtern, deren es um die Scheide des Jahrhunderts noch 15 bis 25 gab, die mit den estländischen Adelsfamilien verwandt waren, wie viele von diesen aus der Stadt stammten. Doch vermag ich keine mit Sicherheit zu nennen, weil wir noch keine aus-

Digitized by Google

reichende Kenntnis der Revalſchen Ratsglieder beſitzen. Der Handelsſtand war der herrſchende geworden, aus dem ſich allmählich eine neue ſtädtiſche Ariſtokratie heranbildete, die jedoch den Eintritt in den Rat auch Neueingewanderten nicht engherzig verſchloß. Bei ihren weitſchichtigen Verbindungen waren die Kaufleute auch ganz beſonders geeignet, die Leitung des politiſchen Ganzen ſelbſt in Händen zu halten.

Die vier Bürgermeiſter und der Syndikus, die vierzehn Ratsherren und der Stadtſchreiber mußten die Augen gar offen haben; die Große Gilde und die beiden Handwerkergilden des heiligen Kanutus und St. Olaus hörten in ihren Häuſern von manchen Dingen reden, die gar weit über zünftige Streitigkeiten, über unbefugtes Brauen, Verkauf vor den Toren, über die Frage, ob ein Bruder durch zu niedere Heirat ſein Gilderecht verwirkt habe und dergleichen, hinaus gingen. Allerdings berührten die meiſten Verhandlungen das ſpezifiſche Lokalintereſſe, aber deſſen Grenzen waren ſehr weit geſteckt. Die geſamte Verwaltung, Jurisdiktion und Verteidigung waren bei dem Magiſtrat, nur daß der lübiſche Rat als Oberhof bei Rechtsentſcheidungen angeſehen wurde. Die ſtädtiſchen Einnahmen beſtanden im Ertrage der übrigens geringen Stadtgüter und den Renten der ſtädtiſchen Immobilien, als Mühlen, Buden, Speicher, Häuſer, Bauplätze, in den Handelsgebühren und der zeitweilig auferlegten Akziſe. Eine direkte Beſteuerung kommt in unſerer Periode nicht vor. Der Rat ſchloß auch für die Stadt Geldgeſchäfte mit dem Orden ab, wofür ihr Güter verpfändet wurden. Ganz perſönlich hatte er für die Wehrhaftigkeit zu ſorgen. Jedem Ratsgliede war ein Tor oder Turm anvertraut, die in gutem Stand gehalten und mit der gehörigen Menge Geſchützes und Mannſchaft beſetzt ſein mußten. Auch zogen ſie ſelbſt ins Feld und hatten, zuweilen gemeinſam mit den Älterleuten der Gilden, die Vertretung ihrer Gemeine auf den zahlreichen Hanſe-, Land- und Städtetagen.

Welch ein belebender, kräftigender Einfluß ſtrömte von dem regen Verkehr unter den Städten Livlands auf ſie zurück! Schon daß die Zuſammenkünfte nicht einzig an einen oder zwei Orte, nicht einmal an die vornehmſten im Lande gebunden waren, unterhielt überallhin Teilnahme und tätigen Eifer für die gemeinſame Sache. In allgemeinen Angelegenheiten der Städte waren Riga, Reval und Dorpat faſt ebenbürtig; jede von ihnen iſt mächtig, die anderen zur Beratung zu berufen. Doch finden ſich eben ſo häufig Städtetage zu Pernau oder zu

Digitized by Google

Wolmar erwähnt; auch wohl zu Fellin oder zu Wenden. Kaum eine Stadt ließe ſich nennen, die nicht wenigſtens einmal als mitvertreten verzeichnet wäre. Norm und Form der Beratung und Beſendung waren nicht ängſtlich gemeſſen. Mitunter bleiben die Sendboten lange beieinander und korreſpondieren noch während der Tagſatzung mit dem Rate ihrer Städte, empfangen nachträglich Inſtruktionen und Antwort auf ihre Fragen. Mitunter in dringenden Angelegenheiten treten ſie vollmächtig auf, nicht nur um zu beraten, ſondern um zu beſchließen, und was ſie beſchließen, bindet die Städte. Teils ſind es äußere Angelegenheiten, Ordnungen und Intereſſen der Hanſe, teils innere Fragen, einheimiſches und ſtädtiſches Recht, welche den Gegenſtand der Beratung und Beſchließung bilden. Eine Folge unter vielen dieſes feſten Zuſammenſtehens war es, wenn die livländiſchen Städte früh mitentſcheidenden Einfluß auf die Frage über Krieg und Frieden mit Rußland erlangten; nicht ſelten beraten ihre Geſandten ausdrücklich darüber.

Wie groß mußte da die politiſche Ausbildung vor allen bei den Gliedern der Ratskorporation werden! Ihr Geſichtskreis mußte ſich notwendig weit über das innere Leben der Stadt hinaus erweitern. Denn nicht allein die Verhältniſſe zur benachbarten Ritterſchaft, zum Landesherrn, zu den Schweſterſtädten, zur ganzen inneren und äußeren Politik Livlands mußten erfaßt werden, ſondern auch die kommerziellen und politiſchen Beziehungen zu den Nachbarn waren zu betrachten, da die Verbindung mit der Hanſe auch die livländiſchen Städte, wenn auch nicht immer zum wirkſamen Eingreifen in die Verhältniſſe des Nordens, ſo doch zur Berückſichtigung derſelben führen mußte.

Und die Teilnahme an ſolcher Stellung verdankte Reval ſeinem Handel. Ja, damals kamen die Schiffe zahlreich in den Hafen, die großen weitbauchigen Koggen, die bald zum Kriege ausgerüſtet werden konnten, die kleineren Schnicken, die Kreyer, die die gewöhnliche Fahrt nach Lübeck beſorgten, die ſchnellſegelnden Schuten, wie ſie zur Küſtenfahrt und nach Wiborg und Schweden gebraucht wurden. Da löſchten ſie ihre Ladung: Salz, Früchte, Hopfen, Heringe, Wein, der ſtark nach Rußland verführt wurde, und über deſſen Verfälſchung die Ruſſen wohl mit Recht klagten; denn man hielt in Danzig einen ‚Ruſchen Wein‘ beſonders zum Export der Revaler bereit; ferner Eiſen, engliſches und flandriſches Tuch, Leinwand, auch farbige Kleider, mannigfaches Gerät. Andere Schiffe nahmen die Rückfracht ein. Von beſonderer Wichtigkeit unter den Landeserzeugniſſen waren die aus dem

Digitized by Google

rohen Hanf gefertigten Fabrikate. Reval ſtand in dem Rufe, durch eine ſorgfältige Brake dahin zu wirken, daß zum Garn nur auserleſene gute Hanfhede genommen wurde; es war noch ins ſechzehnte Jahrhundert hinein den Danziger Repern verboten, Stricke und Schiffstaue anders als aus dem aus Reval eingeführten Garne zu verfertigen. Ein alter Spruch, der verſchiedenen norddeutſchen Städten ihre Stelle im Handelsbetrieb zuweiſt, nennt Reval ein Hanf- und Butterhaus, Riga ein Flachs- und Wachshaus.

Laſtwagen brachten die Schätze der Speicher zum Hafen und führten neue Ladungen heim. Meßer und Träger, wahrſcheinlich vereidigt, waren auf dem Bollwerk in Tätigkeit. ‚Brodknechte', Kommis, wahrten die Intereſſen ihrer Prinzipale. Geſchäftige Makler drängten ſich durch das Gewühl zu den Handelsherren, die durch den oft reich geſchmückten Kaufmannsgürtel, der die Barſchaft barg, und durch ihren Siegelring mit der Hausmarke, dem gültigſten Ausweis ihrer Perſon, kenntlich waren. Fröhlich jauchzend zogen in einzelnen Trupps die Schiffskinder, ſo hieß die Mannſchaft, in die Tavernen, den Halblohn, den ſie bei vierzehntägiger Raſt im Hafen empfangen, in Revaler Broyhahn oder dickem ſchwarzem Danziger Jopenbier zu vertun.

Reval trieb ſelbſt auch lebhafte Reederei. Schon 1234 wird des erſten Revaler Schiffes gedacht und zwar in rühmlichſter Weiſe. Als Waldemar der Zweite von Dänemark wieder einmal die Mündung der Trave geſperrt, um den Zuzug der Pilger nach Livland zu hemmen, ſoll es einem revalſchen Schiffe gelungen ſein, zuerſt die Ketten zu ſprengen und den Ausgang zu erzwingen, wofür der Stadt völlige Freiheit von Abgaben in Lübeck zuteil wurde. Dieſen Zuſammenhang mit Lübeck und den anderen norddeutſchen Städten haben Riga, Dorpat und Reval immer gewahrt; ihre Handelsgilden wurden weſentliche Mitglieder der Geſellſchaft des gemeinen deutſchen Kaufmanns zu Wisby, der durch ihre Vermittlung den nähern und ſicherern Landweg nach Nowgorod ziehen konnte. Im Herbſt und im Frühling, gewöhnlich mit der erſten und letzten Schlittenbahn, aber auch auf den Sommerwegen, ſetzten ſich die Handelszüge von Riga und Reval aus über Dorpat und Narva nach Pleskau und Nowgorod in Bewegung; oder es wurden auch die Düna aufwärts Polozk und Smolensk beſucht. Auf dem am Wolchow gegründeten Deutſchen Hofe erlangten die livländiſchen Städte im Jahre 1363, alſo um die Zeit, da der mächtige Hanſebund ſich eigentlich erſt konſtituierte, das Recht,

Digitized by Google

ein besonderes Quartier zu bilden: ein Zeugnis ihres inzwischen gestiegenen Einflusses, der sich immer mehr hob, weil bei den zunehmenden politischen Wirren sie und der Orden allein den Handel in Nowgorod zu schützen vermochten, so daß sie zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die oberste Leitung in die Hand bekamen, und der Rat zu Dorpat im Jahre 1410 das Kontor ermahnen konnte, sich allen Satzungen zu fügen, welche die livländischen Städte miteinander beschlossen.

Wenn der Verkehr mit Rußland auch immer der Lebensnerv ihres Handels gewesen, so stellten die Revaler doch auch ihre Schiffe zu den Flotten, welche von Danzig aus die westeuropäischen Häfen besuchten. Namentlich die ‚Baifahrten' wurden in großer Zahl unternommen. Das Ziel war ein kleiner Hafenplatz an der Bucht von Bourgneuf südlich von Nantes, wo nicht nur eine Schifferstation der Hanseaten, sondern auch Faktoreien anderer Nationen sich befanden, so daß hier ein Hauptstapel der Waren Frankreichs, Spaniens, Portugals, auch Genuas erwachsen war. Weiter als nach Bordeaux, an die galicische Küste, höchstens bis Lissabon sind die Hanseschiffe wegen Gefahr vor englischen und biskayischen Seeräubern nicht gegangen. Reval und Riga haben gerade in jenen Gewässern von ihnen zu leiden gehabt. Erst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts wurde infolge des Zunehmens des ozeanischen Verkehrs die Schifffahrt gesicherter.

Doch darf man sich um dieser Beschwer willen den Handel der zurückliegenden Jahrzehnte durchaus nicht zu roh denken. Der Eigenhandel war immer mehr und mehr abgekommen. Man kannte die reichhaltigste Korrespondenz, die Kreditive und den Diskonto, die verschiedenen Wechsel. Es wurden Handelsgenossenschaften, Matschapien, nach allen Seiten hin geschlossen, nicht mehr in der alten einfachen Weise, daß Kaufleute eines Ortes ein Schiff nach einem anderen Orte gemeinsam befrachteten und Gewinn und Verlust teilten, sondern mit Kaufherren verschiedener Städte, am häufigsten zwischen Brügge, Danzig, Lübeck, Riga und Reval.

Zwanzig rigische Handelsbriefe aus dem Jahre 1458, die sich im Danziger Stadtarchiv befinden, sind ganz vorzüglich geeignet, über die Natur dieser Genossenschaften ein richtiges Verständnis zu eröffnen. In der Hauptsache enthalten sie in der Regel ein Verzeichnis der übersandten Waren, Nachricht über die Preise, zu denen sie zu verkaufen, eine Anweisung, wie sie aufzubewahren, ob die Rimessen in Geld oder in anderen Waren zu machen, oder nach welchen Orten

Digitized by Google

die unverkauft gebliebenen Güter zu verſenden ſeien. Dazwiſchen ſind politiſche, merkantile und Familiennachrichten eingeſtreut; Bemerkungen über die am Orte geltenden Warenpreiſe, über die Ausſichten zum Steigen oder Fallen derſelben, Klagen über ſchlimme Schuldner, betrügeriſche Freunde, Gratulationen zu Hochzeiten, Witterungsberichte, Beſtellungen eines Bildes oder anderen Kunſtproduktes, oder auch, — doch der Schreiber mag ſelbſt zu ſeinem Freunde in Brügge reden:

‚Philippus, guter Freund, ſo ſende ich Euch einen Jungen mit dem Schiffer; der iſt meines Bruders Sohn und heißt Arnd; tut wohl und bringt ihn gut unter bei einem Prieſter, bei dem es ihm wohlgehe, daß er lerne, wovon ihr meint, daß es ihm nützlich ſei, unſerer Lieben Frau Zeiten leſen, und die ſieben Pſalmen und andere Gebete, daß er ſchreiben und leſen lerne. Ich bitte Euch ja mit zuzuſehen, daß er im Zwange gehalten werde, daß er ſeinen Willen nicht kriege; weſſen er bedürftig iſt, da tut wohl und kauft es ihm und ſchreibt es auf meine Rechnung.‘

Teils als einen Ausfluß der innigen Wechſelbeziehungen unſerer Städte mit den norddeutſchen, teils als ein Symptom zwiſchen ihnen beginnender Rivalität ſind die Schwarzenhäupter zu betrachten, deren Urſprung gerade hier in Reval ſich klarer nachweiſen läßt, wie das bekanntlich neuerdings und in unumſtößlicher Weiſe getan iſt.

Schon die vier Reliefſchilder unter den Fenſtern des erſten Stocks des Schwarzenhäupterhauſes, die Wappen der vier großen Kontore der Hanſe zu Brügge, Nowgorod, London und Bergen darſtellend, deuten auf den Zuſammenhang jenes Bundes mit der Geſellſchaft. Die einzelnen Glieder derſelben waren Ausländer, nur zeitweilig anſäſſige Gäſte, ſogenannte Lieger, welche die Prokura für ein auswärtiges hanſeatiſches Haus führten, alſo dispoſitionsfähige Gehilfen eines Kaufmanns, die, durch eine Vollmacht deſſelben beglaubigt, für ihn Schulden einziehen, Prozeſſe führen und Handelsgeſchäfte abſchließen konnten. In ihrer Geſamtheit hatten ſie das Intereſſe des ganzen Hanſebundes wie ihrer ſpeziellen Heimatſtadt — es waren beſonders Lübeck, Hamburg, Bremen und Köln vertreten — gegen tewaige Beeinträchtigungen der livländiſchen Städte zu wahren. So ſind die revalſchen Schwarzenhäupter, wie wohl auch die rigiſchen und dörptſchen, obgleich mitten in einer Stadt, die ſich ſelbſt zum Hanſebunde zählte, doch in der Tat als eine Art auswärtigen Kontors

Digitized by Google

der Hanse zu betrachten. Die Notwendigkeit eines solchen Instituts gerade einzig in Livland dürfte durch den Hinweis darauf einleuchten, daß die Anfänge der Verbrüderung mit dem beginnenden Übergewicht der livländischen Städte im russischen Handel, also um das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, zusammenfallen. Wie jede, selbst nur auf kurze Zeit gebildete, Genossenschaft im Mittelalter gleich eine gesellschaftliche Organisation gewann, so ist dieses Moment auch bei den Schwarzenhäuptern besonders stark ausgebildet und endlich, als Reval mit dem Anschluß an Schweden aus der Hanse schied, allein erhalten worden. Die Renovation des Schwarzenhäupterhauses vom Jahre 1597, welche die Haustür und den Giebel mit der in Reval im sechzehnten Jahrhundert einzig dastehenden Renaissanceform schmückte, läßt vermuten, daß die Mitglieder noch durch das ganze Jahrhundert überwiegend Ausländer gewesen sein werden.

Wie unsere Städte einer anderen, beschleunigteren Entwicklung genossen, als sie in Deutschland zu sein pflegte, so sahen wir sie auch in den hanseatischen Beziehungen eine Sonderstellung einnehmen, die sich ganz und gar aus der Lage des Landes ergibt. Rußland war das einzige Handelsgebiet der Hanse, das sich ihrer Schiffahrt nicht offen darbot und dadurch nicht allen Hansegliedern in gleicher Weise zur Goldgrube wurde. Hier allein traten die entgegenlaufenden Interessen des Teiles und des Ganzen sich schon früh gegenüber. Riga, Reval, Dorpat mußten um ihrer Selbsterhaltung und ihres Gedeihens willen in die Geschlossenheit des imposanten deutschen Bürgerbundes den ersten Keil treiben, der ihn wohl lockerte, aber im Zurückfallen gerade unsere Stadt mit einem Schlage traf, der ein chronisch gewordenes Leiden gefolgt ist".

Siegel der Rigaschen Bürger, 1225.

Digitized by Google

Der Ordensmeister Plettenberg

Zweihundert Jahre haben der Deutsche Orden und der mächtigste Prälat des Landes, der Erzbischof von Riga, um die Herrschaft in Livland gekämpft: zäh und voll gegenseitigen Hasses. Die arme und doch so reiche Kolonie hat's büßen müssen. Als die Entscheidung zugunsten des Ordens fiel, war inzwischen eine neue Zeit heraufgekommen, reich an zersetzenden Ideen und an Gefahren für die Unabhängigkeit des Landes, reich an bedeutenden, aber auch gemeinen Gestalten. Eigennutz und Verrat im Innern, übermächtige miteinander wetteifernde äußere Feinde, verheerende Kriegszüge: das waren die Zeichen der Zeit. Von ihr hebt sich inunerschütterlicher Ruhe der große Kriegs- und Staatsmann ab, der einzig und allein durch die Macht seiner Persönlichkeit den Einbruch der Katastrophe aufgehalten hat.

Zehndukatenstück Plettenbergs 1535.

In Westfalen um 1450 geboren, war Wolter von Plettenberg schon als Knabe nach Livland gekommen und in Narva aufgewachsen. Früh trat er in die Dienste des Ordens, wurde Schaffer, Vogt, Landmarschall, 1494 Ordensmeister. Seine Tapferkeit hat die Russen mehr als einmal besiegt, und er hat immer nur mit kleiner todesmutiger Schar gekämpft, und doch mußte der Großfürst von Moskau halt machen und umkehren und um Frieden bitten.

So groß der Krieger, so groß ist auch der Staatsmann: klug und weitspähend, vorsichtig handelnd und vermittelnd, den Hader niederhaltend in dieser Welt der Gegensätze. Als die Lehre Luthers auch in Livland und dort sogar sehr früh schon ihre Saat streute, hat sich der alte Meister ihr nicht zugewandt, aber ihr auch keine Hindernisse in den Weg gerollt: die Kirchenreformation brach mit allen Mächten

Digitized by Google

der Überlieferung, und in Livland war alles auf Überlieferungen gestellt. Sie ist über ihn hinweggegangen: als er hochbetagt 1535 starb, war das ganz Land evangelisch.

In lange verklungenen Dorpater Tagen, da Professor Schirren vor einer andächtig und hingerissen aufmerkenden Zuhörerschar den Gang livländischer Geschichte entrollte, schuf er auch ein Charakterbild Plettenbergs (Baltische Monatsschrift Band 3, 1861):

„. . . Die Geschichte Livlands bietet wenig, Herz und Gemüt zu bewegen; selten treten selbst ihre edleren Gestalten so klar hervor aus dem Grunde wirr verschlungener Wirklichkeit, um ein allgemein menschliches Interesse mit verwandtem Anklange zu rühren. Mitfühlen mit ihnen kann nur, wer tieferen Einblick gewonnen hat in jenen Grund, der sie bedingt, fast mit dem ehernen Gebot der Notwendigkeit. Setzen wir die Zeder vom Libanon in den Boden dieses Landes, unter die Wirkung seiner Sonnen und Winde und schelten nicht den verringerten Stamm, den dürftig gelockerten Schatten, sondern fragen den Himmel und prüfen die Scholle und staunen über die dennoch ausdauernden Wurzeln und über die dennoch lebendige Krone des Baumes.

Wo waren die Lebensbedingungen politischer Größe im Lande? Ein dreifaches Geschick brach jede Wirkung auch des heroischsten Willens; die Feindschaft draußen, die Feindschaft drinnen und ein drittes Übel, größer und unüberwindlicher als jene beiden zusammen.

Das Geschick dieses Landes ist jederzeit mitbestimmt worden durch die Feindschaft draußen. Seit seiner Begründung war es zum Prellkissen geworden für die benachbarten Mächte. Im Osten Rußland, im Norden Schweden, im Westen Dänemark, im Süden Polen: von allen Himmelsgegenden befeindet, war es lange erhalten nur durch die Eifersucht der Feinde. Es hatte eine jener prädisponierten Stellungen, um welche sich, wie um eine Angel, die Bewegung großer Staatenkomplexe dreht. Wie Sizilien in alter Zeit, wie nachmals die Niederlande, wie heute die Länder am Bosporus, so war Livland umstritten von seinen Nachbaren als Schlußstein im maritimen Systeme der Ostsee. Keiner durfte dem andern es gönnen. Wer es gewonnen, hatte den Kampf fast gewonnen: wer es behauptete, behielt die Herrschaft im Norden.

Lange schien es im Sinne aller, daß Livland bliebe, wie es war: ein neutrales Gebiet inmitten allgemeiner Befehdung, eine Schweiz

Digitized by Google

an der Ostsee. Allein, wenn es so bleiben sollte, war zweierlei vorausgesetzt. Die feindlichen Nachbarn mußten gleicher Macht bleiben und gleicher Einsicht. Gleicher Macht, damit nicht im Vollgefühle des Übergewichts eine es wagte, den gefährlichen Kampfpreis anzutasten. Gleicher Einsicht, damit jede begriffe, was ihr an der livländischen Selbständigkeit läge. Beide Voraussetzungen konnten kaum jederzeit eintreffen, noch beide gleich lange dauern. Zeitig zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts markieren sich drei Stellungen. Dänemark, am meisten entlegen, stand noch zur Seite. Unter den übrigen Nachbarn hatte Schweden offenbar nicht die größte Macht, aber die richtigste Einsicht. Schon unter den Sture, noch mehr unter dem ersten Wasa war es ein Axiom schwedischer Politik, vor allem daß Livland selbständig bliebe, sodann, wo das unmöglich würde, daß es niemandem zufiele als Schweden. Stockholm fühlte sich sicher nur, solange der Däne nicht Oesel, Finnland nur, solange der Russe nicht Estland besäße. Die Beute selber zu holen und gegen Dänemark, Polen und Rußland zugleich zu behaupten, fühlte Schweden sich nicht gewachsen. Solange daher besonnene Männer den Staat lenkten, war es ihr entschiedenes Bestreben, Livland zu erhalten, wie es war; eine Oberherrschaft des Meisters hätten sie geduldet, vielleicht begünstigt: wurde der kleine Staat doch um so besser gerüstet gegen feindlichen Angriff.

Anders die Politik Rußlands, das im wachsenden Gefühle seiner Stellung nach hafenbildenden Küsten verlangte und zugriff, sooft das Verlangen sich regte. Seine Mittel waren von Natur furchtbar, doch nicht gesammelt und vorbereitet zum überwältigenden Wettkampf; seine Einsicht war mäßig, seine Politik noch halb asiatisch. Um so furchtbarer seine Anfälle. Sie ergingen ohne Maß, ohne Berechnung. Sie kamen mit der Wut des Orkans, der in kurzer Raserei alles vor sich niederwirft. Dann jedoch folgten jedesmal längere Pausen. Mit Schweden im Bunde hätte Livland noch lange widerstanden.

Der gefährlichste Feind war Polen, unstreitig der mächtigste und politisch von fein durchbildeter Einsicht. Ein selbständiges Livland war ihm nichts wert; auch verlangte es nicht nach Hafen und Seeherrschaft; dennoch weder Schweden noch minder Rußland hätte es diesen Besitz gegönnt. Zuvorzukommen war es auf alle Fälle entschlossen, und seit ihm Preußen durch den frommen Verrat jenes Albert als leichte Beute gefallen war, sah es im livländischen Ordensstaate nur

Digitized by Google

die künftig einzuholende zweite Hälfte des billigen Raubes. Sie an ſich zu nehmen, bereitete es in ſeiner Berechnung Mittel und Wege. Was Schweden erwünſcht war, die Konſolidierung des Staates unter alleiniger Herrſchaft des Meiſters: die polniſchen Anſchläge wären gerade dadurch durchkreuzt worden. Es war für die polniſche Politik: das nicht zu dulden. Nur in der vielgliedrigen livländiſchen Konföderation boten ſich ihr die Hebel zu verſtärkter Aktion. Den wirkſamſten wußte ſie zu wählen. Es wäre zu weitläufig zu berichten, wie ſie das Protektorat des Erzſtiftes Riga erworben. Sobald der Erwerb feſtſtand, war der Hebel geſichert. So oft der Ordensmeiſter Miene gemacht hätte, den Plan ſeiner Oberherrlichkeit durchzuführen, trat ihm im vollen Berufe ſeines Amtes der Protektor entgegen. Er ſtand da wie der Mazedonier im Bunde der Amphiktyonen: Schiedsrichter, Vollſtrecker, endlich Eroberer. Als Schirmherr ließ er Warnungen ausgehn; rüſtete ſeine Heere; bedrohte die Grenzen. Plettenberg erfuhr die Wirkung des tiefen Schnitts in die Konföderation des Landes: ſeine Sorge war, daß die nicht tiefer dringe und den Lebensnerv durchſchneide. Nach ſeinem Tode vollzog ſich die polniſche Politik in raſchen Phaſen; kaum dreißig Jahre, und Livland war polniſche Beute: dann fiel auch der Schwede über die nördliche Landſchaft, und im Herzen ſengten und brannten ruſſiſch-tatariſche Horden.

Als Plettenberg zögerte, den entſcheidenden Schritt zu tun, war jenes Syſtem polniſcher Politik den Tiefblickenden längſt aufgedeckt; er wußte, eines war unabwendbar: der Sturz des Erzbistums bedeutete Krieg mit Polen; Krieg mit Polen aber wurde den harrenden Nachbarn zum Signal, auf die pfahlbezeichnete Beute zu ſtürzen. Was Wunder, wenn er ſich dreimal beſann und ſeinem Fuße Einhalt gebot. Ob er den Untergang Livlands abwandte, wer mochte das weisſagen; daß er ihn aufhielt, war keine Frage. Ob er der Retter würde? — ſchwerlich hat er ſich ſelbſt mit Täuſchungen geblendet. Feſt ſteht: noch einen Schritt, und er wurde der Verderber. Denn welches waren ſeine Mittel, dem hereinbrechenden Untergang dennoch zu wehren?

Sicher war ihm nur eins: zur Feindſchaft draußen die Feindſchaft drinnen.

Man täuſche ſich nicht über jenen Tag zu Wolmar im Jahre 1526. Glänzend waren ſeine Verheißungen; allein Männer fragen nicht nach Gelübden, ſondern nach Willen und Kraft, ſie zu halten.

Digitized by Google

Vier Biſchöfe, ein Erzbiſchof und der Orden hatten ſich ſeit Jahrhunderten geteilt in die Herrſchaft. Jeder Herr hatte ſeine Vaſallen; jede Landſchaft ihre Privilegien; jeder Stand, jede lokale Gruppe im Stande ihre Grenzen. Die einen waren gewohnt zu leben unter dem Krummſtab, die andern unter dem Ordenskreuze. Die einen wie die andern hatten den erblichen Beſitz ihres Bodens errungen. Und ſtanden unter wechſelnden Herren. Die Biſchöfe zogen keine Söhne groß; der Meiſter hatte keine Erben ſeines Blutes; die Domherren, die Komture, die Äbte: ſie alle genoſſen ihre Güter nur in Kraft ihres Amtes. Und kein Amt war keinem Ritterbürtigen verſchloſſen. Während der Adel ſich immer mächtiger heraufbildete zu unſterblichen Gemeinſchaften reichbegüterter Geſchlechter, fand er für ſeinen Überſchuß Raum in den Pfründen und Klöſtern der Stifter, in den Schlöſſern des Ordens. Und ſollte er dies Anrecht opfern einem nur flüchtig begriffenen politiſchen Gelüſte? Sollte er ſelbſt mitwirken, über alles Land nur eine Herrſchaft zu bringen, die dann bald erblich würde in einem Geſchlechte? Jene Summe wechſelnder Güter war dann aus dem allgemeinen Genuſſe gezogen. An Stelle — wenn ich mich nicht völlig treffend ſo ausdrücken darf — an Stelle natürlicher Rotation von Herren und Vaſallen verewigte ſich der Gegenſatz von Herrſchern und Beherrſchten. Kurland hat nachmals die Prüfung dieſes neuen Verhältniſſes durchlebt und nicht überlebt. So wild die Ritterſchaften ſich auflehnen mochten gegen dieſen Herrn oder jenen, die Zeiten des Verdruſſes, des Übermuts, der Empörung gingen vorüber: ein leidliches Verhältnis ſtellte ſich wieder her. So brachte der Wechſel es mit ſich. Unter einem erblich gebietenden Herrn wären Verdruß, Übermut, Empörung verewigt. Und kein Gelübde hätte gegolten. Eben jener Tag von 1526 — wenn es für ihn der Warnung bedurfte — mochte den Herrmeiſter warnen. Wie ſeine Freunde ſprachen: an ihren eigenen Gedanken mochte er ſie aufwachſen ſehen — wenn er tat, wozu ſie ihn drängten — zu ſeinen bitterſten Feinden. Die Bürger von Dorpat hatten ihn deſſen belehrt. Nicht nur die Rache vom Dom fürchteten ſie, wenn ſie ſich dem Meiſter ergäben: ihre Fiſche fürchteten ſie zu verlieren und das Geld aus den Fiſchen. Würde nicht der Meiſter zu ſeiner und ſeiner Schlöſſer Notdurft die Fiſcherei ihnen nehmen? Auch hätten, ſo trugen ſie vor, ihrer Bürger Kinder von jeher Unterkommen und Glück bei der Kirche zu Dorpat gefunden, der Kirche Land und Leute.

Digitized by Google

genoſſen, wären ſelbſt zum biſchöflichen Stande gediehen. Alles deſſen müßten ſie unter dem Regimente eines andern Herrn entbehren. Sollten ſie dem Meiſter anhängen, ſo verlangten ſie dreierlei: den Dom und das Schloß wollten ſie in Beſitz haben; der Landgüter der Domherren wollten ſie genießen; bei ihrer Fiſcherei wollten ſie bleiben. Unter ſolcher Bedingung erklärten ſie ſich zu allem erbötig. Man ſieht, ſie nannten einfach den Preis: Land und Fiſche, um welchen ſie feil waren. Und jeder Stand, jeder Ort im Lande hatte, wie ſeine Privilegien, ſo ſeine Fiſche.

Alſo Feindſchaft draußen und drinnen, ſofort, zur ſelben Stunde: das war der Preis der Oberherrſchaft des Meiſters. Und wäre er der einzige geweſen! Vielleicht gelang es, die Wogen zu brechen, vielleicht, nach blutigen Kämpfen, aus wechſelnden Phaſen zweideutiger Ruhe den jungen Staat mit kräftiger Hand hinüberzuſteuern in eine Zukunft wahrhafter Einigung und Befriedigung; vielleicht gewöhnten ſich die Gemüter der neuen Ordnung, wie ſie der alten gewöhnt waren. Nur eines war unerläßlich; nur eines durfte nicht fehlen: wenn Sonnen und Winde das neue Leben bedrohten, wenigſtens der Boden durfte die Nahrung nicht verſagen. Wenn äußerer Angriff und innere Empörung dem neuen Staate den Kampf anſagten, der Held, der ihn zu behaupten unternahm, eines mußte er ſicher ſein: er mußte über Männer gebieten und über Geld.

Geld tat not, Freunde zu gewinnen und zu behaupten, Feinde abzuwehren und niederzuwerfen. Wo aber waren die unerſchöpflichen Fundgruben? Die Feinde brauchten nur einmal über die Grenzen zu fallen, von Oſten, von Süden, von Norden, zur Zeit der Ernte, und drückende Verlegenheit war die Folge; ein zweiter Einfall, und die Verlegenheit ſtieg zur Ratloſigkeit; ein dritter, und Hunger und Tod und Elend lagen über dem Lande. Die Schrecken, die nachmals kamen, haben das Land die fürchterliche Erfahrung gelehrt; da hat es gefühlt: wie mancher biedere Arm lahm herabhing, wie mancher kühne Mut brach lag; wie mancher treue Wille ſcheiterte; wie, ehe noch offener Verrat die Tragödie ſchloß, das Land dem Untergange unabwendbar anheimfiel — aus Mangel an Gold.

Und hätte der Meiſter über Gold verfügt in nie endenden Strömen, fand er auch Männer? Nicht nur ihn einmal in die Schlacht zu begleiten, ſondern jahraus, jahrein in großen Kämpfen zu ſiegen, geſchlagen zu werden, zu triumphieren, zu leiden, zu

Digitized by Google

Tausenden hinzusterben, zu Tausenden immer neu ergänzt dazustehen, ihn zu stützen nicht nur mit ihrem Arm, sondern mit ihrer Gesinnung, nicht nur mit Waffen, sondern mit Treue, nicht nur mit leiblichen Mitteln, sondern mit dem gewaltigen Männerwillen, der zuzeiten ein großes Volk ergreift, so daß es dann in allen Nöten vollbringt, was es will.

Und hatte er sie nicht, dann eben war es dies, was ohne Widerrede unabwendbar entschied, ein Hemmnis, gefährlicher als die Nachbarstaaten, verderblicher als der Hader der Parteien, lähmender als der Mangel an Geld, ein Schaden seit Jahrhunderten verjährt, vielmehr so alt irgendeine Staatenbildung im Osten, eine Kluft, die immer weiter gähnte, je dringender das Bedürfnis unerschöpflicher Kräfte wurde; es gab nicht und hatte nie gegeben, und gibt auch heute kein Volk im Lande.

Kein Volk. Darin liegt seine Geschichte besiegelt. Darum ist es geblieben, was es von Anbeginn gewesen: Kolonie.

Die Geschichte von Kolonien ist ewig dieselbe. Rasch auf die Zeit der Jugend folgt der Untergang. Ist das Band mit dem Mutterlande gerissen, so gibt es nur eine Rettung: im eigenen Schoße muß der Kolonie ein Volk erwachsen sein, aus dem sich ihre Kraft erneut, ihr Wille bestätigt, ihre Zukunft aufbaut.

In Livland gab es von jeher nur Sieger und Besiegte. Mit Strenge mußte das Landvolk niedergehalten werden in einer Landschaft, die umlauert war von übermächtigen Feinden. Aus jener Zeit hat es seinen Haß vererbt in die Gegenwart. Von Natur, in Sprache und Sitte, im innersten Wesen verschieden, hat es jederzeit nur eine Summe vereinzelter Kräfte dargestellt, welche der herrschende Stamm sich dienstbar machte zu alltäglichen Zwecken. In Zeiten der Prüfung, in den Tagen der Entscheidung hat es nichts gegolten und nichts gewogen.

Einzig auf sich gewiesen ist diese Kolonie geblieben, ein Bau, nicht getragen von breitgefestigtem Grunde, gewölbt wie über den Abgrund, ohne Stütze außer im eigenen Gefüge. Streng geschlossen in feudaler und korporativer Gliederung, so hatte sich gebildet, so wuchs und behauptete sich diese Menschengemeine, gebunden vom alten, deutschen Recht, das, heute von gedankenlosen Enkeln verspottet, einst die Mitgift gewesen war vollkräftiger Jugend.

Nur große, reichbegabte Völker wechseln mit jeder Altersphase die Ausstattung und erneuern sich zwanglos. Die kleine Gemeine,

Digitized by Google

welcher in wechselnder Anfeindung Licht und Atem benommen wird, muß haushalten mit dem einmal empfangenen Erbe. Ihre Aufgaben sind mäßig; ihre Mittel beengt; ihr Kampfpreis gering. Sie kann nach dem Höchsten nicht streben vor Gefahr, auch das Kleinste zu verlieren. Festhalten und ausharren ist ihre Losung.

Allein, fehlte auch allzeit das Volk, es fehlte nie ganz an Männern. Waren sie nicht gewachsen, den Stürmen der Jahrhunderte, dem Anfall dreier Reiche, dem Untergang der politischen Freiheit zu wehren: sie wußten wenigstens ihr Haus zu verwalten; sie hielten zu den Ihren; sie behaupteten ihr Recht und ihre Sitte. In aller Selbstsucht pflegten sie der Gemeinschaft; in aller Willkür hielten sie fest am Eckstein ihres Baues. Sie waren nicht ausgestreut als verlorene Abenteurer, nicht verflacht zu willenloser Menge: sie fühlten, was sie galten und was sie vermochten, und nur in den Zeiten der furchtbarsten Not und Verödung — und auch dann nicht auf immer — haben sie sich verloren gegeben.

Eine solche Gemeine, höherem Berufe nicht gewachsen, allein gewohnt, bedingten Aufgaben nicht ohne Würde zu genügen, schätzt und behauptet, was sie zu dem gemacht, das sie geworden: sie formt sich schwer um und läßt sich noch schwerer umformen. Die Macht der Gewohnheit ist nicht knechtisch, solange sie ruht auf dem Bewußtsein des Rechts, das sie gezeugt hat.

Solcher Gemeinschaft, solcher Gewohnheit gehörte der alte Meister selbst an. Sein Geburtsland hatte ihn dazu erzogen, seine zweite Heimat zu hohen Würden erhoben und im Gefühle derselben Traditionen befestigt. Er war nicht der Mann, das Gesetz zu brechen, das in ihm lebte. Er war auch der Tor nicht, an das Wunder zu glauben, daß *derselbe* Hammerschlag den Bau zu stürzen und zu erneuern vermöchte. Das Maß seiner Wirkung fand er unabänderlich gezogen: mit den Mitteln, welchen er gebot, konnte er nur erhalten oder zerstören. Er wurde Erhalter.

Und nicht nur Erhalter. Selbst unter den spärlichen Zeugnissen seiner Zeit fehlte es an Merkmalen nicht, daß er weiterzubauen gedachte. Ohne Aufsehen und Lärm, ohne Hast und Überstürzung sieht man ihn unablässig *einen* Plan verfolgen.

Und allerdings liegt es in seinem Plane, Herr des Landes zu werden. Tiefer als die hadernden Parteien, ausdauernder als die heißköpfigen Freunde, fühlt *er* das Bedürfnis einheitlicher Macht.

Digitized by Google

Nur daß sie ihm Mittel, nicht Zweck ist. Nur daß er kein Ziel kennt, als das Wohl des Landes. Nur daß er nicht zaudert, das Werkzeug zu zerbrechen, sobald es sich wider das Ziel empört und wider den Meister. Das ist der Schlüssel zum Verständnis des Mannes.

Von Phase zu Phase schreitet er selbstbewußt vor. In blutigen Schlachten wehrt er den gefährlichsten Feind ab. Dann ergreift er kräftig die Verwaltung des Landes. Frühe ist er entschlossen, die Oberhoheit des Erzbischofs nicht zu dulden: als Gleicher stellt er sich ihm gegenüber. Mit Milde und Ernst versöhnt er unermüdlich die Parteien. Das Zerwürfnis der Zeit, die eigene Würde und Weisheit sichern ihm ungesucht das Amt des Vermittlers, des Richters. Die Reformation kommt ins Land; den Erzbischof bedroht sie mit völligem Sturze, dennoch bleibt Plettenberg seiner Aufgabe getreu; so lebhaft er der neuen Lehre sich zuneigen mag, sicheren Auges ermißt er die Gefahr umstürzender Neuerung; nicht tritt er ihr in den Weg; er dämmt sie ein; er rettet den Feind, aber bewahrt auch das Land: nun reinigt und tränkt sie, statt zu zerstören. So tritt er in die dritte Phase. Unterdeß hat er vom Hochmeister die Oberhoheit über Harrien und Wierland erworben. Als in Preußen der Ordensstaat fällt, entzieht er sich nicht dem Gesetze des Ordens, doch gibt es in Wirklichkeit niemand mehr über ihm, als Kaiser und Papst. Mitten im Vollgefühl seiner Macht bleibt er derselbe. Kaiser Karl erhebt ihn zum Fürsten und setzt ihn damit in der Ordnung des Reiches den Ersten zur Seite. Es ist am Vorabend des Jahres 1526, als die Ereignisse plötzlich sich überstürzen. Der fast vollzogene Landesverrat des Erzbischofs drängt zur Entscheidung; die Stände treten zusammen und rufen den Meister zum Herrn aus: die Katastrophe kündet sich an.

Bis hierzu ist er von Stufe zu Stufe gestiegen unter dem Schatten des Rechts; mit der höchsten Macht hat er noch jederzeit die höchste Gerechtigkeit vereinbart. Noch einen Schritt, und er steht am Ziele. Die Stände drängen, nicht länger zu zögern.

Allein, was sie begehren, hat einen andern Sinn. Die alte Konföderation wollen sie sprengen: ein neues Gesetz soll herrschen. Den Eckstein soll er zerschlagen, das alte Recht und sich zum Gesetz machen. Er zögert nicht lange; er hält seinen Schritt zurück: so fällt der Anschlag der Exaltierten.

Digitized by Google

Allein, in aller Mäßigung entſagt er nicht ſeinen Plänen. Wir haben geſehen, wie wenig Monate darauf alle Herren und Stände ihm als Schirmherrn ſchwören, darunter der Erzbiſchof ſelber. Die Konföderation bleibt beſtehen; die Herren bleiben im Lande, jeder Stand in ſeinen Rechten; ſcheinbar iſt alles beim Alten. Und doch welcher Umſchwung der Dinge, welche Zukunft voll Macht und Frieden und in der Fülle der Macht welche Weisheit. Kein Feind iſt gekränkt weder drinnen noch draußen. Den Herrn, wie die Stände ihn ausriefen, war der König von Polen, der Protektor des Erzſtifts, berechtigt, genötigt, mit allen Waffen der Intrige und des Krieges zu ſtürzen. Dem Protektor gegenüber iſt der Protektor entwaffnet. Das größtmögliche Maß der Macht iſt gewonnen in Frieden, in Einigkeit, in Ausſicht glücklicherer Zeiten.

So ſchließt ſich das Bild Plettenbergs, aus dem Dämmer flüchtiger Einbildung gehoben, im Lichte der Wirklichkeit zu ungekünſtelter Größe befriedigend ab. So mißmutig man ſich wegwenden mochte unter dem Eindruck flüchtiger Beobachtung, ſo mächtig fühlt man ſich zurückgezogen bei ernſterer Prüfung. So aufrichtig das Bedauern geweſen, daß er das Geſchick des Landes nicht ergriffen und vollzogen, ſo aufrichtig wird nun der Wunſch, daß es ihm vergönnt geweſen wäre, zu vollenden, wie er begonnen.

Tiefer als irgend ein Staatsmann vor oder nach ihm hatte er das Lebensgeſetz dieſes Landes begriffen, ſeine Mittel gewägt, die Höhen gemeſſen, zu denen es hinaufzureichen vermochte. Fern jeder eitlen Überſchätzung, jeder träumeriſchen Überſtürzung, faßte er feſt das Erreichbare ins Auge und erſtrebte nicht mehr und nicht minder. Erhalten wollte er und erneuern, ſtützen und krönen, vollenden und veredeln: nicht zerſtören, nicht alles wagen, wo nichts zu gewinnen ſtand, als unabwendbarer Untergang.

Nur wer Freude hat am Unmöglichen, wird ihn der Schwäche anklagen.

Und wurde es ihm nicht erſpart, ſeine Hoffnungen und Pläne dem Schiffbruch entgegentreiben zu ſehen, ihm blieb das Bewußtſein, wie ihm das Ziel ſtets höher gegolten als das Mittel; wie er das Wohl des Landes nie verkauft für die eigene Größe; wie jede neue Erfahrung ihn lehrte, was er frühe begriffen: daß in dieſem Lande vieles erreichbar war in Mäßigung, in Einigkeit, in gemeſſenem Fortbau; daß in ihm nichts gewachſen war, die Zeit der Not zu

Digitized by Google

überstehen, wenn es, angefallen von Feinden drinnen und draußen, nach eitlen Palmen rang, arm an Hilfsquellen, arm an Männern und ohne ein alles überdauerndes Volk. Unerschrocken mochte er stehen unter dem hereinbrechenden Ruin, auch mitten unter gescheiterten Plänen in voller Mannesgröße.

Nicht sein war die Schuld, wenn nun, als er hinging, sich alles verschwor, sein Werk zu stürzen. Nicht sein die Schuld, wenn ihn das Alter überkam und der Tod ereilte, ehe er seine Pläne ausführen können, man müßte denn ein Menschenalter jeder Aufgabe gewachsen meinen, auch der Aufgabe, die Sünden und Fehler von Jahrhunderten auszutilgen.

Bedürfte es der Folie für seine Größe, für jene unerreichte Mischung von weiser Mäßigung und männlichem Willen: die nach ihm kamen, würden sie bieten, vom ersten bis zum letzten, bis zu jenem Kettler, welcher das Land verkauft und verraten und sich dann schrieb von Gottes Gnade. Dann war das Programm erfüllt des Tages von 1526. Dann gab es einen erblichen Herrn und neben ihm keinen der alten Herren im Lande; aber der Herr war Knecht des Königs von Polen, und überall in den Landschaften herrschten fremde Gesetze, und vom Erbteil der Freiheit war lange nichts zu spüren, als Haß und Verrat, Unwillen aller gegen alle, Ermattung, Ohnmacht, Verödung der Herzen und Geister ohne gleichen.

Da war der alte Meister längst tot und mit ihm seine Entwürfe.

Keinen hat ein so reines Andenken überlebt mitten in dem parteizerrissenen Lande. Einstimmig galt er Zeitgenossen und Nachkommen als ein würdiger Herr, ein zuverlässiges Haupt, ein weiser, vorsichtiger Fürst. Allein, ob ihn am meisten der Ruhm zierte, allen gerecht geworden zu sein und niemand geschädigt zu haben, nie hat er zaghaft gehießen oder der Tatkraft bar. Man erzählte sich gerne, wie er gestorben: in hohem Alter, nicht im Bette, nicht gebrochen: vor dem Altar in Wams und Kleidung. Es zeigt, wie man ihn sich zu denken gewohnt war: aufrecht und männlich gefaßt. Und mächtig durch das Gedenken seines milde regierenden Alters bricht sich das Zeugnis Bahn von der würdigen Tatkraft des Mannes, blitzt die Erinnerung durch an seine Jugend, da er die Russen geschlagen.

Digitized by Google

Leben und Sitten in der Zeit des Untergangs livländischer Selbständigkeit

Eine bewegte Zeit war abermals über das alte Livland heraufgekommen, die Lebensfähigkeit des noch selbständig sein Leben lenkenden Staatenkörpers in Frage gestellt. Fast schien es, als wenn keine Gewalt mehr den Zusammenbruch aufhalten könnte. Die politische Lage war verzweifelt, keine Einigkeit, keine Kraft des Widerstandes da, den macht- und landgierigen Nachbarn zu wehren. Keine Hilfe von außen. Eine abwärts steigende Zeit, eigensüchtig, zerfahren, roh und herrisch, entartet in jeder Hinsicht. Weiter denn je klafft der Unterschied der Stände. Grausame Satzungen finden Geltung; ein jeder sucht zu seinem Recht zu kommen, ohne des andern zu achten, ohne Mitleid und Erbarmen. Stadt und Land sind meist verfeindet. Haß und Erbitterung hüben und drüben. Zügellos, die durch Sitte und Gewissen gezogenen Schranken überrennend, war auch die Genußsucht; Hochzeiten und Kindtaufen mit überschwenglichem Gepränge zu feiern, war alter deutscher und altlivländischer Brauch, aber er war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zur Unsitte geworden. Gegenüber dem Andrang feindlicher Gewalten ist ein uneiniges, sittlich verfallendes Land ohnmächtig: es kennt nur seinen Untergang.

Scheibenfibel in Krüpelkuchenform.

Über jene trostlosen Zustände berichtet uns in seiner „Chronica der Provinz Livland" der Pastor an der Olaikirche zu Reval Balthasar Russow. Wir wissen wenig von seinem Leben: er war um das Jahr 1520 geboren, hatte in Rostock studiert und ist 1600 in Reval, das wohl seine Vaterstadt gewesen ist, gestorben. Ein ehrlicher, aufrichtiger Mann, der freilich mehr wie ein Bußprediger als wie

Digitized by Google

ein Historiker schreibt, in Zeichen und Wundern, die sich am Himmel begeben, Unheil vorausſieht, den Sünden der Menschen die Schuld zuschiebt, der Gottes Strafe unausbleiblich nachfolgen werde. Er ist gut unterrichtet, hat das Revaler Ratsarchiv, noch heute das reichste der Ostseeprovinzen, benutzt. Russow hat niederdeutsch geschrieben. Seine Chronik, die zum erstenmal 1578 erschien, ist mehrfach aufgelegt und von ihm auch noch umgearbeitet worden. Nach der hochdeutschen Übertragung Eduard Pabsts (1845) folgt hier ein Abschnitt, der des eifernden, zornerfüllten Mannes Entrüstung über die lasterhaften Zustände seines Heimatlandes wiedergibt.

„. . . Was aber der Ordensherren, Domherren und des Adels tägliche Arbeit und Hantierung belangt, ist solches zu der Zeit nicht viel anderes gesehen worden, denn Hetzen und Jagen, Würfeln und Spielen, Reiten und Fahren von der einen Köste zu der andern, von dem einen staatlichen Kindelbier zu dem andern und von der einen Wacke [Bezirk] zu der andern und von der einen Kirchmesse zu der andern. Und gar wenig sind gefunden worden, die sich außer Landes an Herren- und Fürstenhöfen oder im Kriege haben gebrauchen lassen.

Und nachdem allhier der livländischen Kösten, Kindelbiere, Wacken und Kirchmessen gedacht ist, so will es sich auch gebühren, kürzlich zu berichten, wie dieselben ehemals hier im Lande sind gehalten worden.

Erstlich, wenn eine adlige Köste oder Hochzeit bevorstand, hat man ein Vierteljahr zuvor den Adel mehrenteils aus allen livländischen Landen in eine Stadt oder einen Flecken, da die Köste sollte gehalten werden, verschrieben. Und wiewohl die Edelhöfe in Livland sehr groß sind, so sind sie doch zu solcher großen Versammlung viel zu klein, weshalb sie in den großen Städten und Flecken, da große Gildenhäuser zu solchen Kösten gebaut waren, allewege ihre Kösten gehalten haben. Auch haben sie sich nicht in einer Stadt Drommeten und Spielleuten genügen lassen, sondern des Landesfürsten Heertrommeln bestellt und andrer Städte Drommeter dazu. Und wenn nun die Braut und der Bräutigam samt ihren geladenen Gästen alle angekommen waren, da hat man den Sonnabend zuvor der ganzen Versammlung ein staatlich Bankett und Abendmahl bereitet. Vor dem Abendmahl aber ist die ganze Versammlung in zwei Haufen, der eine Haufen von wegen des Bräutigams und der andere von wegen der Braut, überaus staatlich und prächtig ins Feld geritten, da die großen und schweren Hengste und frischen Gäuler mit güldenen Ketten und Plu-

Digitized by Google

matien [Federſchmuck] und anderem Schmucke geziert, unter ihnen hüpfen und tanzen mußten, deren einer allein über neun Laſt Roggen gekoſtet hat und zu keinem Handel anders als zu ſolcher Prahlerei nütz war. Und wenn ſie zuſammen ins Feld kamen, hat ein Älteſter vom Adel eine Oration getan und dem ganzen Haufen hohen und niederen Standes gedankt, daß ſie dem Bräutigam und der Braut zu Ehren erſchienen wären, und daneben freundlich gebeten, daß ſie denſelbigen chriſtlichen Högen [Feſt] in allen Freuden endigen wollen. Und ſo jemand mit einem etwa einen alten Haß oder Groll hätte, daß er des hier nicht gedenken wolle. Wer nun ſolches zu tun bedacht wäre, der ſollte die Hand aufheben und ſolches angeloben. Da haben ſie denn alle die Hände aufgehoben und angelobt und es ſo lange gehalten, bis daß das Bier in den Mann kam. Darnach ſind ſie wieder in die Stadt gerückt mit Heertrommeln und Drommeten, mit großem Schießen und Anſtrengen [Lärm], als hätten ſie eine gewaltige Schlacht oder Feſtung gewonnen. Und wenn ſie in die Stadt wieder kamen, mußten ſie durch die ganze Stadt und die Gildenſtube zweimal hin und her vorbeireiten, wo die Braut mit dem ganzen Frauenzimmer mit Perlen, Golde und vergüldetem Geſchmeide ſamt einer hohen Krone ſo geziert war, daß ſie von wegen ſolcher ſchweren Laſt kaum auf ihren Füßen ſtehen konnte, und die Reiter von der hohen Gildenſtubenſchwelle anſchauen mußte. Zuletzt haben ſich die beiden Haufen zertrennt und darnach durch die ganze Stadt in allen Gaſſen mit Sprengen und Rennen ihre Ritterſchaft bewieſen. Darnach hat ſich ein jeglicher in ſeine Herberge begeben, ſeine Stiefeln und Sporen abgelegt und ſich auf die Gildenſtube verfügt und da bis in die Mitternacht ſich guter Dinge gemacht. Folgenden Sonntags hat man den Bräutigam und die Braut mit Heertrommeln und Drommeten und mit großen Kerzen und Tartitzen [Fackeln] gar ſtaatlich und prächtig zur Kirche geleitet, wo die Organiſten und Cantores, nicht ohne Geſchenke, ſich auch wohl hören ließen. Nach dem Sermon hat man ſie vor den Altar gebracht, wo der Paſtor der Braut in einer halben Stunde ſchier das Ja nicht abgewinnen konnte. So ſie nun getraut waren, hat man ſie mit einer gleichen Prahlerei und Pracht wieder aus der Kirche nach der Gildenſtube geleitet, wo ein herrlich Bankett und Mahlzeit wieder bereitet war. Nach dem Bankett oder der Mahlzeit hat man dar ſtracks ohne Gratias oder Lobgeſänge angefangen zu tanzen und zu hofieren, und mit Saufen und Schwelgen

Digitized by Google

iſt da auch keine Verſäumnis geweſen. Und die Hofsknechte oder Diener in Livland hatten die Freiheit, daß ſie zu Haus ſowohl als auch an fremden Orten, vor ihren Junkern nicht zu ſtehen und dienen brauchten, das mußten allein die Jungen tun; die Diener aber gingen bei einer ſonderlichen Tafel ſitzen und ließen ſich gleich den Junkern traktieren. Da geſchah ein unmäßig Saufen, inſonderheit bei der Ordensherren und Edelleute Dienern, wo der eine dem andern eine halbe oder ganze Laſt der kleinen Becher mit Bier zuſoff in einem Trunke, und hielt den einen Becher ſtets vor dem Munde und goß das Bier aus den andern Bechern in den einen Becher, den er vor dem Munde hatte, bis daß ſie alle in einem Trunke aus waren. Alſo mußte auch der andere ihm Beſcheid tun, wollte er nicht anders einen kurzen Degen in den Leib haben. Und ſolch Schwelgen geſchah auch nicht ohne große Biervergeudung; denn die Gildenſtubendiele wurde von dem vergeudeten Bier ſo naß, daß man allewege Heu darauf ſtreuen mußte, wollte man anders darauf ſtehen, gehen oder tanzen. Wer da am beſten ſaufen und ſchwelgen, hauen, ſtechen und balgen, auch Wundenmartern anwünſchen, ſakramenten und aller Welt Plage [Peſt?] fluchen konnte, das war der beſte Hahn und wurde von den andern obenan geſetzt und geehrt. Wenn ſie nun alle voll und toll waren, da ging es dar an ein Balgen, Hauen und Stechen, nicht allein auf der Straße und im Vorhauſe, ſondern auch in der Gildenſtube, wo die Frauen und Jungfern ſaßen, und jedermann auf die hohen Tafeln, Tiſche und Bänke ſpringen mußte. Da waren ſie dann von Leder mit ihren großen Rütingen [langen Meſſern], die ſchier ſo groß waren als Schlachtſchwerter, und die man nicht anders als mit beiden Fäuſten regieren und führen konnte. Da wurde manchen der Kopf mitten entzwei und ein Arm von Leibe gehauen, daß die Barbiere Tag und Nacht genug zu tun hatten. Was da dann für Mord und Totſchlag ſamt andrem Gräuel mehr nicht ohne großes Ärgernis der züchtigen Ohren und der Jugend geſehen und gehört worden iſt, will ſich ſolches alles zu beſchreiben nicht geziemen.

Den Montag darnach hat man den Bräutigam ſamt der Braut wieder in die nächſte Kirche geführt. Da hat man ihnen von dem Eheſtand vorgepredigt. Nach dem Sermon, wenn die Organiſten und Cantores ausgeſungen hatten, ſind ſie wieder in die Gildenſtube gebracht worden, wo die Gäſte gleich wie den vorigen Tag ſich luſtig gemacht haben.

Digitized by Google

Nach der Köſte haben dann die Stadtkrüge und Weinkeller ihr Beſtes tun müſſen, ehe ſie voneinander geſchieden ſind. Und wiewohl es auf den Hofsköſten ſtaatlich und prächtig genug zugehen mußte, alſo daß es unglaublich iſt, wieviel gemäſtete Ochſen, Schafe, Schweine, Gänſe, Hühner, Kapaunen, Wildbrett und Fiſche, und wie manche Laſt Bier auf einer Köſte verzehrt worden ſind, ſo iſt doch da dieſe Demut geübt worden, daß ſie keinen Wein geſchenkt und auch nicht mit ſilbernen Löffeln gegeſſen und aus ſilbernen oder zinnernen Bechern nicht getrunken haben.

Solch ein Weſen haben ſie auch mit den Kindelbieren geführt. Denn ſo oft einem vom Adel ein Kind geboren wurde, mußte er einen ſonderlichen Schreiber mieten, der ſechs Wochen zuvor einen Haufen vom Adel und von Ordensherren zu Gaſte und zu Gevattern ſchreiben mußte. Und wenn die Gäſte den Sonnabend gerne und gutwillig ankamen, da haben ſie den chriſtlichen Högen, den ſie alſo zu nennen pflegten, angefangen und ſich bis in die Mitternacht fröhlich gemacht. Den folgenden Sonntag hat der Paſtor einen Sermon getan und nach dem Sermon das Kind getauft, wo ein ganzer Haufe von Gevattern zugeſtanden. Und wenn es mit der Taufe verrichtet geweſen, da hat man eine herrliche Mahlzeit und Bankett bereitet; da haben ſich geſetzt beide, Junker und Knechte, und ſich wohl traktieren und pflegen laſſen. Nach der Mahlzeit hat man erſt recht angefangen zu ſchlingen, zu ſingen und zu tanzen mit allen Freuden. Und wer von den Buhlen die beſten Buhlenlieder hervorſingen und quinkelieren konnte, der wurde am meiſten wert und lieb gehalten, und dieſelbigen Buhlenlieder waren aus der Welt nach Livland geflogen, wo ſie in großen Ehren gehalten wurden, und jedermann, bei jung und alt, ſich derſelben gewaltig befleißigte. In ſolchen Verſammlungen auf den Kindelbieren und andern Gaſtgeboten hat man ſeltſame und mancherlei Reden ſowohl von den Junkern als von den Knechten gehört. Die Knechte hat allewege nach Krieg und Unfrieden verlangt, welche unter ſich bei dem Trunke allewege zu ſprechen pflegten: ‚Ein guter Geſell wird hier nichts geachtet; wenn Gott einen guten Krieg geben wollte, alsdann ſollte ein guter Kerl wohl lieb und angenehm ſein.‘ Und jedermann ſprach: ‚Gott behüte uns vor einem deutſchen Kriege, vor dem Ruſſen iſt uns nicht bange.‘ Die ſtiftiſchen Edelleute, die unter den Biſchöfen geſeſſen waren, die waren über die Ordensherren nicht wohl ſich aus zu laſſen, und ſprachen offentlich, es wäre mit den

Digitized by Google

Ordenspfaffen nichts bewandt; wenn man einen gebornen deutſchen Fürſten hätte, es ſollte wohl beſſer im Lande zuſtehen. Die Ordensverwandten ſprachen wiederum: ‚Wir haben gute Herren nach unſerm Willen, bei welchen wir am Tiſche ſitzen, freſſen und ſaufen mit ihnen; und wenn wir einen Herrn mit der Kanne auf den Kopf ſchlagen, des andern Tages ſind wir bald wieder gute Freunde; das würde uns mit einem deutſchen Fürſten wohl fehlen.‘

Es iſt auch ein alter Brauch und eine Gewohnheit in Livland geweſen, wenn die vom Adel in den Städten, Flecken, Höfen und Dörfern zuſammengekommen oder ſich begegnet haben, daß ſie ſich untereinander freundlich mit einem Kuſſe empfangen und begrüßt haben. Denn wenn einem wahrhaftigen vom Adel ein Haufen Frauen und Jungfern von Adelsperſonen begegneten, ſo konnte und mochte er der alten livländiſchen Gewohnheiten und Sitten halben nicht vorbeigehen, ſondern mußte ſie alle, die eine nach der andern, in den Arm nehmen und küſſen; und wenn der eine Haufe des Frauenzimmers vorbei war, und ein andrer Haufe wieder ankam, ſo mußte er mit denſelbigen tun gleich wie mit den vorigen, und ſo immer fortan; welcher Gebrauch und welche Gewohnheit darnach in dem langwierigen muskowitiſchen Kriege ganz abgekommen iſt.

Mit den livländiſchen Wacken aber verhält es ſich alſo, daß aller Herren und Edelleuten Dörfer in Wacken geteilt ſind. Der großen und vermögenden Dörfer ſind eins oder zwei in einer Wacke, und der geringeren und unvermögenden ſind mehrere zuſammen verordnet, daß alſo ein jeglicher Herr und Edelmann nach Anzahl ſeiner Dörfer etliche Wacken gehabt hat. Und eine jegliche Wacke mußte dem Herrn oder Junker jährlich ein ſtaatlich Gaſtgebot ausrichten, da ſich dann alle die Bauern und Landfreien, die zu der Wacke gehörten, auch hin verfügen mußten, dem Herrn oder dem Junker ihren jährlichen Zins und Tribut zu erlegen. Da haben die Ordensherren auf Michaelis angefangen, Wacken zu halten, da ſich denn auch all ihr Hofgeſinde ſamt allem umherwohnenden Adel und den Landfreien, Deutſchen und Undeutſchen, bei Haufen hin verfügt haben. Und wenn der Zins erlegt war, hat man da angefangen zu ſchlemmen und zu dämmen [in Saus und Braus zu leben] nach allem Vermögen. Da ging dann die livländiſche Kunſt, Ritterſpiel und Tugend zu der Zeit erſt recht an. Da wurden dann die großen, hölzernen Becher, die man die Kaußen [Schalen] nennt, und die ſo groß ſind, daß man

Digitized by Google

Kinder darin baden mag, hervorgebracht, daraus zwei den andern beiden zugeſoffen, und alſo immer fortan nicht allein mit der einen Kauße, ſondern mit vielen großen und kleinen, bis daß ihnen die Augen übergingen, und der eine den andern nicht mehr ſehen konnte; und wer der letzte blieb und die andern alle hinweggeſoffen hatte, der war des andern Tages ein tapferer Held und hatte Lob und Ruhm, als wenn er ein Land gewonnen hätte. Die andern aber, die ihm das Lob nicht gönnten, ſprachen, er hätte nicht treulich, ſondern falſch getrunken oder hätte gute Helfer gehabt, ſonſt ſollte ihm der Preis und die Ehre wohl gefehlt haben. Dann fingen ſie da wieder an, mit den großen und kleinen Kaußen zu kämpfen, und ein jeglicher war mit allem Fleiße darnach aus, wie er mochte Ritter werden und den Preis erlangen. Da ſah man auch Edelknaben von 14 Jahren, die der Alten Exempel nach der eine dem andern bei halben und ganzen Bechern und Klappkannen zutranken und ſich darin übten. Dies Wackenfeſt hat durch das ganze Land von Michaelis an bis an Weihnachten gewährt bei allen Ordensherren, Regenten und dem Adel. Darnach gingen die Köſte heran, welche allewege zwiſchen Weihnachten und Faſtnacht von wegen des Schlittenweges zu geſchehen pflegten; alsdann konnte man auf fernem und langem Wege beſſer fortkommen als im Sommer.

Des Sommers aber iſt man wieder fleißig auf allen Kirchmeſſen geweſen, wo der eine Nachbar, Schwager und Freund auf der andern Kirchmeſſe ſich getreulich finden ließ; und gegen die Kirchmeſſe hatten ſich alle Bauern und Freien des Kirchſpiels mit gutem Bier verſorgt, und es war eine nicht geringe Schande, wenn auch der ärmſte Bauer gegen die Kirchmeſſe nicht Bier gebraut hatte. Dann wurden dar auch gegen der Bauern Ankunft etliche Laſten Biers bei der Kirche zu Kaufe gebracht. Und wenn die Bauern mit ihren Weibern, Mägden und Knechten den Sonnabend zuvor über etliche Meilen Wegs bei großen Haufen heran kamen, haben ſie dar ſtracks angefangen zu ſaufen und zu ſchwelgen mit ihren großen Sackpfeifen, die man bei Abendzeiten ſchier über eine Meile Wegs hören kann, ſich fröhlich zu machen, und das hat die ganze Nacht bis an den lichten Morgen gewährt. Und wenn der Sermon angehen ſollte, ſind die Bauern halb beſoffen und voll in die Kirche gekommen und haben dar ſo geſchwatzt und gefladdert [geplappert], daß der Paſtor vor ihrem Geſchrei weder ſehen noch hören konnte. Darnach, wenn ſie eben ſo

Digitized by Google

klug und weise als vorhin aus der Kirche gingen, ist es da wieder an ein Schwelgen, Tanzen, Singen und Springen gegangen, also daß einem vor ihrem Geschrei und der Weiber und Mägde Gesänge und auch vor dem Schalle der vielen Sackpfeifen das Hören und Sehen vergehen mochte. Das haben so die gemeinen Bauern und Knechte nicht ohne Hader, Zank, Mord, Totschlag und andere grobe Laster, Sünde und Schande immerzu gehalten, aber die Junker, Landfreien, Deutsche und Undeutsche, die was Sonderliches waren, sind mit ihren Gästen zu Haus gezogen und haben sich dar etliche Tage miteinander fröhlich und guter Dinge gemacht. Und dieselbigen Kirchmessen sind nicht allein auf der Apostel, sondern auch auf Marien- und Allerheiligen-Festen gehalten worden.

Es ist auch unmöglich, in der Kürze zu vermelden, welch ein gräulich Wesen man hier auch mit S. Johannes-Feuer gehabt hat. Denn in den drei Nächten, S. Johanns, Petri und Pauli und Marien Berggang, ist in allen Städten, Flecken, Höfen und Dörfern, nicht eins ausgenommen, nichts anderes gesehen worden, denn eitel Freudenfeuer durch das ganze Land, dabei man auch mit allen Freuden getanzt, gesungen und gesprungen und die großen Sackpfeifen nicht gespart hat, welche in allen Dörfern sehr gemein gewesen sind. Zudem ist auf S. Viti bei desselbigen Kapellen und andern Kapellen mehr, desgleichen auf S. Johannis Baptistä bei S. Brigitten-Kloster ein großer Gräuel von wegen des Ablasses gewesen, da sich gegen dieselbige Zeit eine große Welt [Menge] von Volke von Deutschen und Undeutschen auf fernem Wege bei großen Haufen hinverfügt hat. Die undeutschen Bauern sind von wegen des Ablasses und der Abgötterei und des Aberglaubens, die Deutschen aber vom Adel von wegen ihrer verlaufenen Bauern, daß sie die suchen und überraschen möchten, und die Bürger samt allerlei Volke aus der Stadt sind von wegen des großen Wesens, so dar jährlich gesehen wurde, dahin gezogen. Dann sind da auch viele Lasten Biers aus der Stadt Reval und aus allen umliegenden Krügen und Dörfern hingeführt worden. Und wenn die Bauern und derselbigen Weiber und Mägde ihre Opfer von Wachslichtern, Pferden, Ochsen, Kälbern und Schafen, von Wachse gemacht, einen Segen, Gesundheit oder Gedeihen des Viehes dadurch zu erlangen, auf den Altar brachten, da haben die Weiber auch einen Schilling oder Pfennig dreimal um den Kopf her gedreht und darnach auf den Altar geworfen und sind davongegangen. Und wenn sie

Digitized by Google

ihren vermeinten Gottesdienſt alſo verrichtet hatten, was dann für ein epikuriſch Weſen da mit Saufen und Schwelgen, Singen, Springen und Tanzen, und welch ein groß Schnarren der großen Sackpfeifen, die aus dem ganzen Lande ſich dahin verſammelt hatten, da gehört, desgleichen was für Unzucht, Hurerei, Mord und Totſchlag nebſt dem großen Gräuel der Abgötterei auch geſchehen iſt, kann kein Menſch das genugſam glauben.

Und es iſt unmöglich, daß im Venusberge ein gräulicher epikuriſch Leben möge geführt werden, als hier auf dieſem Ablaſſe und der Wallfahrt von den abgöttiſchen Bauern iſt geführt worden, und ſie ſind dennoch in ſolchem loſen Wahn geweſen, daß ſolches alles Gott dem Allmächtigen ein ſonderlich angenehmer Dienſt geweſen ſei, und ſie auch eine große Gnade dadurch erlangt hätten. Solche Abgötterei und ſolch gottlos Weſen iſt nicht allein bei S. Brigitten-Kloſter, ſondern bei allen Klöſtern und Kapellen im ganzen Lande geübt worden.

Wieviel Gott der Allmächtige die Provinz Livland mit der unverfälſchten und reinen Lehre des heiligen Evangelii vermöge der Augsburgiſchen Konfeſſion gnädiglich begabt hatte, ſo waren doch an vielen Orten in Livland nicht viele zu finden, die von Gottes Worte und vom Kirchengange etwas wußten, ſondern ihr meiſter Fleiß iſt alle Sonntage binnen Landes, inſonderlich bei Bauern und Landfreien, geweſen, daß der eine Nachbar zu dem andern, der gut Bier hatte, über eine oder zwei Meilen Wegs geritten iſt und ſich da den ganzen Sonntag, dazu den Montag guter Dinge gemacht hat. Die Urſachen aber, wodurch ſie in ſolche Luderei und Verachtung des Kirchenganges geraten ſind, ſind dieſe: Erſtlich, daß in dem ganzen Lande nicht eine gute Schule geweſen iſt, die doch einen ſchlichten Prediger, der undeutſchen Sprache erfahren, gegeben hätte, weshalb die Kirchen in Ermangelung der Schulen viele Jahre lang ganz wüſte ſtunden und verfielen. Zum andern iſt da irgendwo ein Paſtor bei der Kirche geweſen, derſelbige iſt gemeinlich ein Ausländer und der undeutſchen Sprache unerfahren geweſen und hat den Deutſchen deutſch vorgepredigt, welches die undeutſchen Bauern nicht haben verſtehen können. Deshalb ſind ſie allewege aus der Kirche geblieben und haben ſich an die Luderei gewöhnt und mußten dennoch den Paſtor beſolden, dar die Deutſchen ein jeder nur einen Schinken jährlich zu gegeben. Zum dritten, daß die Ordensherren und Biſchöfe ſich um der armen Bauern Seelenheil und Wohlfahrt gar wenig bekümmerten; denn ſie gedachten, es

Digitized by Google

wäre ihr Vaterland nicht, und waren nur darnach aus, wie sie nur zu ihren Tagen genug haben möchten.

Dieweil der guten, faulen Tage zu der Zeit in Livland weder Maß noch Ende gewesen, so ist auch deswegen nicht wenig jährlich darauf gegangen. Und wiewohl Livland an allerlei Korn ganz fruchtbar ist, und man da auch allezeit mehr Gerste als Roggen ausgesäet und eingeerntet hat, so konnte man doch alle Jahre viele tausend Last Roggen ohne einige Teuerung aus dem Lande schiffen und entbehren, aber nicht eine Last Malz oder Gerste, denn die wurde daselbst verbraucht; denn mancher Edelmann hat über 20 Last Malzes jährlich in seinem Hofe verzehrt. Es ist geschehen, daß ein alter livländischer Edelmann, da ihm sein Amtmann 18 Last Malzes auf ein Jahr zur Rechenschaft brachte, sich auch darüber verwundert hat, daß dessen nicht mehr ist verzehrt gewesen, und hat gesprochen, er wäre so alt geworden, aber das hätte er nicht gedacht, daß er mit so wenigem Malze das ganze Jahr wäre ausgekommen wie das Jahr. Und in diesen und andern Höfen mehr ist solch ein Freihof gewesen, daß man schier alle Wochen ein groß Rind samt vielen Schafen, Lämmern, Hühnern und Gänsen geschlachtet hat, und die Bratpfanne oder der Kessel das ganze Jahr nimmer von der Feuerstätte gekommen ist. Solchen Hof haben viele vom Adel, die etwa 80 oder 100 Bauern gehalten hatten. Auf der Ordensherren Häusern aber, die was mehr einzunehmen hatten, ging es viel gewaltiger im Schwange, wo auch vor den gemeinen Stallbrüdern oder Dienern der Keller nimmer zugeschlossen war, welche alle Tage und Nacht also soffen, daß sie alle Frühjahr bei Haufen hingestorben sind. Und wenn einer, edel oder unedel, seiner Geschäfte halben zu Schlosse gehen mußte, der mochte nicht gedenken, daß er nüchtern und ohne einen Rausch wieder herunterkam. Denn das war der livländischen Herren Lob und Ehre, daß sie auf ihren Häusern jedermann, hohes und niedriges Standes, mit einem schweren Trunk traktierten und gastfrei waren, welchem Exempel auch alle ihre Untertanen gefolgt sind, daß endlich Saufen und Schwelgen für kein Laster, sondern für eine Ehre und Tugend bei vornehmen Leuten ist beachtet worden, weshalb man sich dessen gewaltig befleißigt hat, also daß es auch in allen Landen zu der Zeit der Livländer bestes Lob und ihr Preis war, daß sie gewaltige Säufer waren, wie des auch in etlichen Historien gedacht wird. Und wiewohl Gott der Allmächtige an den Livländern nichts vergessen und sie mit guten Gaben

Digitized by Google

des Leibes und des Verstandes wohl geziert, so haben doch die meisten solche Gaben zu der Zeit durch unmäßige Völlerei, Unerfahrenheit und Lediggang übel angelegt, und man hat von dem größeren Haufen in ihren Versammlungen von keinen gravitätischen und wichtigen Sachen und Händeln, sondern von eitel Hasen, Füchsen, Hunden und Winden und von andern unnützen Dingen gehört, und ihrer etliche haben so vieler Hunde und Winde sich gerühmt, daß sie für dieselbigen sechs oder sieben Last Kornes jährlich haben mußten.

Was der Bürger Tun und Wesen in den Städten zu diesen Zeiten gewesen ist, kann solches auch hier kürzlich unvermeldet nicht bleiben, denn die Bürger und Kaufleute in den Städten haben des Überflusses, der Hoffahrt, Pracht und Prahlerei sich auch nicht wenig befleißigt. Und wenn eines Kaufmanns Köste oder Hochzeit sollte gehalten werden, da hat man allewege einen Sonntag dazu genommen, und eine Werkeltags-Hochzeit wäre ihres Bedünkens ihnen eine große Verkleinerung [Nachrede], Unehre und Schande gewesen. Und wenn die Köste angehen sollte, da wurde schier die ganze Gemeinde und alle fremden Kaufleute mit zu der Köste gebeten. Und wenn man den Bräutigam und die Braut mit großer Prozession in und aus der Kirche begleitet und auf die große Gildenstube geführt hatte, dann ist da stracks auf den Mittag eine herrliche Mahlzeit bereit gewesen, über welcher Mahlzeit man Wein und Bier geschenkt hat. Da hat man dann einen nicht geringen Schatz von silbernen Löffeln, Bechern und Stübchen gesehen. Nach der Mahlzeit aber ist das Silbergeschmeide wieder aus dem Wege gelegt worden; da haben die großen und kleinen zinnernen Pötte wieder herhalten müssen, welche der eine dem andern ganz überflüssig und bei Haufen zugeschmiert hat. Nach der Mahlzeit und nach dem Lobgesange ging der Tanz an bis an die Abendmahlzeit. Da mochte dann in den Nachmittagssermon oder in die Kirche gehen, wer da wollte. Nach dem Abendmahl ist es da wieder an ein Tanzen und Schwelgen gegangen bis in die Mitternacht. Zu diesen Kösten hat man keine geringe Hoffahrt von köstlichen Kleidern und Geschmeide geübt. Denn die Vornehmsten hatten ihre Röcke mit Luchsen, Leoparden und Mardern, und die Gemeinen mit Wölfen und Füchsen gefüttert an. Und es hat auch unter den Frauen an silbernem und vergüldetem Haubengeschmeide, jegliches über zwei Mark lötig schwer, und an goldnen und silbernen vergüldeten Halsketten, mit köstlichen Kleinoden behangen, und an silbernen und vergüldeten Landen [Gold-

Digitized by Google

und Silberdraht] und Schweidelern [Taſchen] ſamt einer vergüldeten Scheide, alles über ſechzig Lot ſchwer, und an vielen köſtlichen goldenen Ringen, Knöpfen und Schnüren, und den Jungfern an ſilbernen vergüldeten und Perlenbändchen und vielen großen und dicken Hoikenſchalen*) und Spangen etliche Mark lötig wiegend, und an großen Leibketten und Scheiden von dreißig Loten zuſammen, und an großen Paternoſtern mit ſtaatlichen Kleinoden behangen, nicht gemangelt, womit eine jegliche Frau oder Jungfer geziert und geſchmückt war. Und wenn mancher das Silber und Gold haben möchte, was eines gemeinen Bürgers Frau und Tochter zu der Zeit auf der Hochzeit getragen hat, er möchte einen ziemlichen Handel und Wandel damit wohl führen und ſich ſamt ſeinem Weibe und Kinde billigermaßen damit wohl ernähren.

Auch iſt der Bürger Luſt und Kurzweil bei Sommertagen geweſen, daß ſie erſtlich bei Sommerzeiten zwiſchen Oſtern und Pfingſten die eine Gilde und Geſellſchaft nach der andern den Vogel geſchoſſen haben, welches alſo zugegangen iſt, daß derſelbige, ſo vorm Jahr den Vogel heruntergeſchoſſen hatte und der alte König genannt wurde, mit der Stadt Poſaunen und mit einer langen Prozeſſion aller Gildenbrüder auf einen Sonntag Nachmittag zwiſchen zweien Älteſten der Gemeine hin ins Feld zu der Vogelſtange begleitet wurde, da denn die ganze Gemeine, Jung und Alt, ſich auch hin verfügte, ſolche Kurzweil mit großer Gefahr der eiſernen Bolzen halben, die manchen beſchädigten, anzuſchauen. Und wenn ſie den halben Tag über den Vogel geſchoſſen und ihn herunter gebracht hatten, da wurde ſtracks dem neuen Könige mit großem Frohlocken von jedermann Glück und Heil gewünſcht. Da war dann keine geringe Freude bei des Königs Freunden und auch bei denen, die auf ihn gewettet und gewonnen hatten. Nicht lange darnach wurde derſelbige neue König mit Poſaunen und mit der vorigen Prozeſſion aller Gildenbrüder zwiſchen den zweien Älteſten der Gemeine durch die Stadt nach der Gildenſtube begleitet. Da ſtund es vor allen Türen voll Volks von Männern, Frauen, Jungfern, Kindern und allerlei Geſinde, welche den neuen König mit großer Verwunderung und Freude anſchauten. Da mußte der König einen ſilbernen Vogel auf einer Stange in ſeiner Hand tragen, und ſein ſtählerner Bogen ſamt dem Bolzen, da er den Vogel mit herunter geſchoſſen hatte, wurde hoch vor ihm hergetragen. Und wenn ſie in die Gildenſtube

*) Hoiken war eine Art Mantel, der von Frauen und Männern getragen wurde.

Digitized by Google

kamen, da alles herrlich und wohlzugerichtet war, dann sind da ihre Frauen und Töchter zu demselben Bankett auch vorhanden gewesen. Da hat man dem Könige von den schmuckesten Jungfern eine Königin erwählt, die bei ihm allein stets sitzen und tanzen mußte, unangesehen daß er eine Frau hatte. Und solch ein Fest der Vogelstange hat drei der nächsten Sonntage nach Ostern gewährt, weshalb die Prediger diese drei Sonntage nachmittags gemeinlich gefeiert haben, dieweil sich jedermann lieber bei der Vogelstange als in der Kirche finden ließ.

Auf Pfingsten sind die Bürger und Gesellen in den Mai geritten und haben da einen Maigrafen, der am besten ein herrlich Bankett auszurichten vermöchte, unter sich erwählt und mit großem Pompe [in die Stadt] eingeführt. Solche Maigrafschaften sind darnach von jedermann und auch von dem gemeinen Pöbel den ganzen Sommer durch alle Sonntage gehalten worden, nicht ohne vielfältige Leichtfertigkeit. So waren auch noch sonderliche Vogelstangen etlicherwegen an lustigen Örtern aufgerichtet, dar die jungen Ordensherren, Bürger und Gesellen alle Sonntage den ganzen Sommer durch den Vogel um ein Kleinod geschossen haben, da denn viel Volks, jung und alt, bei Haufen sich hin verfügt, solche Kurzweil anzuschauen und den Sonntag also zugebracht hat.

Dieweil solch Vogelschießen bei den jungen Ordensherren, Bürgern, und Kaufgesellen in hohem Preise war, da begannen die vom Adel etlicherwegen solcher Kurzweil sich auch zu befleißigen und Vogelstangen bei ihren Pfarrkirchen kurz vor der livländischen Veränderung aufzurichten, dahin denn viele gegen das Pfingstfest über zehn Meilen Wegs um der Vogelstange willen gekommen sind und sich mehr um das Vogelschießen als um Gottes Wort bekümmert haben. Mittlerweile, wenn sie über dem Vogel schossen, wurde ein herrlich Bankett in des Pastors Hause zugerichtet, wo sie sich über ihr Vogelschießen lustig und guter Dinge machten.

So haben auch die Bürger bei Wintertagen in Weihnachten und Fastnacht auf ihren Gildenstuben und die Gesellen in ihren Kompanieen eine nicht geringe Wollust geübt. Und wenn der Kaufgesellen Trunk ein Ende hatte, haben sie einen großen hohen Tannenbaum, mit vielen Rosen behangen, in den Fasten auf dem Markte aufgerichtet und sich gegen den Abend gar spät mit einem Haufen Frauen und Jungfrauen dahin verfügt, erstlich gesungen und geschlungen und darnach den Baum angezündet, welcher im Düstern gewaltig

Digitized by Google

geflammt hat. Da haben die Gesellen untereinander sich bei der Hand gefaßt und bei Paaren um den Baum und um das Feuer her gehüpft und getanzt, dar auch die Feuerwerker Raketen zur Prahlerei schießen mußten. Und wiewohl solches von den Predigern gestraft, ist doch solche Strafe gar nichts geachtet worden. Zudem ist dar auch mit dem Ringfahren [Karussel] mit Frauen und Jungfern weder Maß noch Ende gewesen, beides Tag und Nacht, und oftmals den Predigern die solches gestraft, zu Trotze und zu Leide.

Diese vorerwähnte große Wollust der Livländer ist dem Muskowiter sehr zuträglich gewesen; denn in solchem Wesen hat er auf seine rechte Zeit Anschläge und Vorteile gedacht und sich auf Geschütz, Kraut und Lot und auf allerlei Kriegsmunition gewaltig und überflüssig geschickt und den einen Büchsenmeister nach dem andern aus den deutschen und welschen Landen verlangt. Und wiewohl die Livländer solches alles wohl wußten, so waren sie doch in großer Wollust und Sicherheit so ganz ersoffen, daß sie es nicht achten konnten, sondern ihm noch Kupfer, Blei und allerlei Waren, so zu seinem Vornehmen wider Livland gedient, ganz überflüssig zugeführt, heimlich und öffentlich, wie solches aller Welt bewußt ist.

Solches alles ist deshalb hier nicht gedacht worden, daß jemand dafür achten und meinen sollte, als sollten zu dieser Zeit unter allen Livländern, edel und unedel, gar keine verständigen Leute und gottesfürchtige Christen gewesen sein. Das sei ferne! Denn hier sind wahrlich wohl viel guter Leute unter allen Ständen gewesen, die an solchem gedachten Wesen gar keinen Gefallen gehabt haben, denn etliche vom Adel haben in Betrachtung des Seelenheils und der Seligkeit ihrer armen Bauern eigene Prediger, der undeutschen Sprache erfahren, auf ihre eigenen Unkosten und Besoldung in ihren Höfen gehalten, welche alle Sonntage die Bauern und das Gesinde mit der Lehre des Katechismi unterrichten mußen. Und etliche tugendsame Witwen und Matronen vom Adel haben sich auch nicht geschämt, in Ermangelung eines Pastors bei der Kirche ihren Bauern und ihrem Gesinde in ihren Höfen die fünf Stücke des Katechismi auf undeutsch vorzulesen und sie zu aller Gottesfurcht zu vermahnen. So haben auch etliche ihre Kinder auf die hohen Schulen und an Herren- und Fürstenhöfe gar ferne in Deutschland geschickt, und von sich öffentlich hören lassen, sie wollten niemand raten, daß er seine Söhne lange in Livland bei sich behalten sollte; denn sie lerneten zu

Digitized by Google

Haus nichts, und wenn ſie gleich was lerneten, ſo wäre doch ein hausgezogen Kind wie ein Rind und unerfahren, wenn es noch ſo klug wäre.

Desgleichen haben auch etliche vom Adel geſprochen, wenn ſie der Söhne noch ſo viele hätten, ſo wollten ſie doch keinen lange bei ſich behalten, ſondern an Königs-, Kur- und Fürſtenhöfe ſchicken; denn ſolche Höfe wären adlige Zuchtſchulen, wo Hofmeiſter und Marſchälle auf das Hofgeſinde Achtung zu haben verordnet wären; da könnte die junge Mannſchaft Zucht und Ehrbarkeit lernen. Aber hier im Lande lerneten ſie nur Saufen, Schwelgen und andere Laſter mehr; das ſeien ja adlige Pläne und Tugenden. Dieſe Männer haben des armen verkehrten Livlands Fehl, Gebrechen und Mangel wohl geſehen und geſpürt und dennoch gegen den größeren Haufen, ſo die Oberhand ganz genommen, nichts gekonnt oder vermocht.

Auch ſind hier nicht gemeint diejenigen, ſo in der livländiſchen Veränderung und Zerſtörung geboren oder zu der Zeit noch Kinder geweſen ſind und des alten Lebens und Weſens unerfahren und in dem langwierigen Kriege erſt aufgewachſen ſind und durch lange Gewohnheit, tägliche Erfahrung und Übung ſolche gute Kriegsleute wider den Muskowiter abgegeben haben, daß man ſie in der Welt nicht beſſer wünſchen noch verlangen möchte. Aber hier iſt des alten livländiſchen Weſens, Legenden und Lebens, ſo lange vor der erwähnten Zeit in großem langwierigen Frieden und großem Reichtum und Wohlſtande ſich geregt und kurz vor der Veränderung der livländiſchen alten Regenten ganz die Oberhand genommen hat, gedacht worden."

Hufeiſenfibel.

Digitized by Google

Die Belagerung Rigas durch Guſtav Adolf

Der verhaßten polniſchen Herrſchaft, die mit furchtbarem Ernſt und allen Mitteln der Gewalt das lutheriſche Livland dem Katholizismus wiederzugewinnen entſchloſſen war, hat Guſtav Adolf von Schweden ein Ende bereitet. Die Stunde, in der er zum Angriff auf Polen ſchritt, war günſtig gewählt. Kurz vorher hatten die Türken in der blutigen Schlacht bei Jaſſy polniſche Truppen aufgerieben. Zum Schutze Rigas, der vornehmſten Handelsſtadt des Reiches, ſtanden nur wenig Truppen bereit. „Gott verhüte, daß er es nicht in ſeine Gewalt bekommt," hatte damals Chriſtian der Vierte von Dänemark von Guſtav Adolf geäußert, „denn es wäre unſere Rüſtkammer geſperrt, was Taue und Takelage anlangt, wenn wir, was Gott verhüte, mit Schweden zu tun bekommen ſollten". Zu Anfang Auguſt 1621 ſtand er vor Riga. Über die Belagerung berichten uns Aufzeichnungen eines Einwohners der Stadt, der einen offenen Blick für die Ereigniſſe ſeiner Zeit hatte und regen Anteil an ihnen nahm. Er hieß Bodecker: fehlte ihm auch eine gute Bildung, ſo war er doch ein ehrlicher Patriot, haßte grimmig die Jeſuiten und bewunderte die Heldentaten des Eroberers. Über die Belagerung verzeichnet er folgendes:

„Den 8. Auguſti iſt Guſtavus Adolphus König in Schweden mit ſeinem Herrn Bruder Carolo Philipp und mit dem Feldherrn Jacobo de la Gardie, mit anderm Volk und Reitern von der Pernau bei dem Mühlgraben ins Lager angekommen. Den 10. dito hat der Schwede ſein Volk gemuſtert. Den 11. dito hat König Guſtavus Adolphus mit vielen Fahnen, Reitern und Fußvolk für der Stadt herum die Gegend beſchauet, bei der Vogelſtangen [Vogelbaum] mit den ausgefallenen Rigiſchen ſcharmützieret. Aus der Stadt haben ſie von dem Sandturm und Rundell tapfer geſchoſſen. Den 12. Auguſti

Digitized by Google

hat der schwedische Trompeter drei Schreiben an die Stadt Riga gebracht, welche in offener Ratsversammlung im Beisein der Älterleute und Ältesten beider Gildestuben öffentlich verlesen, folgendes Inhalts: ‚. . . Nun ist Uns wissend, daß der Pol unserm Reiche durch Eure Stadt diese Zeit hero nicht wenig mit allerlei Kriegspräparation inkommodieret, als haben wir Uns mit Unserer Krieges-Armada uns Unsern Staat dadurch zu versicheren anhero für diesmal verfügen wollen. Nun ist uns wissend, daß Ihr wie Eine Teutsche Stadt zu den Polen getreten, wir auch mit Euch in einerlei Religion begriffen; als wollen wir ungern, daß durch diese unsere Kriegesmacht Eure Stadt ruiniert werden sollte . . . Begehren derowegen, daß Ihr zu Uns in Unserem Lager die Eurigen gestracks abfertiget und dadurch mit uns traktieret, wie ferner Blutvergießen möchte verhütet und abgewendet werden . . .' [Was der Rat ablehnte, da er ohne Vorwissen der Krone Polen hierzu nicht befugt wäre; am Schluß des Schreibens heißt es:] ‚. . . Sollte nun über das und diesem allen ungeachtet diese unschuldige religionsverwandte Stadt mit Wehr und Waffen bedränget werden, so will sich dieselbe auf den Schutz des gerechten Gottes . . . verlassen und demselben den Ausgang befehlen, auch unparteiische Verständige der Welt darüber urteilen lassen.'

Den 13. Augusti hat sich der Schwede mit etzlichen Scherbooten [bewaffneten Schaluppen] und Galleien [Galeonen] nach dem Holm gegen das Schloß begeben, daselbst schanzen wollen, auch Fahnen bereits ausgestecket, aber ist durch vielfältiges Schießen von der Stadt und dem Schlosse, hernacher auch mit der Unsrigen Ausfall abgetrieben. Die beiden Galleien seind von den Unsrigen erobert und weiln die eine so prächtig vergüldet gewesen, von den Unsrigen sehr durchschossen, also daß sie nicht könnte weggebracht werden, ist nach Abnehmung der Fahnen und was sonsten darauf gewesen angestecket und verbrannt, die andere aber mit 4 metallenen Stücken, Fähnlein und allem Zubehör nach der Stadt gebracht. Das Schiff Jupiter ist auf diese Zeit durch und durch geschossen, also daß es sich auf der einen Seiten gesenket und zu den andern Schiffen sich retirieret. Nach diesem hat der Schwede seine ganze Kriegesmacht zu Lande nach der Stadt gebracht, bei der Vogelstange und fast herum sich gelagert, auch hinter dem Sandberge Stücke eingerichtet und etliche mal auf den Sandturm, der ihm am schädlichsten gewesen, losgebrannt. Ihm ist aus der Stadt mit Schießen Bescheid getan, derogestalt, wie hernacher die Gefangenen

Digitized by Google

berichtet, daß etzliche an des Königes und an des Prinzen Seiten seind erschossen worden.

Den 15. dito frühe in der Dämmerunge ist aus der Stadt ein Ausfall zu Roß und zu Fuße geschehen bis an des Schweden neue Schanze bei St. Jürgens Hofe, haben stark gegeneinander scharmützieret . . . Dito hat man stark aus der Stadt gefeuret und geschossen und ist bis dahero noch keiner von den Rigischen, unangesehen der Schwede gar stark mit grobem Geschütze und Musketen auf die Stadt geschossen, beschädiget worden, als ein Bürger, welcher, da er geschlafen, mit einer Kugel, so im Wiederaufspringen auf ihn gefallen, totgeschlagen. Dato ist noch ein junger Kerl von einer Musketenkugel am Leibgürtel getroffen und am Leib etwas braun zu sehen gewesen. Er aber hat die Kugel aufgenommen und gezeiget . . .

Den 19. ist der Schwede näher der Stadt zugerücket und bei dem Sand- und Jakobs-Rundell bis an den Stadtgraben gekommen, also daß die Schweden mit den Rigischen auf den Wällen Sprache gehalten . . .

Den 23. hat der Schwede abermal aus dreien Battereien zugleich nach der Sand- und Jakobs-Pforten gewaltig geschossen. Die Kugeln seind 25, 50, 60 und 64 Pfund schwer gewesen, der Sandturm durch und durch geschossen worden . . . Den 26. kam in der Nacht ein Schreiben vom Herrn [Christoph] Radziwil [dem polnischen Feldherrn], darin er sich verspricht, mit ansehnlichem Volk die Stadt zu entsetzen, und hat damals der Schwede aus allen Battereien gar hart geschossen, dadurch die Streichwehren der Stadt fast zerrissen.

Den 27. und 28. hat der Schwede abermahlen des Morgens gar frühe angefangen zu schießen, die Sandpforte sambt der Miene gefället, auch glühende Kugeln geworfen. Es sind in einer Stunde, wie man solches observieret, mit halben und ganzen Kartaunen bei hundert Schoße abgegangen, die Kugeln seind 25, 30, 50, 100, 120 Pfund schwer gewesen.

Den 29. hat der Schwede gar hart in die Katze für der Sandpforten geschossen, wodurch viele Soldaten der Rigischen erschossen, imgleichen ein Bürger, ein Kleinschmidt, auf dem Walle mit einer Musketenkugel erschossen. Gleichfalls hat er Feuer und Sprengkugeln in die Stadt geworfen, welche aber keinen Schaden getan.

Den 30. hat der Schwede wenig geschossen. Um 5 Uhr des Nachmittags kommt der Polnische Feldherr Radziwill mit Kriegesvolk

Digitized by Google

Sitzung des Rigaschen Stadtkassakollegiums, 17. Jahrhundert.

Digitized by Google

Digitized by Google

jenseit der Düna an, dadurch die Rigischen sehr erfreuet wurden. Hat tapfer auf die Schweden anfänglich zugesetzet, weiln aber sich die Schweden wohl vergraben und verschanzet, hat er ihnen nichts beschaffen können, ist den 31. mit seinem Kriegsvolk wieder abgezogen, und haben die Schweden abermal gewaltig geschossen und viel Volk in der Stadt beschädiget. Ist auch dato ein greulicher Sturm und Regen gewesen.

Den 1. Septembris hat König Gustavus aus Schweden aus 9 Battereien gar hart geschossen, auch mit glühenden Kugeln tapfer nach der Stadt geworfen.

Den 2. dito hat er des Morgens gar frühe wieder angefangen gar stark zu schießen, und ist eine Kugel in St. Johannis Kirchen gefallen, und unter der Vesper ist in St. Peters Kirchen auf dem Gewölbe über das Chor eine glühende Kugel gefallen, also daß es auch hat angefangen zu brennen, ist aber gelöschet worden. Desselben Tages ist um vier Uhr nachmittags ein schwedischer Trompeter mit Briefen von dem Könige in Schweden an die Stadt gesandt, welchen die Rigischen eingebracht und die Briefe gelesen . . . [Der König ermahnte die Stadt nochmals, Unterhändler zu ihm hinauszuschicken, der polnische Sukkurs wäre ja davongelaufen, auf Entsatz hätte sie nicht zu hoffen. ‚Sollet Ihr aber bei Eurer Halsstarrigkeit verharren, in Meinung, das extremum belli zu erwarten, und Eure Stadt, ja Weib und Kinder den soldatischen Einfall und darauf unwandelbares Unglück überkommen lassen, als habet Ihr Euch von nun an nichts mehr zu erwarten, als was der Krieg in solchen Fällen allezeit mit sich eintragen pfleget.‘ Auch diesmal lehnte die Stadt ab, ihrem Eide untreu zu werden und der lutherischen Religion und der deutschen Nation ein Ärgernis zu bereiten. Die Beschießung wurde fortgesetzt. Die Schweden trafen ihre Vorbereitungen zu einem allgemeinen Sturmangriff. Da sandte Gustav Adolf ein neues noch dringlicheres Schreiben: ‚Ihr werdet es mit Euren Hälsen bezahlen, weil Ihr allein die Ursache seid, daß wider allen Kriegsbrauch Uns die Stadt anitzo, da Euch und der Stadt Einwohnern Gnade bezeiget werden könnte, vorenthalten wird.‘ Nach einem kurzen Waffenstillstand kam es zu Verhandlungen im königlichen Feldlager. Die Stadt kapitulierte, nachdem der König ihre Rechte und Freiheiten bestätigt hatte.]

Den 16. Septembris um 3 Uhr nachmittag ist Ihre Königliche Majestät in Schweden Gustavus Adolphus mit seinem Herrn Bruder Carolo Philippo wie auch mit drei Fahnen Reitern und vier Regi-

Digitized by Google

mentern zu Fuß in die Stadt gekommen. Ihre Königliche Majestät ist durch die Schalpforte über den Markt nach St. Peters Kirche zum erstenmal geritten, der Kantor hat zu musizieren angefangen, darnach der Herr Pastor M. Hermannus Samsonius eine Predigt gehalten. Nach gehaltener Predigt hat man gesungen: Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, dir danken wir, und hernach der Kantor gemusizieret. Ihre Königliche Majestät ist nebenst seinem Herren Bruder nach seiner Herberge bei Michael Schultzen in der Marstallstraße begleitet worden.

Den 17. ist Ihre Königliche Majestät nach der Jesuitenkirchen, St. Jakob genannt, geritten, dieselbe aufschließen und allda auf Schwedisch das Te Deum laudamus singen, darnach eine schwedische Predigt halten lassen. Ihre Königliche Majestät hat in seiner eigenen Person dem Gottesdienst beigewohnet. Nach geendigter Predigt hat Ihre Königliche Majestät die Patres zu sich fordern lassen, und ihnen freigegeben, daß sie sicher wegziehn möchten . . .

Den 25. hat Herr Mag. Hermannus Samsonius eine Huldigungspredigt gehalten; nach der gehaltenen Predigt hat Ein Ehrbarer Rat nebenst der ganzen Bürgerschaft Ihrer Königlichen Majestät auf einem Theatro auf dem Markte aufgebauet unter dem bloßen Himmel gehuldiget und geschworen. Die Schlüssel der Stadtpforte in einem seidenen Tuche eingewickelt hat der älteste Burgermeister Herr Nikolaus Ecke Ihrer Königlichen Majestät überantwortet; Ihre Königliche Majestät hat sie dem gedachten Herrn Burgermeister wieder überliefert . . ."

Bei der Huldigung anerkannte der König die Tapferkeit und die zähe Verteidigung der Stadt und äußerte die denkwürdigen Worte: „er verlange von den Rigischen keine bessere Treue, Glauben und Mannheit, als sie der Krone Polen wider ihn bewiesen hätten."

Digitized by Google

Patkul

Mit einem stamm- und glaubensverwandten Reich verbunden, sind Livland und Estland aus der schweren Zerrüttung nochmals zu sich selbst gekommen und haben glückliche Zeiten gekannt. Das Land wurde wieder bestellt, der Handel blühte auf. Rechtspflege, Verwaltung, Kirche wurden auf feste Grundlagen gestellt, wobei die Vergangenheit des Landes, das doch seine eigene Geschichte und sein eigenes Recht hatte, gebührende Rücksicht fand. Gustav Adolfs Wohlwollen und Weisheit sind der neuen schwedischen Provinz zum Segen geworden. Er ist der Gründer der Universität Dorpat und hat auch viel für Volks- und Mittelschulen getan. Die dem großen König auf dem Throne zunächst folgten, sind noch in seinen Bahnen gewandelt. Dann aber führte die Verarmung des Reichs zu Maßnahmen, die das Recht der Provinz brachen und durch die Einziehung der Güter, auf die sich ein Anrecht der Krone nachweisen ließ, und die mit Härte durchgeführt wurde, einen großen Teil des grundbesitzenden Adels zugrunde richteten, aber auch dem Bauer das gleiche Los bereiteten. Vor dem despotischen König Karl dem Elften, den die Volkspartei drängte, und den andererseits die Pflicht zwang, seine Untertanen zu schützen, kämpfte die Livländische Ritterschaft um ihr gebrochenes und verachtetes Recht. Als dessen Verfechter hatte sie Johann Reinhold von Patkul nach Stockholm gesandt: damals kaum dreißig Jahre alt und doch seiner Aufgabe, Livland vor einer großen Gefahr zu retten, in jeder Hinsicht gewachsen.

Wir besitzen leider noch keine erschöpfende Geschichte der Güterreduktion in Livland, des Nordischen Krieges und von Patkuls Leben. Der Mann unseres Vertrauens, der dieses Werk in jahrzehntelanger Vorarbeit geplant hat, C. Schirren, ist nur zur Sammlung eines

Digitized by Google

Urkundenapparats gekommen, eines Riesenwerks, das unsre Bewunderung erzwingt, eine Darstellung hat er uns aber nicht hinterlassen. Wir beklagen diese Tatsache tief, denn nur Schirren hätte uns das Buch, worauf mehr als eine Generation gewartet hat, schreiben können. Ein einziges Mal, zu Beginn seiner Studien über diese Zeit, die uns heute näher steht als sonst, hat er den Schleier gelüftet: als er im März 1869 in der Aula der Dorpater Universität einen Vortrag über Patkul hielt. Freilich hat er viele Jahre später geäußert, er würde den Vortrag jetzt anders halten, dennoch sind wir dem Herausgeber dankbar, daß er ihn veröffentlicht hat: er ist aus den Verhältnissen der Zeit, in der er gehalten wurde, zu beurteilen. Wir können ihn hier nur zu einem Teil wiedergeben:*)

„. . . Als Patkul entschlossen den großen Gedanken seines Lebens, den er selbst kurz in die Worte gefaßt hat, daß die Menschen nicht dazu da sind, wie eine Truppe von Bestien beherrscht zu werden — als er diesen Gedanken mit seinem Leben und seinem Tode zu erhalten daran ging und die Koalition von der Ostsee bis zum Fuße der Karpathen und von der Elbe bis in die weiten Steppen Asiens hinein stiftete, um Schweden zu zertrümmern, sein Land zu befreien, seine Ehre zu rächen: da erscheint er noch einmal in Livland. Und Livland hat ihn erwartet, es weiß, daß er kommt; es hat ihn gerufen, und darin liegt ein tiefer tragischer Zug: er kommt, und das Land verrät ihn. Es weiß, er kommt. Es wünscht einen kleinen Krieg, der es befreit, und es hofft, der kleine Krieg geht auch wieder vorüber. Und als er kommt, und als er da ist, da schwankt es, da verzagt es. Es sieht seinen Retter heraufziehen, und es verläßt ihn. Und dann ergeht über das unglückliche Land das wilde Ungefähr des Krieges.

Im Mai 1700 hat Patkul über die Düna gesetzt. Es sind die ersten Tage des Monats. Die Kampagne ist freilich verspätet. Er ruft den Adel des Landes zu Pferde. Niemand erscheint. Fast alle haben Haus und Hof verlassen und sammeln sich unter schwedische Fahnen. Sie kennen seinen Plan. Es ist kein luftiger Einfall, daß er mit sächsischen Reitern ins Land fällt. Als er in Warschau war, da haben sie heimlich mit ihm angeknüpft. Es ist der letzte Ausweg moralischer Verzweiflung; und die Gefahr ist groß, in die sie sich

*) Charaktere und Menschheitsprobleme. Eine Sammlung öffentlicher Vorträge gehalten von Carl Schirren (herausgegeben von Dr. med. C. Schirren, Kiel: Mühlau 1912).

Digitized by Google

ſtürzen. Jedoch der ſchwediſche Druck iſt unerträglich. Die entſcheidende Stunde ſchlägt, und niemand iſt zur Stelle. Die Schweden ſammeln die Waffenfähigen; die ſächſiſchen Reiter müſſen über die Düna zurück. Was die Sieger unterwegs treffen, nehmen ſie mit ſich; wo ſie durchziehen, laſſen ſie Elend und Not zurück, den Vorſchmack der Hungerjahre, die folgen werden. Der alte (Gouverneur) Dalberg beruft einen Landtag im Namen des Königs. Er fordert einen Losſagebrief von Patkul. Als ſie ſich weigern, ſchließt er die Tore und erklärt keinen von dannen zu laſſen; und im Lande ſtehen die Sachſen. Da fügen ſie ſich. Sie erklären Patkul zum Hochverräter und ſagen ihm jede Gemeinſchaft ab. Nun iſt der Sommer zu Ende. Der König von Polen, ſo raſch er ſich entſchloſſen, ſo raſch erlahmt er in der Arbeit. Er wird es müde, und nun erfolgt der furchtbare ſchwediſche Rückſchlag, und die Kampagne, welche ſich leicht und luftig von Dresden nach Riga geſpielt, wälzt ſich von Riga nach Leipzig zurück. Es iſt nicht ſeine Schuld, wenn ſie alle untergehen. Zwei Jahre, ſo hat Patkul in ſeinem großen Entwurfe es angeſetzt — denn in der Tat, ſein Wille hat alles geſchaffen. Er hat ſie geſchaffen die Koalition, die Pläne, die Mittel — zwei Jahre, länger darf der Krieg nicht dauern, ſonſt iſt alle Berechnung dahin. Und die zwei Jahre gehen ins Land. Zwei Jahre wird Livland von ſchwediſcher Kriegsfurie durchfegt, durchraſt, durchtobt. Zwei Jahre ſieht Livland ſeine Männer rechtlos, habelos hinziehen in den tötlichen Krieg. Zwei Jahre wird es ausgeſogen, und Weiber und Kinder ſitzen hungernd auf den Gehöften oder bergen ſich in Sümpfen und Wäldern. Das Land glaubt endlich das Furchtbarſte erlebt zu haben, was der Krieg bringt. Zwei Jahre hat es gelitten, da bricht das dritte an, und nun läßt der Zar ſeine Horden los. Der Befehl lautet: verheeren. ‚Ich habe es getan‘, antwortet Scheremetew, und im letzten Briefe ſagt er: ‚Es iſt nichts mehr da zu verwüſten. Der ganze Kreis Dorpat zählt kaum noch ein paar Hütten. An Deutſchen habe ich nur 150 Gefangene; die Koſaken haben ſie geſchafft. Ich habe ihnen die Gefangenen — Vieh und Eſten — ſo ſchreibt er dem Zaren im Herbſte, überlaſſen: Kühe um 3 Altiny, kleine Kinder um 1 Pátak, größere um 1 Griwenik, 4 Stück für 1 Altiny, 1 Schaf um 2 Denga. Nichts ſteht aufrecht, außer Pernau, Reval, Riga und hin und wieder ein Hof am Meer. Sonſt iſt alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Die Orte

Digitized by Google

stehen alle nur noch auf der Karte verzeichnet.' Etwas übertrieben war allerdings der Bericht. In den Wäldern und Sümpfen sitzen auch noch Menschen zahllos. Als der Herbst einzieht, ist Scheremetew wieder da; wieder fegt der Krieg durchs Land, und deutsche Frauen werden von Tartaren verkauft.

Für Livland ist die Tragödie zu Ende, und begonnen zugleich hat sie für Patkul. Alles, was in seinem Leben voraufgegangen, ist nur ein mattes Vorspiel dazu. Nun durchlebt er sieben Jahre eine der größten Tragödien, wollend und nicht weichend; Schritt für Schritt scheitert er, und immer scheiternd steht er wieder auf. Alles versagt ihm, jede fremde Kraft, jede fremden Mittel. Nur er selbst nicht; er findet immer neue Mittel. Wo Livland wie verschwunden erscheint, — aus seinem Tode ersteht es wieder; an seiner Richtstatt gewinnt es neues Leben. Eine endlose Reihe von Prüfungen steht ihm bevor. Gleich den ersten Plan sieht er scheitern. Wie besonnen war er angelegt, wie geschickt war alles vorbereitet, wie genau stimmten alle Teile und Umstände des Planes zusammen! Die Düna muß gefroren sein und zwar dergestalt, daß sie eine große Menge von Menschen und Pferden tragen kann; der Schnee darf nicht allzu tief liegen, so daß man leicht treten kann; die Tage müssen möglichst kurz sein, also Mitte Dezember. Es muß ein Tag gewählt werden, wo keine Kommerse stattfinden, und möglichst wenig Verkehr zwischen Riga und Mitau; es muß eine Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag sein, wo dann alle Bürger früher zur Ruhe gehen. Der Sonnabend muß aber in Kurland ein Fest sein, denn nur an solchen Tagen ruhte der Verkehr zwischen Riga und Mitau. Es muß eine Nacht sein, da der Mond nicht am Himmel steht; es muß der 16. nach neuem Stil, der 26. in Kurland sein; ein Feiertag, ein Sonnabend. Der 26. in Kurland ist der zweite Weihnachtstag. Die Attacke muß erfolgen zwischen 1 und 2 Uhr. Aber der 16. Dezember kommt, geht; Weihnachten ist in Livland und Kurland vorübergezogen, der Mond wechselt seine Scheibe, die Truppen sind längst bereit; — immer keine Antwort. Endlich wird gemeldet: der Generalleutnant Flemming — er hat mit Patkul den ganzen Krieg zu führen — läßt sich im Kommando vertreten. Der Generalleutnant Flemming aber, er sitzt in Sachsen und feiert Hochzeit. In Riga hat man zu Weihnachten noch nichts geahnt; jetzt ist man durch die Nähe der Truppen längst aufmerksam geworden und beginnt zu rüsten. ‚Seit

Digitized by Google

einem Monate' — ſchreibt Patkul an den König — ‚bin ich feſt überzeugt, iſt nicht einmal eine Order erlaſſen. Unter Faſten und Tränen habe ich gewartet — immer vergebens. Es bleibt mir nichts übrig, als nach Sachſen zu kommen und Ew. Majeſtät zu berichten, welcher Moment verſäumt worden iſt.' Riga genommen, alles gewonnen, das war der Kern. Im Beſitz von Riga, da konnte man warten, dann ging man ſelber vor. Selbſt eine verlorene Kampagne war zu verſchmerzen. Nur der Punkt zur Konduktion mußte geſchaffen werden, und der Punkt war nur Riga. ‚Das iſt das einzige Mittel', ſo hat Patkuls berühmte Denkſchrift geſchloſſen, ‚wodurch ein längerer, erfolgreicher Krieg mit Schweden möglich wird, ſonſt aber auf einen langen, zweifelhaften Krieg es ankommen zu laſſen, iſt meines Bedenkens höchſt gefährlich.' Und er hat ſein Bedenken ausführlich erläutert. Währt der Krieg länger als zwei Jahre, dann fällt das Land in die Hände des Zaren, nachdem er es unbarmherzig verwüſtet. Der König ſetzt ſeine Krone aufs Spiel. Dänemark wird geſchlagen, und für Frankreich ſteht der Erbfolgekrieg bevor. Zeit verloren, alles verloren. Der nordiſche Krieg iſt die Erfüllung dieſer Prophezeiung, und mit erſchütternder Wahrheit treffen die Einzelheiten dieſer Prophezeiung ein. Riga iſt verſpielt und wird vergeblich belagert. Karl XII. zertrümmert das verſpätet eingetroffene zariſche Heer und bezieht bei Dorpat die Winterquartiere. Binnen wenigen Wochen iſt die Koalition geſprengt, das Jahr 1700 verſpielt. Patkul macht die Koalition von neuem. An der kuriſch-litauiſchen Grenze bringt er den König und den Zaren zur Begegnung. Der Zar hat eben den König fallen laſſen, jetzt wird er bewogen, ihn zu halten, und der König wird alles daran ſetzen; er wird die Düna behaupten, ſobald der Feind die Düna bedroht. Die Kooperation von Kur- und Livland ſoll ihn ſtützen. Der König ſchwört. Darauf eilt er nach Dresden, ſein Gelübde zu halten. Er glänzt königlich mit ruſſiſchem Gelde, und da es zu Ende iſt, wird er um ſo friedfertiger. Als die franzöſiſchen Ereigniſſe den König abwendig zu machen drohen, da bietet Patkul ihnen die Stirn. Aus dem königlichen Kabinett leitet er die geheime Korreſpondenz mit dem Zaren und hält den König an ſeinem Gelübde. Sämtliche Briefe ſind von Patkuls Hand geſchrieben, der König ſetzt nur den Namen darunter. Solange Patkul den König mit ſeinem Geiſte beherrſcht, iſt niemand vor ihm ſicher. Da dingt man einen franzöſiſchen Chevalier, der durchſticht ihm auf einem Duell geſchickt

Digitized by Google

den Schenkel. Die Kamarilla bestürmt den König, sie schildert ihm die Hohlheit der Pläne Patkuls, sie verheißt ihm durch französische Vermittlung einen vorteilhaften Frieden mit Schweden. Der alte Feldmarschall Steinau rückt wie ein Pendel hin und her; bald hat er hier, bald dort Posto gefaßt. Der König hat von der Kamarilla, die Kamarilla hat vom Schwedenkönige die Zusicherung, solange man nicht angreift, greift auch der Feind nicht an. Ehe der alte Feldmarschall nur ahnt, wo der Feind steht, wirft Karl XII. die Sächsischen durch Kurland, dringt bis an die litauische Grenze vor, und wenn der Sommer kommt, steht er in Polen, und das Jahr 1701 ist verspielt. Im Herbst ist Patkul von seiner Wunde noch nicht hergestellt. Nirgends hat er einen Punkt zu stehen, als in dem beweglichen Gemüt des Königs. Solange er dem König zur Seite ist, weiß er ihn zu beherrschen, sobald man ihn entfernt, ist alles verloren. Er hat es nun zur Genüge erfahren, man kann auf den König nur rechnen, wenn man ihn mit einem Interesse bindet. Es ist ihm nicht gelungen, den Zaren durch den König zu beherrschen, so wird er es umgekehrt machen; er wird jetzt den König durch den Zaren beherrschen; er bedarf eines festen Stützpunktes. Zum König muß er reden dürfen im Namen eines Mächtigeren, als er selbst ist. Er beschließt in zarische Dienste zu treten; man heißt ihn freudig willkommen. Sofort sagt er zu, und im März 1702 trifft er in Moskau ein. Nur wenige Wochen, und er ist der Meister aller zarischen Ratschläge. Er entwirft ihm Heeresreformen; er setzt es durch, daß der Zar, der nun wieder den wankelmütigen König hatte fallen lassen wollen, ihn in sein Bündnis aufnimmt. Als Generalkommissär für ganz Deutschland bringt er Geld und, was mehr ist, die Zusage zarischer Truppen. Schon unterwegs erfährt er Gerüchte über den König. Obgleich er bei Krakau inmitten eines trefflich gerüsteten Heeres hält, soll er wieder nicht schlagen wollen. Er steht in lebhafter Unterhaltung mit den Schweden. Voll Unruhe erfährt es Patkul zu Lemberg, und kaum trifft er ein, so fällt Karl XII. in wildem Reiterangriff über die durch nichts vorbereiteten Sachsen her. Patkul, der in unmittelbarer Nähe des Königs hält, sieht alles verloren. So furchtbar ist die Niederlage, daß alles auseinanderstäubt. Tagelang weiß man nicht einmal, wo der König von Polen ist. Der Sieger zieht in Krakau ein, und der flüchtige König sucht einen Ort, wo er Fuß fassen kann. Die Wirkung dieser Schlacht bei Krakau ist furchtbar. In der

Digitized by Google

Hofburg zu Wien gedenkt man der Tage des Dreißigjährigen Krieges. Europa ist in zwei Kriegstheater geschieden. Aller Zusammenhang der Operation ist zerrissen. Der französisch-deutsche Krieg wird Sachsen in seinen Strudel reißen; für die östlichen Pläne scheint alles verspielt zu sein. Nur einen Augenblick hat Patkul verzagt, dann kehrt er über Wien nach Moskau zurück. Den Zaren und den König will er verbinden, und sie weichen immer nach den Seiten aus. Er wird sie dennoch zusammenschmieden, und sie müssen dennoch mit vereinten Kräften den Feind in ihre Mitte nehmen. Er nennt das die große Konjunktion. Als er in Moskau eintrifft, findet er, daß der Dresdener Hof direkt mit dem Zaren unterhandelt. Der König hat eigene Agenten in Rußland. Er hat den Wunsch, das Geld zu bekommen und zugleich Patkul in der Gunst des Zaren zu stürzen. Wo er auch sei, dem sächsischen Hofe ist er im Wege. Die lustigen Sachsen sind mit all ihren Gedanken auf Tanzen und Trinken, auf fröhliche Feste und Mummenscherze gerichtet. Er ist mit all seinen Gedanken auf nichts gerichtet, als auf den Untergang des Feindes. Und er ist ein unerbittlicher Mann. Die Agenten aus Rußland haben dem König nach vergeblichen Bemühungen berichtet, auf Geld sei nicht zu rechnen. Als Patkul eintrifft, ändert sich mit einem Schlage die Sachlage. Er stürzt seine Feinde. Sofort nach seiner Ankunft wird er in das Konseil gezogen, und noch an demselben Tage eröffnet der Premierminister Golowin den sächsischen Gesandten, sie hätten es allein dem Geheimen Rat Patkul zu verdanken, daß der Zar ihnen Geld bewilligt. Der König soll 600000 Taler und 12000 Soldaten erhalten. Aber ein neuer Traktat wird von Patkul geschlossen. Er wird die Hand über ihm haben, und dazu bricht er nun auf. Noch ehe er Moskau verläßt, hat er einen Sieg errungen: die sächsische Kamarilla ist gestürzt. Patkul hat das zarische Geld in Händen. Der König will von nichts wissen, als von Patkul, der darüber verfügt. Er sendet Patkul den Fürsten von Fürstenberg an die Tore von Dresden entgegen. Noch selben Abends muß Patkul aufs Schloß; bis Mitternacht bleibt er in geheimer Unterredung mit dem Könige. Drei Zusagen hat er mitgenommen, Geld und Truppen sind mit der großen Konjunktion zu erwarten. Drittens hat der Zar verhießen, er wolle persönlich mit seinem Hauptheer erscheinen, sobald die Straße gebahnt ist, und Schweden in Polen ruinieren. Nun läßt er den König Tag für Tag nicht aus dem Auge; er mißt ihm die Gelder

Digitized by Google

ein. Gemeinsam bereiten sie alles vor, und sowie der Frühling anbricht, geleitet er ihn nach Polen, um die Straße zu rekognoszieren und die zarischen Hilfstruppen in Empfang zu nehmen. Das Gros des Heeres bleibt zurück, um vorzurücken, sobald der Zar und sein Hauptheer von Osten heranzieht. Aber der Zar steht wieder vor Narva und liegt vor Dorpat. Überall und immer dieselbe Zersplitterung, und die große Konjunktion bleibt immer wieder stehen. Endlich, als der Herbst naht, im August, treffen die Hilfstruppen ein, aber der König hat sein sächsisches Fußvolk noch daheim. Er braucht auch in Polen Fußvolk. 12000 Russen haben es sein sollen, aber 6000 kommen. 5000 Kosaken sind angemeldet, 3000 kommen. Die Mannschaft zu Fuß ist durch schwere Märsche ermüdet. Pulver und Blei waren zum dürftigsten Manöver kaum vorhanden, die Gewehre schlecht und von ungleichem Kaliber. Wer seines gefallenen Nebenmannes Flinte aufrafft, kann sie nicht laden, weil seine Kugel nicht paßt. Die Mehrzahl der Soldaten ist schon unwillig, die Kosaken widerspenstig. Was helfen da alle Pläne? Patkul hat nicht unterlassen, zu raten, zu beschwören, zu warnen, zu drohen. Aber er kann nicht mit eigenen Händen die Gewehre schaffen, nicht das Blei gießen und das Pulver bereiten. Er kann die Zerfahrenheit der Menschen und der Mittel nicht alle Zeit zusammenschweißen, er muß sie nehmen, wie sie sich bieten, und gebrauchen wird er sie, bis sie zerbrechen. Und nun beginnt er einen wunderbaren Feldzug. Im Bogengange weicht Patkul aus; er laviert bald diesseits bald jenseits der Weichsel, so lange, bis Karl sich im südlichen Polen vor Festungen festlegt, und im Spätherbst von Osten die Botschaft eintrifft, erst frühestens im Winter wird der Zar in Polen erscheinen. Die Truppen aus Sachsen müssen eine freie Straße finden, ihm zu begegnen. Mitten in Polen ist jetzt Patkul beschäftigt, die freie Straße zu schaffen; zwei Festungen decken die Schweden, Warschau und Posen. Beide müssen genommen werden. Völlig unerwartet erscheint Patkul vor Warschau. Am 1. und 2. September wird Pulver verschossen; am 4. geht man gegen das Schloß vor und stürmt; der schwedische Kommandant kapituliert. Der König hat seine Hauptstadt wieder.

Eben hat der König von Preußen 18000 Mann vom Rhein herangezogen, und nun eilt Patkul mit seinen russischen Truppen vor den zweiten Ort, vor Posen, um die Schweden zu beobachten und den Anzug des Zaren zu erwarten. Am 1. Oktober hat Patkul die

Digitized by Google

Stadt rings umschlossen; bis auf dreißig Fuß hat er Laufgräben geführt; noch desselben Abends schießt er Bresche; zum 3. früh morgens ist der Sturm angesagt; die Pläne sind von Patkuls Hand. Um 4 Uhr morgens, während die Kolonnen sich anfangen zu ordnen, trifft ein Kourier ein. Der König sendet drei Zeilen, den Befehl, mit Infanterie und Reiterei aufzubrechen. Karl ist auf dem Wege und marschiert auf Posen. Die ganze Kampagne ist zerstört. Kaum hat Patkul den König hinter sich gelassen, als dieser die mühsam geschürzte Koalition in den Wind schlägt. Er freut sich der wiedergewonnenen Erholung und meint, im Frühling ist es früh genug, da läßt sich die große Konjunktion noch verwirklichen. Ihn langweilt Warschau, er will fort, es verlangt ihn nach den sächsischen Winterfreuden. Heimlich sendet er direkt von sich aus Kuriere an den Zaren, dessen Anmarsch bis zum Frühling zu vertagen. Darauf wartet der König von Schweden, und kaum ist Patkul aufgebrochen, als er ihm auch schon auf den Fersen folgt. Am 6. Oktober hat Patkul die Bobra passiert, und jetzt gelingt es dem König von Schweden, seine Truppen gegen ihn zu wenden. Im furchtbaren Reiterangriff nimmt er die Pässe. 1600 Russen decken die Wahlstatt; die Kasse, die ganze Munition geht verloren; der Rest des Heeres wird versprengt und sammelt sich in der Niederlausitz. Anfang November trifft Patkul in Dresden ein. Der König ist wenige Tage zuvor dort angekommen. Die Kommunikation mit Litauen ist zerrissen, und ein Teil der Königlichen Armee abgeschnitten. Polen ist in den Händen des Feindes. Man erwartet täglich, daß Karl die sächsische Grenze betritt. Sobald der Frühling kommt, muß das Unwetter hereinbrechen. Der König wendet sich an Patkul und fragt, was zu tun sei? In seiner berühmten Denkschrift vom März spricht Patkul das Urteil. Der Diplomat ist gescheitert, die Heere geschlagen, und aufrecht steht nichts, als der livländische Flüchtling, und der Flüchtling richtet den König auf. Was jetzt tun, wenn der Zar selber bedrängt wird und erliegt? Was tun, wenn der Feind in Sachsen einrückt? Was tun, wenn man von zarischer Hilfe abgeschnitten ist? Was tun? — So war auch die Ritterschaft daheim gekommen, sobald sie auf der Bahn des Verderbens eine Strecke vorwärts gegangen war. So war auch sie zu Patkul gekommen und hatte ihn durch Briefe und Gesandte gefragt. Was tun? Er hatte sie mit seinem Rate nicht verlassen. Sie waren ihm wohl gefolgt,

Digitized by Google

aber ohne Mut. Sie gingen eine Strecke mit ihm, dann waren ſie wieder in den Genuß des Lebens und ins Schwanken verfallen. Es trat wieder die alte Halbheit der Entſchlüſſe ein, und dann war es immer raſcher und raſcher vorwärts gegangen auf der abſchüſſigen Bahn des Verderbens.

Und ganz ſo kam nun der König und fragte: Was tun? Und inmitten aller dieſer ſchwankenden Menſchen ſprach Patkul das lange verhaltene Wort, das die größte Summe ſeiner Erfahrung enthält: Was tun, wenn man von zariſcher Hilfe abgeſchnitten iſt? Untergehen! Was tun, wenn der Zar erliegt? Untergehen! Was tun, wenn der Feind in Sachſen einbricht? Untergehen! —

Der König dachte nicht an Untergehen. Er ging ins Bad. Über den Flüchtling kam das bittre Gefühl, vom Zaren, dem einzigen Retter, abgeſchnitten zu ſein. Alle Päſſe nach Oſten waren verſtellt. Seine Leute hungerten, und er konnte nicht ihren Hunger ſtillen. Aber mitten unter Trümmern ſteht er aufrecht. Keine Spur von Haſt, keine Spur von Rache in ſeinem heftigen Herzen. Ruhig überlegt er die Lage. Selbſt kaum entronnen, faſt verloren, denkt er an die Rettung anderer und faßt ſeine Beſchlüſſe. Er reiſt ſelbſt nach Berlin, den König zu gewinnen. Vielleicht ſammelt er noch die jenſeitigen Truppen. Nur auf ſich darf er rechnen und auf weiter nichts. Unterdeß ordnet er in ſeinem Standquartiere die Verpflegung. Der Mangel iſt groß, in den Zelten verkommen die Soldaten. Kein Zeichen von der Errettung von Oſten her; bis in den Frühling ſich zu halten iſt unmöglich. In den Schlachten die Soldaten zu opfern iſt er allezeit bereit. So ſchreibt er: Die Ruſſen ſind ſehr propre in den Trancheen ſich tot ſchießen zu laſſen. Aber ſo hart er im Felde iſt, ſo vorſorglich iſt er im Lager. Für dieſelben Leute, die er in den Trancheen tot ſchießen läßt, iſt er entſchloſſen ſich ſelber zu opfern, damit ſie nicht hungern. Er beſtürmt den Rat des Königs, die Leute in andere Quartiere zu verſetzen. Die beſten Quartiere ſind für die ſächſiſchen Truppen beſtimmt. Die Sächſiſchen laſſen die Ruſſen nicht tiefer ins Land hinein; auch ſcheint es zweckmäßiger, wenn die Schweden die Grenze überſchreiten, ſie zuerſt auf die Ruſſen treffen zu laſſen. Es iſt tief im November. Die Kälte und der Mangel nehmen zu. Da verſammelt Patkul die Offiziere und hält Kriegsrat. Sie beſchließen, noch einmal um Lebensmittel und beſſere Quartiere anzugehen. Die Antwort iſt dieſelbe. Sich durchſchlagen iſt unmöglich. Es gibt nur einen Ausweg.

Digitized by Google

Der Kaiſer wirbt um Truppen für einen Feldzug in Ungarn. Patkul erklärt dem König, wenn man länger die Verpflegung der Truppen verweigere, ſo werde er ſeine Truppen ins Kaiſerliche führen. Der Rat iſt beſtürzt. Den König hält gegen ſeinen Nachbarn, ſelbſt wenn das Bündnis zerfällt, ſein bloßer Schein. Wenn jetzt die zariſchen Truppen den ſächſiſchen Boden verlaſſen, ſo iſt es offenkundig, der Zar läßt den König fallen. Sie verhandeln mit Patkul, um ihn hinzuhalten. Endlich erklärt er, bis morgen will er noch warten, und dann unterzeichnet er den Traktat, und dann iſt es zu ſpät. Sie glauben nicht, daß er es wagen wird. Er unterzeichnet. Nun ſenden ſie zu ihm; ſie erklären ſich zu allem erbötig. Lange hat er gezögert, jetzt iſt ſein Wort verpfändet, und nicht einen Augenblick iſt er ſchwankend. Er erklärt, es iſt zu ſpät, und dabei bleibt es. Ziehen die Truppen ab, ſo iſt der König bloßgeſtellt; mit Gewalt ſie aufzuhalten iſt nicht möglich, was wird der Zar dazu ſagen? Das einzige Mittel iſt, ihnen den Führer zu nehmen; dann werden ſie ratlos ſich fügen. Der Entſchluß iſt gewagt, aber der Zar iſt weit. Und wie ihre ſächſiſchen Herzen ihm geſonnen waren, wußten ſie ſelbſt am beſten; nur Eile tut not, Eile, auch Vorſicht. Im tiefſten Geheimnis wird alles angeordnet. Um 10 Uhr abends am 19. Dezember 1705 wird er aus ſeinem Bett geweckt, gefangen und auf den Sonnenſtein gebracht. Es iſt nicht möglich, daß der Zar ihn aufgibt. Vielleicht kommt noch der Zar, und es gelingt die beabſichtigte Vereinigung. In der Tat, die große Koalition iſt geglückt. Der Zar iſt gekommen, mit einem Heere, ſo wohl gerüſtet, wie er noch keines geſendet, und der König iſt ſelbſt auch ſchon beim Zaren. Er berät mit dem Zaren den Feldzug; noch wenige Wochen, vielleicht wenige Tage und ſie ſtehen in Polen. Da empört ſich auf dem ungeheuren Raume, vom Weißen bis zum Schwarzen Meere, von Aſien bis Sachſen, ein äußerſt entlegenes Glied. Ein eherner Wille hat die zerfahrenen Fürſten zuſammengeführt und die große Konjunktion zuſtande gebracht. Eine Farce gibt der Tragödie den Ausſchlag. Das Volk in Aſtrachan will wiſſen: ein Jahr lang ſollen die ruſſiſchen Mädchen nicht heiraten. Eine reine Erdichtung, von der man noch heute nicht den Urſprung kennt; aber der Aufſtand bricht los. Drei Tage, und die Aufregung pflanzt ſich fort an die Wolga. In Moskau ſelbſt fürchtet man das Äußerſte. Der Zar verläßt Grodno. Dem König übergibt er den livländiſchen Flüchtling nach Willkür. Auf das ruſſiſche Lager wirft ſich der Feind. Und in

Digitized by Google

verwüſtendem Bogen zieht Karl XII. von Grodno nach Minsk. Nun beginnt der fünfte Akt der Tragödie. Karl geht geradeswegs los auf die ſächſiſche Grenze. Nichts widerſteht. Der König von Polen legt ihm die Krone zu Füßen. Er überliefert ihm den livländiſchen Flüchtling, und der König von Schweden kommt, ihn zu holen. Er nimmt ihn aus ſeinem Kerker und führt ihn mit ſich nach Polen. Zu Kaſimierz läßt er ihn vor ein Kriegsgericht ſtellen, und ein polniſcher Henker zerbricht ihm Bein um Bein und Arm um Arm und zerſtößt ihm die Bruſt, und dann wird er enthauptet. Von Livland und Patkul wiſſen nur die tatariſchen Steppen und der Henker zu Kaſimierz zu erzählen. Mit unerbittlicher Logik hat die Geſchichte das Livland von damals gerichtet und gerettet, und mit ihrem Gericht und ihrer Rettung begleitete ſie Patkul bis auf den Richtplatz zu Kaſimierz.

In dem Drama des großen Kampfes des Rechts und der Macht vermag die Phantaſie nichts zu verſchleiern. Die Ereigniſſe und der Zuſammenhang liegen klar vor Augen, und die Lehre iſt einfach. Aufgenommen wurde der Kampf vom Lande, und das Land hat ſich ihm nicht verſagt. Einen kurzen Moment hatte es ihn gewagt. Als es den Kampf unternahm, konnte es kaum mehr hoffen, ihn glücklich, in Ehren, ohne ſchwere Verluſte zu Ende zu führen. Es hatte ihn nicht unternommen, als es kräftig und ruhig daſtand. Verſpielt hatte es ſeine Stellung, ſein Recht, ſeine Zukunft, als es die ſchwediſche Reduktion ſich ins Land zog. Ein unverdienter Zufall, die Laune der Krone hatte ihm wieder den rechten Boden zurückgeſchenkt. Unſtreitig hatte die Provinz, als dieſe letzte Gelegenheit ſich bot, noch einmal die Wahl: Entweder ſie beugte ſich unter den Willen des Königs, unter die Beſchlüſſe des Reichs und den Reichstag; oder ſie ſtellte ſich kühn auf den Boden des wiedergegebenen Rechts und verſuchte die Poſition zu wahren. Wozu ſie ſich auch entſchloß, ſie mußte es mit ganzer Seele, ohne Furcht und Zweideutigkeit tun. Sollte ſie ſich fügen und wähnte, es fehle ihr die Kraft zum Kampfe, dann mußte ſie ſich fügen ohne Vorbehalt, unbedingt; dann war es kindiſch, den Mächtigen zu reizen. Sollte ſie es aber wagen, ſich auch jetzt noch zu behaupten, dann war es töricht und Schwäche, ſich dem Mächtigen zum Spielball zu geben. Der Kampf, der nun angeht, das war nicht mehr eins mit jenem alten, halben, freundſchaftlichen Plänkeln. Das mußte ein Kampf auf

Digitized by Google

Leben und Tod ſein, der Kampf des Rechts, das entſchloſſen iſt, ſich nicht brechen zu laſſen von der Macht, die entſchloſſen iſt, es zu brechen. Dieſen Kampf mußte man, bevor er eingegangen wurde, kühl und ſehr beſonnen überlegen; man mußte ſich ſicher entſchließen, aber was man beſchloß, auch offen, frei, männlich hinausführen. Man konnte den Kampf wohl unterlaſſen; aber einmal begonnen, mußte man alles aufs Spiel ſetzen; alles oder nichts gewonnen. Weder zu dem einen noch zu dem andern hatte man ſich entſchließen können. Aller Qual war man doch nicht entgangen. Leichtſinnig hatte man einen kleinen Befreiungskrieg herbeigewünſcht, und elend war man geſcheitert, jämmerlich zertreten. Es war, als hätte ſich des Landes Seele ſelbſt in zwei Hälften geſpalten; die Seele, die zitterte und zagte, war daheim, und die, welche unverzagt wußte, was ſie wollte, ſtand draußen. Freilich ſchien ja auch Patkul geſcheitert zu ſein, und gewiß iſt er mit dem entſetzlichen Schmerz auf den Richtplatz gegangen, alles verloren, alles verſpielt zu haben, nur nicht ſeine Seele. — Nirgends hat er ſich größer gezeigt, als in den Tagen ſeines Unterganges, und wenn das Land in ſeinem Leben gern ihn ſich vorführt, in ſeinem Leben, in welchem er für dasſelbe gern gekämpft und gelitten, wenn es ihn in Riga des Landes Recht feſtſtellen ſieht, wenn es ihn dann vor ſich erblickt in Stockholm vor dem Könige und dann wieder in Wenden im Ratsſaal der Väter, ſo mag es ihn auch vor ſich erblicken einſam und verlaſſen im ſächſiſchen Kerker. Die äußern Mittel haben alle verſagt, der Kampf ſcheint ausgekämpft, doch noch im letzten Moment kann er der größte ſein. In keinem Kampfe, als in dem des Rechts wider die Macht, tritt einmal die Zeit ein, wo gewiß einmal alle äußere Hilfe verſagt, wo der Wille nichts weiter vermag, als nur ſtehen. Von allen Seiten bedroht, gekerkert, wird er verſucht. Als ſich die Türen des Kerkers hinter ihm ſchloſſen, da wurde er bald angegangen mit Anträgen der wunderlichſten Art. Alle eröffneten ihm die Ausſicht auf Rettung. Endlich kommt der König von Polen und bietet ihm an: man werde ihm die Türen des Gefängniſſes öffnen, er möge fliehen. Warum weiſt er die Freiheit zurück? Nur, weil ſein Leben damals abgeſchloſſen vor ihm lag. Die das wechſelvolle Spiel immer wieder von neuem beginnen, das ſind nur die kleinen Komödienſpieler. Die großen Meiſter in der Tragödie wiſſen ſehr gut, wenn ihr letzter Akt ſich ausgeſpielt. Aber es iſt etwas Größeres, was ihn an den Kerker bindet. Es iſt ſein Recht, ſeine Würde, ſeine Ehre. Wider das Recht

Digitized by Google

und die Ehre iſt er gefangen; nicht einen Schritt weicht er, bevor ihm Recht und Ehre wiedergegeben. Er bleibt und ſtirbt und ſiegt; denn der einzige ihm an Willen ebenbürtige Feind, der König von Schweden, zieht, um nach langem Kriegsglück in der Schlacht von Pultawa ſein Kriegsglück zu begraben. Eine rächende Myſtik ſieht in dem Unglück, das von Pultawas Feldern an den großen Schwedenkönig verfolgt, eine geheimnisvolle Rache an Patkuls Tod, aber die geſchichtliche Nemeſis redet nicht in ſo myſtiſchen Rätſeln. Nicht der Tod, ſondern das Leben des livländiſchen Verbannten, nicht ſein Leiden, ſondern ſein großer, unbeugſamer Wille hat Karl den Untergang bereitet. In demſelben Kampfe, in welchem Patkul gefallen, ſinkt auch Karl dahin. Der große Zweikampf iſt zu Ende, was im Norden ſich ſchürzte, war im Süden entſchieden.

Es waren Schweden und Livland, die zuerſt vor fünfzehn Jahren auf dem Landtag zu Wenden Auge im Auge entgegenſtanden: die Macht und das Recht, um ſich bei Kaſimierz noch einmal gegenüberzuſtehen. Denn lebte der Genius von Livland in Patkuls Seele, ſo lebte Schweden damals nirgends, als in der Soldatenbruſt ſeines Königs. Wo er ſich bewegte, war Leben, wo er nicht war, langſamer Tod. Man konnte es deutlich wahrnehmen im dritten, vierten, fünften Jahre des Krieges. Schweden war bedroht, bald furchtbar entvölkert, während der König nach Soldatenmanier nur den Eingebungen des Lagers folgte, jederzeit von bewunderungswürdiger Bravour und jederzeit ohne zu berechnen, ob die Reihe der Schlachten jemals zu einem Reſultat führen möge. Er hatte ein Reich überkommen, ausgeſtattet mit großen Mitteln, mit abendländiſcher Kunſt und Kultur. Die Mittel hatte er erſchöpft. Das Reich lebt nur noch in ihm. Fiel er, ſo fiel das Reich, und es fiel, und Livland war gerächt, und nicht nur gerächt, war gerettet. Noch einige Jahre der Angſt und der Prüfung, und es durfte langſam wieder aus ſeiner Knechtſchaft und aus ſeiner Aſche erſtehen. Eine Generation war weggebrannt von dem Feuer der großen Trübſal. Die nach ihr kam, mochte ſie zuſehen, was ihre Zeit ihr für Aufgaben ſtellt. Die Geſchichte hat für die Frage der Zukunft keine Antwort, ſie lehrt nur die Frage der Gegenwart. —

Digitized by Google

Herzog Friedrich Kasimirs von Kurland Hochzeit mit einer Tochter des Großen Kurfürsten

Die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der herzoglichen Familie Kettler in Kurland und dem Brandenburgischen Fürstengeschlecht sind sehr alten Datums: im Jahre 1609 heiratete der Sohn des Gründers des Hauses Kettler, der Herzog Wilhelm, die Prinzessin Sophie von Brandenburg, Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen; sein Sohn, Herzog Jakob, unter dem Kurland zu materieller Wohlfahrt erblühte und eine weitspähende Kolonialpolitik trieb — der Herzog erwarb Gebiete am Gambia und die Antilleninsel Tabago —, hatte eine Schwester des Großen Kurfürsten, Luise Charlotte, zur Frau. Sein älterer Sohn aber, Friedrich Kasimir, an Regentengaben dem klugen, bedeutenden Vater sehr unähnlich und unfähig, den drohenden Niedergang des Landes aufzuhalten, warb nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer nassauischen Prinzessin, um die Hand einer Tochter des Großen Kurfürsten von Brandenburg, Elisabeth Sophie. Kurland ist arm an gleichzeitigen geschichtlichen Aufzeichnungen, aber eine für die Geschichte der herzoglichen Familie wie die Kenntnis des kurländischen Adels ergiebige Quelle besitzt es in der Beschreibung der Ereignisse und Hoffestlichkeiten aus der Zeit Herzog Friedrich Kasimirs und den folgenden Jahren, die ein herzoglicher Diener und Postmeister Johann Kasimir Brandt verfaßt hat (Mitau 1892). Die Feder zu führen fiel ihm sichtlich schwer, und der Standpunkt, von dem aus er schrieb, ist der des Kammerdieners: mit Genauigkeit und Behagen schildert er die Äußerlichkeiten des Hoflebens, die Feste, Trauerfeierlichkeiten, den Reichtum und die Pracht des fürstlichen Hofhalts. Sein Herr und Gebieter hatte sich nicht die sparsame Haushaltung seines kurfürstlichen Schwieger-

Digitized by Google

vaters zum Vorbild genommen: er trieb vielmehr einen Aufwand, der zu den sinkenden Einnahmen seines Hauses in keinem rechten Verhältnis stand, hielt sich einen mit kostbaren Pferden reich besetzten Marstall, eine Kapelle von französischen Virtuosen, eine italienische Oper und führte eine allgemein bewunderte Tafel.

Über die Reise des Herzogs, die zu seiner zweiten Vermählung führte, berichtet Brandt folgendes:

„Den 17. Mai 1690 traten Höchstdieselben die andere Reise an, den 29. durch Königsberg, den 2. Juni in Danzig, 13. Berlin, 17. Wittenberg, den 24. in Karlsbad. Das Gefolge bestand aus 46 Personen. Den 29. Julii reisete Se. Durchlaucht wieder von Karlsbad aus über Leipzig, Halle, Merseburg, Quedlinburg, Halberstadt nach Hamburg, wo sie den 12. September anlangten, und von da gingen sie den 14. Januar 1691 nach Minden und Herforden, wo Dero Prinzessin Schwester Charlotte Luise Äbtissin war, ferner über Utrecht und Leiden nach dem Haag, wo damals der König von England [Wilhelm III.], der Kurfürst von Bayern, von Brandenburg nebst noch mehren Fürsten, 33 an der Zahl, beisammen waren. Sie langten den 18. Februar an und, nachdem Sie sich daselbst noch verschiedenen Touren, so Sie nach Amsterdam und andern Städten getan, bis zum 2. April aufgehalten hatten, fingen Sie den 2. April wieder an Dero Rückreise über Utrecht nach der Mark Brandenburg.

Nachdem des Herzogs Durchlaucht auf Dero Rückreise aus Holland den 17. April zu Spandau angelanget und daselbst von dem Präsident v. Danckelman das Jawort zur Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth Sophie erhalten, so ward die öffentliche Anwerbung durch den Hofmarschall Baron v. Knigge, der zu solchem Ende nach Berlin von Spandau abgesandt worden, in folgender Rede getan:

Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Herr! Daß Königliche, Kur- und Fürstliche Häuser sich allewege aufs Kräftigste angelegen sein lassen, durch auswärtige hohe Allianzen und eheliche Verbindungen ihre eigene Wohlfahrt zu stabilieren als auch die Glückseligkeit Dero Lande festzusetzen, solches ist von sich selbsten bekannt. Wann nun mein gnädigster Fürst und Herr sich anitzo auch in solchem Stande befindet, daß er billig dahin bedacht sein muß, wie er durch eine neue und hohe Allianz sowohl seine eigene Person vergnügen als auch sein ganzes Land und getreue Untertanen damit erfreuen möge, so nimmt Er seine Zuflucht zu Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht Hohen

Digitized by Google

Gnade, herzlich wünschend und verlangend, mit diesem weit berühmten Kurhause Brandenburg die schon angestammte Verwandtschaft durch neue Heiratsallianze zu befestigen. Es hat demnach Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht Hohe Gnade, mit welcher sie ihme von Jugend auf zugetan, nebst deren Vollkommenheiten die Durchlauchtigste Markgräfin Elisabeth Sophia, Dero Prinzessinnen Schwester, Durchlaucht, bewogen, mich allhie vor den gnädigsten Augen Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht erscheinen zu lassen und durch öffentliche Anwerbung, welche ich hiemit in Untertänigkeit verrichten solle, ein gewisses Zeugnis der Prinzessin Intention zu geben, untertänigsten Vertrauens, Ew. Kurfürstliche Durchlaucht werden solches meines gnädigsten Herrn sehnliches Verlangen in gnädigster Konsideration ziehen, Dero gnädigsten Konsens erteilen und ihme in Dero Prinzessinnen Schwester Durchlauchtigster Hoher Gnade und Affektion kräftigst rekommandieren, damit Er von Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht sowohl als Dero Prinzessinnen Schwester Durchlaucht in wirkliche und höchstverlangete Heiratsallianz möge angenommen werden . . .

Den 20. April geschah die Einholung in Potsdam, und sind allda verblieben bis den 25. in Berlin, allhier ward der Einzug in folgendergestalt vollenzogen: 1. fuhren 30 ledige Kutschen, 2. fuhren die Geheimte Räte, 3. folgeten 24 Handpferde aufs Köstlichste mit gold- und silberbordierten Decken, 4. folgten die Trabanten, 500 Pferde in 3 Kompagnien geteilt, 1 Kompagnie Braunen, 1 Kompagnie Grauen, 1 Kompagnie Rappen; selbige waren ebenfalls mit Gold und Silber dergestalt mondieret, daß fast keine prächtiger Guarde kann gesehen werden. Hierauf 5. folgeten 36 Pagen, vor welchen der Pagenhofmeister Herr Räpchen herritt, alle mit Spitzruten in der Hand und steifen Stiebeln versehen. 6. Hierauf folgeten 12 Trompeter und 1 Heerpauker, alle silbern Trompeten und Pauken. 7. ritt der Hofmarschall nebst allen Hofkavalieren. 8. folgete der Oberhofmarschall Herr v. Rautern und unser Hofmarschall Herr Baron v. Knigge nebst noch alle Kammerherrn. 9. folgeten wieder 12 Trompeter nebst ein Heerpauker, ebenfalls mit silbern Trompeten und Pauken. 10. Hierauf folgeten Ihro Durchlaucht Markgraf Philipp, Ihro Durchlaucht Markgraf Karl, Ihro Durchlaucht unsere gnädigste Herzogin Herrn Gebrüder Durchlaucht, imgleichen Ihro Durchlaucht Fürst von Anhalt-Dessau, Kurfürstlich Brandenburgischer Statthalter über Berlin, alle

Digitized by Google

zu Pferde. 11. folgete die Kurfürſtliche Kutſche, worinnen Ihro Durchlaucht mein gnädigſter Herr nebſt Ihro Kurfürſtlichen Durchlaucht ſaßen. Selbige Kutſche war ein und auswendig mit roten Sammet überzogen und ganz mit Gold und Silber anſtatt des Malwerks bordieret; nebenher gingen 36 Kurfürſtliche Lakaien. 12. folgete meines gnädigſten Herrn Staat-Kutſche, welche ebenfalls prächtig genug anzuſehen war.

Eine halbe Meile von Berlin hatte ſich die Stadt in recht ſchöner Ordnung geſtellet; hierauf fuhren ſie fort, als wir nun nahe, ohngefähr eine halbe Meile von der Stadt, kamen, kanoniſierten die Stücke von den Wällen, daß die Kugeln von drei Baſteien alle über die Kutſche flohen; denn ſelbige Stücke dahin gerichtet waren. Als wir nun an das Stadttor, die Leipziger Pforte genannt, kamen, ſtanden allda 24 Trabanten mit großen vergüldeten Bardiſahnen von Korporals zu Fuße angeführet, welche die Kutſche, allwo die Hohe Herrſchaft ſaßen, durch die Stadt bis im Schloß von beiden Seiten ſchließend begleiteten. In der Stadt hatten die Bürgerſchaft von beiden Seiten die Straßen geſchloſſen. In der breiten Straße, dicht an das Schloßtor, ſtunden 2 Regimenter wohlmondierter Soldaten; auf dem vorderſten Schloßplatz ſtunden die 3 Kompagnien Trabanten; gedachte Trabanten wurden von dem General Wangenheim angeführet; auf dem innerſten Platz ſtunden die ſämtlichen Geheimbte Räte, nebſt allen Kavalieren und 24 Trompetern, in recht ſchöner Ordnung, welche die Hohe Herrſchaft bis in die Zimmer die kleine Schnecktreppe hinangeführet; nachmals ward die Brandenburgiſche Salve von allda befindlichen Soldatesque und Trabanten zu dreien Malen gefeuret.

Das Hochfürſtliche Beilager ward folgender Geſtalt vollenzogen den 29. April.

Erſtlich ward der große Saal über dem Schloßtor aufs Prächtigſte möbelieret, im Saal auf beiden Seiten der Tür ſtunden 2 hohe Pyramiden, ganz mit Silber bekleidet und voller brennender Wachslichter, aufgerichtet, unten an den Pyramiden ſtunden 2 Schenke, neben einer Schenke zur linken Hand ſtunden 24 Hoftrompeter und 4 Pauker; auf einem erhabenen Theatro auf beiden Seiten im Saal ſtunden 24 große ſilberne Gueridons; auf jedem ſtund ein Leuchter mit 9 großen weißen Wachslichtern; in der Mitte vom Saal war eine große Tapete von ohngefähr 20 Ellen lang und breit gedeckt.

Nachmals ward mein gnädigſter Herr von Sr. Kurfürſtlichen

Digitized by Google

Durchlaucht und schon erwähnten drei Markgrafen, Ihro Fürstlichen Durchlaucht Fürst von Anhalt imgleichen alle Geheimbte Räte, Kavalieren untern Geleite von 24 Trabanten mit ihren Bardisahnen unter währenden Trompeten und Pauken Schall eingeführet. Nachmals wurde auch die Durchlauchtigste Braut mit eben gleichen Zeremonien eingeführet, welche ganz über mit raren Juwelen bekleidet war, daß man auch das Zeug vom Kleide kaum sehen konnte; die Hochfürstliche Schleppe vom Kleide ward von 6 vornehmen Fräuleins, welche alle ganz weiß bekleidet, getragen. Hierauf empfingen die Hochfürstliche Personen auf vorgedachter hingedeckter Tapete unter einem aufgerichteten Thron von dem Oberhofprediger die Kapitulation [soll heißen Kopulation].

Nach verrichteter Trauung wurde auf erwähnter Tapete eine lange Tafel gedecket, an welcher vorerwähnte Herrschaft Hochfürstliche Durchlaucht nach der Ordnung saßen.

Ganz oben am Ende saßen Braut und Bräutigam Durchlaucht; nebst der Braut saß die Kurfürstin und Kurprinzessin; nebst meinem gnädigsten Herrn saßen Se. Hochfürstliche Durchlaucht der Markgraf Philipp und Karl, neben der Kronprinzessin Markgraf Albert [Friedrich] und Ihro Durchlaucht Fürst von Anhalt. Die Tafel ward von beiden Seiten von denen 24 Trabanten, damit die Zuseher nicht sehr auf der Tafel dringen konnten, geschlossen. Auf dem vordersten Schloßplatze waren 30 Feldstücke gepflanzet, welche, als die Gesundheiten getrunken, 3 mal losgefeuert wurden. Unter währender Mahlzeit mußten 2 Fräulein der Fürstlichen Braut die Krone, weiln selbige sehr schwer, halten. Nach verrichteter Mahlzeit gingen die Staatstänze an folgender Gestalt: Erstlich tanzten 12 von den vornehmsten Ministris vorher mit großen weißen Wachsfackeln, worauf alsdann die Fürstlichen Personen; nach dem Tanz wurden die Fürstlichen Hochzeiter mit vorigen Zeremonien wieder in ihre Zimmer geführet, die Fürstliche Braut in die Brautkammer, Ihro Durchlaucht mein gnädigster Herr in einem andern Gemach, unweit einander. Nachmals wurde mein Gnädigster Herr von Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht wiederumb mit ebenmäßigen Zeremonien in die Brautkammer geführet und weilen die Hochfürstliche Braut schon ins Brautbett befindlich war, wurden Se. Hochfürstliche Durchlaucht mein Gnädigster Herr von Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht zu ihr ins Bett gelegt in Beisein aller Kur- und Fürstlichen, auch andern Hohen Personen; der Vorhang vom Bett wurde von Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht selbsten zugezogen . . ."

Digitized by Google

Die Ehe währte kaum ſieben Jahre, da ſtarb der Herzog Friedrich Kaſimir (22. Januar 1698). Seine drei Töchter heirateten deutſche Fürſten: die älteſte den Markgrafen Albrecht Friedrich von Brandenburg, die zweite den Herzog Ernſt Ferdinand von Braunſchweig-Bevern, die jüngſte den Fürſten Friedrich Wilhelm Adolf von Naſſau-Siegen. Dem einzigen Sohne aber, Friedrich Wilhelm, dem Enkel des Großen Kurfürſten und letztgeborenen Sproſſen des Kettlerſchen Hauſes, ward eine nur allzu flüchtige Lebens- und Herzogszeit beſchieden: er ſtarb zwei Monate nach ſeiner Vermählung mit der Nichte des Zaren Peter, der nachmaligen Kaiſerin Anna Joannowna, an den Folgen erzwungener Unmäßigkeit, die dem Hof von Petersburg um jene Zeit das Gepräge gab.

Eulenfibel, Bronze und Silber.

Digitized by Google

Dietrich von Keyserling und Friedrich der Große

Am schärfsten und eigenartigsten haben sich die Stammeseigenschaften der baltischen Deutschen in den Kurländern ausgeprägt: ihr schönes Land mit seinen herrlichen Wäldern und vielen Seen ist die Heimat der Originale, der stolzen und im Grunde so schlichten Edelleute von ungebändigter Kraft, in denen unter rauher Schale oft ein edler Kern sitzt. Die Liebe zur Natur erfüllt sie alle; die Freude an Feld und Wald ist ihnen angeboren; vortreffliche Jäger und Reiter sind sie auch meist von Kindesbeinen an. Der Lebenszuschnitt hält sich noch heut von Luxus und Überfeinerung fern. „Saure Grütze und Bierkäse, ein paar kurische Originalessen," schreibt der alte Hippel, „sind wie Pfirsiche und Melonen eine Gabe Gottes. Wer's mit Danksagung empfängt, ist ein Weiser." Die Kurländer hängen einer gesunden Lebenspraxis an und quälen sich mit der grauen Theorie nicht ab. Darum sind auch viele gescheite Staatsmänner aus ihnen hervorgegangen, aber auch vielgewandte Hofmänner von berückend liebenswürdigen Formen. Als in Livland die politische Freiheit unterging, erhielt sich in Kurland der freilich oft in Parteien gespaltene, mit seinen Herzögen in Fehde liegende Adel Macht und Einfluß, und selbst mit den russischen Gouverneuren ist er viel besser fertig geworden, als die liv- und estländische Ritterschaft, weil seine urwüchsige und doch sehr weltgewandte Art und seine grenzenlose Gastfreundschaft, die in der Welt ihresgleichen sucht, selbst den Widerstand russischer Satrapen brachen.

Des Pastors Vater in Hippels geistsprühendem Buche freute sich dessen, daß es in Kurland „Knochen gebe, die Mark haben." Auch für den Mann, der zu des großen Königs liebsten Freunden zählte, gilt dieses treffende Wort.

Digitized by Google

Dietrich v. Keyserling*), 1698 in Kurland geboren, war der Sohn eines Landedelmanns und einer Mutter aus dem vornehmen italienischen Geschlecht der de la Chiesa, dem wohl auch der jetzige Papst entstammt. Schon in der Schule nannte man ihn seines hellen Verstandes wegen ein Wunderkind. Er besuchte in Königsberg das Gymnasium und hörte Vorlesungen an der Universität. Dann begab er sich auf Reisen, lebte zwei Jahre in Paris und wurde 1724 Leutnant in dem in Rathenow stehenden Kürassierregiment. Dort fand Friedrich Wilhelm der Erste so großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn zum ständigen Begleiter des Kronprinzen ernannte. Nicht nur Geist und gesellige Gaben, weit mehr Vornehmheit der Gesinnung, Zuverlässigkeit, Uneigennützigkeit und Herzensgüte erklären die bevorzugte Stellung, die der „teure Cäsarion", wie ihn Friedrich nannte, in dessen Umgebung und zumal in Rheinsberg einnahm. Den sprachengewandten, weltmännischen Freund schickte er zu Voltaire, um ihm die Bewunderung der Rheinsberger Tafelrunde zu überbringen, und auch in Cirey hinterließ Keyserling „ein unauslöschliches Andenken." „Wir hier," schrieb ihm Voltaire bald nach seiner Abreise, „wir werden uns zeitlebens daran erinnern, daß wir Alexander von Rheinsberg in seinem Hephästion Keyserling kennen lernen durften. Nach meinem Dafürhalten ist der Kronprinz schon gegenwärtig ein ganz hervorragender Politiker, wählt er doch zu seinen Botschaftern solche Männer, von denen er weiß, daß ihr Charakter mit dem derjenigen Mächte harmoniert, mit denen er zu unterhandeln hat." Auch zum Mitglied der Akademie machte Friedrich seinen Freund, freilich nicht wissenschaftlicher Verdienste wegen, sondern weil er wie kein andrer durch Feinheit der Bildung und der Formen den ungezwungenen und vornehmen Ton in die Akademie tragen und sie vor kleinlichem Sinn bewahren sollte.

Ein flottes Leben aber machte den „Schwan von Mitau," wie der königliche Freund ihn nannte, früh flügellahm. Die Gicht warf ihn oft auf das Krankenlager und hieß ihn auch dem Schlesischen Kriege fernbleiben. „Dem armen Keyserling geht es sehr schlecht," schrieb am 24. Juli 1745 die Königin Elisabeth Christine, „ich fürchte fast, daß er in kurzem die große Reise antreten wird." So war es auch: drei Wochen später verschied er. „Ich bin mehr tot als lebendig," schrieb der König dem Minister Podewils, als er die Trauerbotschaft

*) Die Nachrichten über ihn entnehmen wir dem unterhaltenden Buch von Fritz Arnheim, Der Hof Friedrichs des Großen, Teil 1, 1912, Seite 136—152.

Digitized by Google

empfangen hatte, „ich muß bekennen, daß dieſer Schlag mich zu Boden wirft.“ Zwei Tage lang blieb der König in ſeinem Zelt, ohne auch nur ein einziges Wort an ſeine Umgebung zu richten, und in ſeinen Briefen entdeckte man Tränenſpuren. „Keyſerling und ich,“ ſo lautete eins der vielen Bekenntniſſe der Trauer um den inniggeliebten kurländiſchen Freund, „wir beide hatten nur eine Seele, ſo daß mich dünkte, wir müßten zuſammen ſterben.“ Ergreifend iſt die Klage um ihn in dem poetiſchen Nachruf, den er „den Manen Cäſarions“ weihte, und den wir hier in der vortrefflichen Übertragung in der Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen, Band 10, Berlin, Hobbing 1914, wiedergeben:

Was hör' ich? Gott, welch ſchreckensvolles Wort:
Cäſarion iſt nicht mehr! Cäſarion iſt fort!
Du haſt den treuſten, beſten Freund verloren!
Als wenn mich Dolche tauſendfach durchbohren,
So zuckt mein Herz
In wildem Schmerz.
Du biſt nicht mehr! ſo wird mir's ewig klingen;
Dir nach zum Nichts wird meine Liebe dringen.
Wie ich Dich im Leben geachtet, geehrt,
So bleibſt Du mir inniger Liebe wert.

Wie feſt haſt Du dem Tod ins Aug' geſchaut,
Vor dem doch jedes Menſchen Herze graut!
Von Mannesmut geſtützt, geführt,
Blieb Deine reine Seele unberührt
Von jenem Hirngeſpinſt von einer Hölle
Und einer dunklen Zukunft unſrer Seele.
Du haſt in Deinen frohen Lebensſtunden
Den Halt beim Meiſter Epikur gefunden;
Wie ſtolz haſt Du im Tod Dich aufgerafft:
Da überbotſt Du Zenos Geiſteskraft!

Weh mir, dies Herz, das ſo erhaben ſchlug,
Was ward aus ihm? Wer ſagt mir's? Wer?
Der Geiſt, der adlige Gedanken trug,
Lebt er wohl noch? O ſagt, iſt er nicht mehr?
Gott, welch ein Abgrund! Alles iſt vernichtet,

Digitized by Google

Sein Geiſt und ſeine Güte! Wenn er lebte,
Gewiß, ſein Schatten, ſein Gedanke ſtrebte
Aus Nacht und Tod zu mir, ja, er umſchwebte
Mein wehes Haupt: er hätt' mich aufgerichtet!

Leidvoll Erinnern, bittrer Kelch der Trauer!
Und bildeſt dir, törichte Stoa, ein,
Du könnteſt Menſchenſeelen auf die Dauer
Wider die Schläge des Geſchickes fein?
Wie leidgewappnet glaubt' ich mich,
Wie ſtark — wie unerſchütterlich —
Und nun, was muß ich nun an mir erleben!
Wehrlos bin ich dem Schmerze preisgegeben,
Zerſtört, vernichtet faſt in Seelennot
Durch deinen Tod. —
Still, ſtill. Was iſt denn der Verſtand noch wert,
Wenn er ſich gegen das Empfinden kehrt
Und meinen Gram mit Bitterniſſen mehrt?
Er ſagt zu mir, mein Alles ſei dahin
So weit die Welt, ſo leer! Und ich, ich bin
Verwaiſt, allein! Ich hab Dich ſo geliebt —

Wie ſchattenhaft verwehten doch die Tage,
Da wir, was uns erfreut, was uns betrübt,
Wie Brüder teilten; da in gleichem Schlage
Dein Herz und meines ſchlug. Mein Glück war Deins.
Wie waren wir in all und jedem eins,
Im Großen und im Kleinen; ungetrübt und klar
Blieb uns der Freundſchaft Himmel immerdar.
Der Frohſinn hat Dich ſtets begleitet,
Dein Geiſt, durch ſchöne Bücher wohl geleitet,
Hat gern gebändigt, ritterlich und zart,
Die Fröhlichkeit, die ſich oft wild gebart.

Dich machte Deine edle Sitte wert,
Dich den erlauchten Geiſtern zu geſellen,
Die Hellas und Paris mit Glanz erhellen,
Ach, und dein Herz: Dich unter die zu ſtellen,

Digitized by Google

Von deren Freundſchaft uns die Lieder melden,
Die kleine Schar von hochgeſinnten Helden,
Die man um ihrer Treue willen ehrt.
Wüßt' ich die Leier des Horaz zu ſchlagen,
Fürwahr, das Echo ſollte vom Parnaß
Hier dieſes Herzens Sehnſucht mit mir klagen,
Das Dir verbunden bleibt ohn' Unterlaß;
Mehr denn Achates warſt Du, würd' ich ſagen,
Mehr denn ein Pylades, Pirithous;
So in der Liebe feurigſtem Erguß
Unſterblich werden ſollte im Geſang,
Was Dich geziert Dein Leben lang.

Ich darf die Sonne ſehn, und Du nicht mehr!
So iſt's denn wahr, ach, nur zu wahr, daß er,
Der Unerbittliche, ohn' Unterſchied
Das Schönſte in das Nichts herunterzieht.
Ob Wert, ob Unwert! Ehre oder Schande!
Wer fragt danach noch am Cocytusſtrande:
Was hat Achill, was Hektor dem Therſites
Voraus? Auch ich geh ſchleunigen Schrittes
Der Heimſtatt zu, der dunklen; Tage, Stunden
Sind, wie ſie kamen, mir im Flug entſchwunden.
Halb ſchon durchmeſſen iſt die Lebensbahn,
Und nah und näher rückt das Ziel heran.
Geduld! Nicht lang mehr währt's, ſo grüß ich Dich
Im dunklen Schattenreich, um inniglich
Mit Dir in düſtrer Friedensfreiſtatt dort
Die Freundſchaft zu erneun und fort und fort
Dir liebend nah zu ſein.
Indeß ſo lang' in dieſer Welt
Das Schickſal mich gefeſſelt hält
Bleibt mir Dein Bildnis unvergeſſen.
So lang' gibt's auch kein Glück, das je
Mir lindern mag mein brennend Weh.
Laß unter Deine Grabzypreſſen
Mein Haupt mich ſenken; ungemeſſen
Laß meine Schmerzenswolluſt ſein!

Digitized by Google

Dort will ich heiße Herzenstränen
Und Seufzer Dir aus nie geſtilltem Sehnen
Und tiefempfundne Lieder weihn,
Mit Myrten dann und Blumen — ſieh, es glänzen
Noch meine Tränen drauf — Dein Grab bekränzen.

Und Dich, glückſelig preiſ' ich den,
Der heitrer Stirn mit Seelenadel
Dem Tode kann entgegen ſehn,
Ein Ritter ohne Furcht und Tadel.

Digitized by Google

Herder in Riga

Ein Jahr nach dem Hubertusburger Frieden zog der Sohn des Küsters und Kantors zu Mohrungen in Ostpreußen in die Mauern Rigas ein, nach niederschlagenden Erfahrungen der letzten Königsberger Zeiten mit einem starken Freuden- und Freiheitsgefühl. Patriotische Gesinnung und kluger Verstand der Bürgerschaft hatten aus der alten Handelsstadt ein blühendes Gemeinwesen gemacht, in dem Herder noch Spuren von der Gesinnung der alten Hansestädte fand. Der Feuergeist, der in ihm loderte, sein scharfes Gefühl für Recht und Wahrheit, sein heiterer Ernst, seine geselligen Gaben schufen ihm schnell eine wohlangesehene Stellung. Seine Schüler erinnerten sich des belebenden Unterrichts des Kollaborators der Domschule dankbar noch in ihrem Alter, und seine Predigten füllten die Kirchen und bewegten die Herzen durch Geist und anmutige Sprache. Seine Ämter schützten ihn vor Sorgen, und ein Kreis zu ihm aufschauender Freunde, der spätere Bürgermeister Wilpert, der Buchhändler Hartknoch, die Brüder Berens, die Familien Schwartz, Grave, Zuckerbecker lehrten ihn das Rigasche Familienleben liebgewinnen: nach der arm und streng verlebten Mohrunger Jugend eine genußreiche Zeit, deren er im spätern Leben nie anders als mit Liebe, Wehmut und Sehnsucht gedachte. „Der Umgang in Riga ist leicht und gefällig," schrieb er viele Jahre nach seinem Scheiden; „der Kaufmann gibt den Ton an, und der Gelehrte bequemt sich dem Kaufmann. Die Jugend ist milden Temperaments, faßt leicht, vergißt leicht, gehorcht leicht und will mit Liebe behandelt sein, ist auch größtenteils von guten, angenehmen Sitten, sowie überhaupt guter Umgang mit Würde und Anstand dort viel gilt."

Aber den stolzen, selbstbewußten Mann konnte die dem Mittelpunkt deutschen Geisteslebens fern gelegene Stadt auf die Dauer nicht halten,

Digitized by Google

und die Freunde selbst waren uneigennützig genug, seine Rückkehr nach Deutschland zu fördern. Nach viereinhalbjähriger Tätigkeit, die starke Wurzeln getrieben hatte, riß er sich von Riga loß. „Ich habe in Livland so frei, so ungebunden gelebt, gelehrt, gehandelt," bekannte er wenig später, „als ich vielleicht nie mehr imstande sein werde, zu leben, zu lehren, zu handeln. Geliebt von Stadt und Gemeine, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten, der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich zu großen Ab- und Aussichten bestimmten, ging ich demungeachtet vom Gipfel dieses Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Tränen aller, die mich kannten, weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt!"

Aus dem Kreise der Rigaschen Freunde Herders stammen die nachfolgenden Aufzeichnungen, die ihr Verfasser, der feingebildete Kaufmann und wohlverdiente Bürgermeister Jakob Friedrich Wilpert, ein hochgesinnter Patriot und von seinen Mitbürgern verehrter und hochgehaltener Mann, nach Herders Tode seiner Frau zur Verfügung gestellt hat*).

„. . . Guter Umgang, mit Würde, vereint mit angenehmen Sitten und Gastfreundlichkeit, war, was den Einwohnern Rigas und insbesondere jenen Familien eigen war. Überhaupt galt damals ein männlich freier Geist, mit Offenheit und Gutmütigkeit verbunden; die Bande des Blutes wurden mit einer angebornen Achtung anerkannt, und ehrend bewahrte die Familie mit Liebe zum Alten die einfachen Sitten ihrer Vorfahren, so wie diese mit ihren bürgerlichen Vorrechten in ehrenvollem Einverständnis standen. Die Nachahmung alter Tugend war ihre Jugendliebe, und im hohen Alter schätzte man noch die Namen, welche aus der Geschichte ihrer Vaterstadt auf sie herabgekommen. Auch gab es Männer, die in reichem Patriotismus zur Nachahmung alter Tugenden aufwiesen. Wie sehr Herder sich von diesen altdeutschen Tugenden angezogen fühlte, wie die altreichsstädtische Freiheit ihm in Ehren war, wie er Sittlichkeit und Religiosität unserer Bürgerwelt würdigte, hat er uns als Vermächtnis seiner Jugendzeit in seiner Rede: Haben wir noch das Publikum und das Vaterland der Alten? hinterlassen. Sie wurde bei der Feier des neuen Gerichtshauses gehalten. Die Feier dieses Tages selbst als etwas Altreichsstädtisches mag sich an die Geschichte Herders anschließen. In der Nähe des siebzigsten Jahres finde ich gleich große Befriedigung,

*) Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds von Herder. Teil 1, 1830, S. 111 und folg.

Digitized by Google

mir jene Zeit zurückzurufen und von Herder, dem Mitgenoſſen der meinigen, zu reden. Wer wie er von ſich ſagt: ‚Freundſchaftspflicht weder vor noch nach dem Tode zu vergeſſen, wäre ihm eine heilige Verbindlichkeit‘, wird mir dieſe Umſtändlichkeit ſchon gutheißen.

Im Jahre 1765 am 11. Oktober wurde das neuerbaute Rathaus bezogen. Des Morgens früh wurde von den Stadtwällen mit drei Kanonenſchüſſen die Feier des Tages, und zugleich mit den Glocken der Gottesdienſt in der Domkirche angekündigt. Den Zug von der Kirche machten die Älterleute und Älteſten der Großen und Kleinen Gilde paarweiſe nach dem Rathauſe, und ihnen folgte der Magiſtrat in Kutſchen. In der Kirche hielt der Oberpaſtor von Eſſen eine Predigt voll der wärmſten patriotiſchen Empfindung, die der Feier und die des Eifers der Bürgerſchaft, die ihre neue Gerichtsſtätte, anſtändig und ſchön, aus ſich ſelbſt auferlegten Handlungsabgaben erbaut, würdig war. Im Gerichtsſaal weihte der Bürgermeiſter Andreä ihn durch eine Rede ein. Den Nachmittag war der Schulakt, wobei Herder jene Rede hielt; und am Abend war in dem Börſenſaal des Rathauſes ein großes Vokal- und Inſtrumentalkonzert, wozu die Einladungsbillette folgende Aufſchrift hatten:

‚O Tag, den Enkel uns beneiden —
Dein Anfang ſei Gebet, dein Schluß ein Ton der Freuden,
Und beidemale jauchz' ein jeder Patriot:
Hier wohnet Vaterland, Recht, Freiheit, Handel — Gott!‘

So lebte Herder unter uns in einer Zeit, wo Liv- und Kurland ihm damals Länder und Menſchen darſtellten, die unter einer milden Regierung in Freiheit und glücklichem Lebensgenuß ihm die Bilder zu einem Ideal von Länderwohl in ſeiner Rede darboten. Einwohner und Provinzen waren, nach den langen Kriegszeiten, in einem neuen warmen Aufleben; aus der Erzählung der Alten war noch ſo viel Erinnerung jener Zeiten zurückgeblieben, um mit liebevoller Anhänglichkeit an die jetzige gute Lage und Verfaſſung des guten Vaterlandes und mit einer durch Herkommen und Religioſität geläuterten Frömmigkeit deſto wärmer zu hängen.

So war die Zeit, von der Herder mir etwa vor zehn Jahren ſchrieb: ‚Dieſe Zeiten, in die mich Ihr Brief verſetzt, da wir beide Jünglinge waren, ſind mir äußerſt erfreulich: ſie ſind für mich ein gar ſchöner Traum und werden es bleiben. Das Andenken meiner Jugendfreunde iſt mir wie der Genuß eines ſchönen Gartens; keiner iſt mir alt geworden, alle leben noch in meiner Erinnerung, wie ſie damals lebten, ich laſſe

Digitized by Google

ihnen gern dieſe glücklich ſtehenden Jahre.' Ich ſandte ihm darauf ſein auf Gravenheide geſungenes Lied, wo er ſeine daſelbſt genoſſene Jugendfreude ſo ſchön ausdrückt und den Beſitzer dieſes an einem romantiſchen Seeufer gelegenen Landſitzes und ſeine gutmütige Gaſtfreundlichkeit freundlich würdigend darſtellt. Das war die Zeit, wo, wie er in der Vorrede zu den Ideen zur Geſchichte der Philoſophie ſagt: ‚die Auen der Wiſſenſchaften noch in vollem Morgenſchmuck vor ihm lagen.' Noch kurz vor ſeiner Abreiſe ſchrieb er ‚die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes.' So lebte er unter uns und war die Freude ſeiner Freunde. Wie innig froh war er unter uns, wenn er uns bald ein handſchriftliches Fragment aus den damals noch nicht im Druck erſchienenen letzten Geſängen der Meſſiade oder eine gute Stelle eines Buches oder von ihm überſetzte Stellen aus den damals noch nicht deutſch überſetzten Empfindſamen Reiſen Yoricks vorleſen konnte! oder wenn Hartknoch ihm zulieb neue Muſikalien auf dem Klavier ſpielte und dazu ſang. Beſonders in den Abendgeſellſchaften bei Hartknoch und ſeiner naiven Frau war er voll belebender Jovialität. Nur in den nächſten Stunden, nachdem er Sonntags gepredigt hatte, zog er ſich gern in die Stille zurück auf ſeine Stube. Still und in ſich gekehrt ſah ich ihn auch immer auf dem Wege zur Kirche; einmal, da er am Schluſſe des Kirchjahrs über das künftige Leben gepredigt hatte, ſchlich ſich, indem er im Wagen mir gegenüber ſaß, von Zeit zu Zeit eine Träne von ſeinem Auge, und am Abend ſprach er mit vieler Liebe von dieſer Predigt — was er ſonſt nie tat. Ich beſinne mich noch, daß er mir ſagte, die vielen Beweiſe in Mendelsſohns Phädon haben ihm nicht ſo völlige Genüge getan, und er ſei in der Behandlung ſeines Thema mehrmals von ihm abgegangen.

Ein Haus, wo Herder faſt täglich ſo aus und ein ging, wie bei Hartknoch, war das eines Kaufmanns Buſch, wo Madame Buſch geborne Teſch, eine äußerſt geiſtvolle Ausländerin, die angenehmſte Unterhaltung um ſich her verbreitete. Hier war es, wo er oft mit Moth, Joh. Zuckerbecker, Begrow, Guſtav Berens zuſammen war. Von allen iſt Herr C. Rath Moth der einzig Übriggebliebene. Dieſer erinnert ſich auch, daß er einſt eine Zeitlang mit ſeinem Freund auseinandergekommen, durch irgendeine Spannung; wo ihn denn Herder wieder angeredet: ‚was iſt denn unter uns?' — und ſo ſehr liebreich das alte Verhältnis wiederherſtellte. Ein Mann, der in jenen Zeiten auch oftmals Herdern in ſeinen Abendgeſellſchaften bei ſich hatte, da ich ihn neulich fragte, welches etwa auch Herders ſchwache Seiten und Flecken geweſen? meinte, ‚eine

Digitized by Google

leichte Anwandlung, sich für beleidigt zu halten, zuweilen an ihm wahrgenommen zu haben, und eine Empfindlichkeit, wovon die Spuren sich nicht so leicht wegwischen lassen.' Leicht konnte man in die Befürchtung kommen, in der Helle seines Blickes Ironie zu vermuten; doch in meinen Augen überwog so viel Sanftmut und Einfalt jede Furcht vor seiner Geistesüberlegenheit. Nicht so vielleicht bei manchen andern, deren Gelehrsamkeit oder Ansehen mit einem Zugutetun auf eigenes Genie sich bei ihm gedrückt fühlte. Über alles waltete bei ihm eine reine Religiosität, und mir ist der Ausdruck derselben ganz begreiflich, wenn er, wie ich neulich in einer Zeitschrift erzählt fand, zu Weimar eines Sonntags mit wehmütigem Schmerz über die kalte, kalte Zeit unter dem wie aus alten Jahrhunderten herüberfließenden Tönen des nahen Kirchengeläutes gesagt haben soll: ‚Er wünschte, er wäre im Mittelalter geboren worden.' Er starb auch so, wie mir seine Vertrauteste sagt, an einem über seine verpflanzte Lage und über die Zeitumstände verwundeten gebrochenen Herzen, an höchst gereizten Nerven. Und doch in meinen Augen ein Mann, den, wie Johannes Müller von ihm sagt, reichlich eine hohe umfassende Idee, worüber er die Welt vergaß, in sich belohnte und vollendete.

Noch habe ich nicht von seinem Georg Berens geredet, dessen Bild als eines Heiligen der alten Welt ihm unveränderlich geblieben sein soll. Dieser Georg, Bruder von Karl und Christian und Gustav Berens, der sein Reisegefährte nach Nantes war, lebt noch. Von diesen Brüdern der jüngste, schloß er sich am vertrautesten und tätigsten an Herder an, war ihm Freund und Rat, beständig in allem bis auf den letzten Moment seines Hierseins; wozu auch seine letzte Verwendung, ihn hier zu behalten, gehört, die ich aus Georgs eigener Erzählung weiß. Da nämlich Herders Abreise laut wurde, wollte der damalige Chef der Provinzialregierung, der Geheimrat von Campenhausen, ihm die Adjunktur des beim Kaiserlichen Lyzeum alt gewordenen Rektors und Predigers an der Kronskirche geben; die darüber angefangene Unterhandlung verzog sich; das Schiff, worin Herder abgehen sollte, war bis zur Ausklarierung fertig; Berens, dessen Geschäft dies vom Kontor aus war, um noch einen Tag zur Entscheidung für Herders Hierbleiben zu gewinnen, und da er wußte, daß Campenhausen Herder am Morgen desselben noch einmal zu sich beschieden, entfernte sich bis zum Abend aus der Stadt, erträgt die bittern Vorwürfe eines solchen Versäumnisses von den Seinigen stillschweigend. Den andern Morgen hört er von seinem Freund, daß

Digitized by Google

Campenhauſens Unterredung nicht hierauf Bezug gehabt, und daß des alten Mannes Sinn, den Campenhauſen als einen ehemaligen Lehrer ſchonen wollte, zu weit abſtünde; und nun, ſeiner Sache gewiß, beſorgt er die Expedition des Schiffes, bringt Empfehlungsbriefe und Geld. Herder, ſeine Börſe ihm zeigend, ſagt: ‚Sehen Sie, ich bin verſorgt!‘ und nun hielt die Abreiſe nichts weiter auf: er war von uns auf immer geſchieden.

1769, Ende des Mai oder Anfangs Junius war es, daß wir an einem Sonntag ihn in einer Schaluppe nach der Bolderaa und von da auf die Reede hinaus an Bord des Schiffs begleiteten. Hartknoch und ſeine Frau, Beggrow und Madame Buſch waren von der Geſellſchaft.

Und ſo hätte ich Herder, bis er mir aus dem Geſichte kam, hier begleitet und ſo begleitet, wie er mir die vierzig Jahre nicht aus dem Gedächtnis gekommen iſt. Auch mir iſt jene Zeit nicht gealtert. Und für nötig habe ich gehalten, ihn mit allen Umgebungen hier in Riga, ſo gut ich's noch vermocht, und ſo umſtändlich darzuſtellen, wie Klinger es von ſeinem Ernſt Falkenberg notwendig fand; den Jüngling da zu zeigen, wo ſeine ſchön blühenden Jugendträume und die vielverſprechenden Keime uneigennütziger Tugenden entſtanden, ſich bildeten und entwickelten. Ich bilde mir ein, nie hätte Herder über Städte, Zünfte, Herkommen, Gerechtſamkeiten ſo im vierten Teil ſeiner Ideen ſchreiben können, wenn er nicht in einer Munizipalſtadt wie Riga dieſe und gerade dieſe Jahre ſo gelebt und lehrend zugleich gelernet hätte. ‚Schriebe ich ein Leben‘, ſagt er im Torſo auf Abbts Grab, ‚ſo würde ich, wenn ich nicht den großen Biographen nacheifern könnte, getroſt vor meinem Werke hinſchreiben: einige Begebenheiten von dem Leben — ſo wie ich ſie weiß, und dem Charakter desſelben, wie er der Geſtalt und Schwäche meiner Augen vorſchwebt.‘ — Und da es Herder iſt, ſo denke ich mit Fox, wie er ſeinem Bedford im Parlament eine Gedächtnisrede hielt: ‚Wenn der erhabene Geiſt das, was hienieden vorgeht, wiſſen könnte, ſo würde er gewiß dieſes demütige Beſtreben, ſein Andenken nützlich zu machen, billigen.‘

Wilpert fügt in einem folgenden Briefe an die Witwe Herders noch folgendes hinzu:

„Wie ſagt ſich das, was er als Menſch, als junger Mann von Geiſt und Herzen, hier, ſeinem Geiſt und Herzen nach, im Leben und Umgang war! Wie erfreulich und nützlich für die, die ihn kannten, und denen er näher war; wer kann ſeine Innigkeit für und mit Menſchen

Digitized by Google

ſchildern! Wie er aber auch von denen, die ihn kannten, und in deren Umgang er lebte, geliebt war, wie kann ich, ſo ſehr ich es auch lebendig vor mir habe, ſagen, was ſich nur zurückdenkend fühlen läßt — die Tränen aller, die ihn kannten — und wie ſie ſich von ihm unterhalten. Wie konnte es anders ſein? Wie in ſeinem Liede auf Heydevogels Gravenheide, wie in der Empfindung, die er in dem Buche des Barons Budberg, das er auf deſſen Landſitz Strasdenhof als Leſebuch des jugendlich edlen Menſchen fand, niederſchrieb, ſo trug er Herz und Liebe überall hin, ließ es an allen und für alle teilnehmen, floß über, wovon ſeine Seele voll war. So z. B. bei der Erſcheinung von Yoriks Reiſen, wo er aus dem erſten Exemplar, das hier war, Stellen, die er überſetzt hatte, auf einzelnen Blättern bei ſich trug und ſeinen Freunden vorlas — wie nur er vorleſen konnte.

Mag, was ich hier bei ſeinem Andenken als Traumbild verſchwundener Tage anführe, dem Lebensbeſchreiber als Beitrag wenig ſagen: ſo iſt es doch ein Blick auf ſeine Laufbahn von einem Mitwanderer, der ihm ſeinen Gefährten in ſeiner Schöne, in ſeiner Tugend und Liebenswürdigkeit wieder vorführt, der ſich dadurch die Wohltat ſeiner Freundſchaft und ſeines Daſeins für ſich, und die mit ihm ihn kannten, noch von ſeinem Grabe her zu erneuern ſucht; und ich ſage, was der edelbürtige Jüngling Johannes Müller nach Sulzers Tode von ſich ſagte: ‚Wenn ich an Sulzers (ich an Herders) Geiſt, an ſein Geſicht, an ſeine Heiterkeit, an ſein Herz und ſeine Liebenswürdigkeit zurückdenke, ſo liebe ich die Wiſſenſchaften und die Tugend zweimal mehr!‘ Und ſo komme ich von Herders Grab bei jeder Erinnerung ſeiner, bei jedem Opfer der Liebe, zufrieden zurück.“

Digitized by Google

Aus statthalterschaftlicher Zeit

„Wir sind auch hier voll Erwartung, was die neuen Einrichtungen bringen werden. Zu zweifeln ist nun wohl nicht mehr daran. Ihr Gedanke dabei, daß der alte Gott noch lebe, ist vortrefflich und die einzige Stütze aller Hoffnung." So schrieb am 19. Dezember 1782 Viktor Hehns Großvater, der Pastor zu Odenpä im estnischen Livland, seinem Schwiegervater, dem Bürgermeister Gadebusch in Dorpat. Was damals befürchtet wurde und schon wenige Monate später geschah, war die Einführung der Statthalterschaftsverfassung in Liv- und Estland. Sie ging auf die Kaiserin Katharina II. selbst zurück; es war ihr Werk, daß das alte, angestammte Landesrecht aufgehoben, und die neue Verfassung, die wohl für die innern Gouvernements des Russischen Reiches einen Fortschritt bedeutete, auf unsere Heimat aber ganz und gar nicht paßte, ihr aufgezwungen wurde. Es war ein leichtfertiges Experiment, das gebildete Deutschtum Liv- und Estlands dem allgemeinen Gesetz zu unterwerfen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Russischen Reich, das so ganz anders geartet war, als diese Provinzen, zu betonen und zu stützen. Besonders in Riga, wo man sich über die Mängel des alten Zustandes keinen Illusionen hingab, aber eine Reform wünschte, die aus eigener Anregung und ohne die Gefahr für Selbstbestimmungs- und Selbstverwaltungsrecht der Stadtgemeinde hervorgegangen sein sollte, richtete die Neuerung Verwirrung und Unheil an. Hierüber berichtet uns ein Zeitgenosse, der Sekretär des Magistrats, dann des Stadtwaisengerichts Neuendahl, ein Boitzenburger von Geburt, der über Hamburg nach Riga gezogen war und dort heimisch wurde. Er war ein Anhänger der alten Verfassung und ein Mann von Bildung und scharfer Beobachtungsgabe. Wir greifen ein paar Abschnitte aus seinen „Materialien zur Chronik von Riga 1783—1797" (J. Eckardt, Bürgertum und Bureaukratie, 1870) heraus:

Digitized by Google

Generalgouverneur Graf Browne.

Digitized by Google

Digitized by Google

„In Rußland waren Moskau und die Ukraine die letzten, welchen die von der Kaiserin Katharina II. erfundene statthalterschaftliche Einrichtung aufgedrungen wurden. Aufgedrungen — denn man fragte die Weisen im Volke nicht; man untersuchte nicht, ob ihnen eine solche Verfassung anpassend, notwendig war. Liv- und Estland waren noch übrig. Katharina II. schien zu zögern, schien es bedenklich zu finden, hier rasch zu verfahren. Diese beiden Herzogtümer schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß ihre von allen vorigen Regenten und von Katharina II. selbst bestätigten Privilegien und mit denselben ihre alte gute Verfassung unangetastet bleiben würden. Aber diejenigen, welche den Charakter dieser standhaften Frau kannten, fürchteten nicht ohne Grund, daß ihr einmal entschiedener Wille, allenthalben Selbstherrscherin sein zu wollen, durch eine stumme Opposition alter Pergamente sich nicht würde abhalten lassen, auch Livland zu zwingen, nach ihrer Art glücklich zu sein. Denn sie hatte es sich fest überredet, daß außer ihrer statthalterschaftlichen Einrichtung kein Heil zu finden sei. Zwar ergriff man schon lange vorher, wiewohl schüchtern, sich darbietende Gelegenheiten, es ihr zu zeigen, daß unsere Verfassung gut sei, daß Riga derselben seinen Flor und den von jeher allgemein anerkannten sittlichen Gehalt seiner Bürger zu verdanken habe; denn diese Verfassung gründet sich auf Bürgertugend. Als der deutsche Kaiser Joseph II. in Riga war — 1780 — übergab man ihm ein so benanntes Blatt zur Chronik von Riga, verfaßt von einem talentvollen, seine Vaterstadt enthusiastisch liebenden Manne, dem nachmaligen Oberwettherrn Johann Christoph Berens. Diese Flugschrift, welche einen Überblick von unserem Zustande und einen deutlichen Wink gibt, daß wir mit demselben zufrieden waren, ward von Katharina II. gelesen und im Auslande mit großem Beifall aufgenommen. Aber dies und andere Bemühungen, die man in der Stille anwendete, um zu bewirken, daß wir bleiben konnten, was wir waren, blieben ohne Erfolg. In den Jahren 1781 bis 83 wurden ihr vermittelst des Generalgouverneurs Ideen darüber beigebracht, die sie von ihrem Vorsatz hätten zurückhalten können. Aber außer ihrem eigenen Wohlgefallen daran, ihr Kunstwerk in ihren deutschen Provinzen aufgestellt zu sehen, mochte sie sich auch wohl vor der Nation scheuen, eine Ausnahme mit Livland zu machen. Schmeichler hatten es ihr ein Meisterstück genannt, und ein Feind aller Deutschen, besonders der Livländer, der unglücklicherweise damals viel geltende Generalprokureur Fürst Wjasemski, wandte alles an, um die Einführung zu beschleunigen

Digitized by Google

und uns seinen Russen gleichzumachen. Der damalige Generalgouverneur von Livland [Graf] Browne hätte durch sein großes Ansehen bei Katharina II. die Statthalterschaft von uns vielleicht abwenden können. Aber dieser alte Soldat hatte für so etwas keinen Sinn; ihm war blinder Gehorsam die erste Eigenschaft eines Landpflegers und schien ihm überhaupt die höchste sittliche Eigenschaft zu sein . . .

Ehe aber Katharina II. uns diesen bitteren, unserer bürgerlichen Konstitution schädlichen Kelch aufdrang, vergoldete sie ihn von außen. Sie hob das den Livländern anstößige Recht der Mannlehen auf und erklärte feierlich, daß durch Einführung der Statthalterschaft Livlands Privilegien gar nicht geschmälert, vielmehr, besonders in Riga, erweitert werden sollten. Dieses Glaukom — denn in Betracht der Stadt Riga war's nicht anders — schläferte manche ein; manche gerieten auf den Wahn, daß das Neue mit dem Alten verbunden, und daraus noch etwas Erträgliches entstehen könnte. Rang- und Titelsüchtige oder deren Weiber freuten sich kindisch auf die bevorstehenden Wahlen. Der zufällige Wohlstand, der hohe Sinn, die großen Geistesgaben, vielleicht auch der Stolz mehrerer Mitglieder des Rigaschen Magistrats hatten bei den Russen Neid und Rachsucht, bei einigen Deutschen Lüsternheit nach richterlichen Ämtern erregt. Der bessere Teil der letztern wünschte aber doch die Beibehaltung unserer alten Verfassung. Einige glaubten, daß man den obgedachten Feind der Stadt bestechen müsse — er war zugänglich — um durch ihn die Einführung der Statthalterschaft zu hintertreiben. Aber dieses Mittel, wenn man es auch nicht verschmäht hätte, konnte wegen der Armut des Stadtkastens nicht angewendet werden. Es wurden von Petersburg aus unter der Hand Versuche gemacht, Land und Städte dahin zu bewegen, daß sie selbst um die Einführung der Statthalterschaft ansuchen sollten. Statt dessen aber, um bloß bei Riga zu bleiben, wurde eine Bittschrift im Namen der drei Stände dieser Stadt an die Kaiserin abgelassen, worin man sich diese Gnade verbat . . .

Bei so bewölktem Himmel brach der gefürchtete Tag an, der über Stadt und Land unabsehbare Verwirrungen verbreitete. Die statthalterschaftliche Einrichtung ward uns aufgedrungen. Ein vornehmer russischer Geistlicher kam hieher und weihte in seiner slawonisch-russischen Sprache unsere Gerichtsstätten ein. Vorher hatte er in der russischen Alexeikirche eine Rede gehalten, die jedoch viel gescheiter war als die, welche der Generalsuperintendent in der Jakobikirche extemporierte, welche von den Freigeistern handelte, die er ‚infame Bestien' nannte.

Digitized by Google

Der Rigaſche Magiſtrat blieb zwar dem Namen nach bei ſeiner Form, er ward aber dem Gouvernements-Magiſtrat untergeordnet, einer Behörde, die, um wenig zu ſagen, überflüſſig war. Alle Mitglieder dieſes Gerichts befanden ſich ohne Ausnahme in einer gänzlichen Unwiſſenheit alles deſſen, was zur gerichtlichen Praxis gehört. Keine Inſtruktion ward ihnen gegeben, ja es ward ihnen nicht einmal geſagt, nach welchem Recht ſie ſprechen ſollten. In einem Departement desſelben war man der Meinung, daß nach den bisher in Riga üblichen Geſetzen geurteilt werden müſſe; der Präſident des andern Departements erklärte aber laut, daß er nach Ukaſen ſprechen werde, hinzufügend, er ſei ein treuer Untertan Kaiſerlicher Majeſtät und werde ſich nach deren Befehlen richten. Einen ausgenommen, waren die Mitglieder dieſes Gerichts redliche Männer, die es zum Teil einſahen, daß ihr Unterrichter ſeine Sache beſſer verſtehe als ſie . . .

Das neue Gewand wollte uns nicht paſſen, ſoviel Schneiderwitz auch daran verwendet ward. Unſere Reformatoren mußten es geſtehen, daß für's gemeine Beſte und, um nicht alles zu verwirren, es notwendig wäre, ſo viel als möglich von unſerer alten Verfaſſung beizubehalten. Da man dies aber nur verſtohlenerweiſe tun durfte, ſo blieb alles Flickwerk. Die Benennungen der Untergerichte des neu erſchaffenen Rigaſchen Magiſtrats blieben dieſelben. Bei ihnen formierte man die Akten und brachte ſie zum Spruch an den ganzen Magiſtrat. Hierdurch aber wurden die Prozeſſe verzögert. Da es nach den neuen Grundſätzen — falls man ſo etwas hatte — nicht auf die Rechtlichkeit, ſondern auf die Schnelligkeit der Entſcheidungen ankam, da das Verdienſt des Richters nicht nach der Weisheit ſeiner Sprüche, ſondern darnach geſchätzt ward, wieviel Nummern ausgefertigter Sachen er zählen konnte, ſo wurden übereilte Urteile hier heimiſch. ‚Macht nur ſchnell ab‘, ſagte einſt einer unſerer Landpfleger. — ‚Aber‘, wandte ihm der Richter ein, ‚die vorliegende Sache iſt ſchwierig, weitläufig und erfordert lange Erwägung‘. — ‚Tut nichts‘, war die Antwort, ‚wer unzufrieden iſt, kann weiter appellieren‘. . . .

Die Grundſätze der Gelindigkeit, welche die Kaiſerin Katharina II. beſonders in betreff der Leibesſtrafen geäußert, wurden auch der hieſigen Polizei empfohlen. Beſonders hatten die Prokureurs darauf zu ſehen, daß damit ſäuberlich verfahren werde. Dies lähmte nun vollends den Arm der ausübenden Gerechtigkeit. Es war ſehr gewöhnlich, daß die Polizei grobe Exzeſſe mit wenigen Stockſtreichen beſtrafte, daß ein

Digitized by Google

dergestalt Bestrafter zum Gouverneur lief, über Härte klagte und dadurch wenigstens das erlangte, daß der Richter sich verantworten mußte. Um diesen Unannehmlichkeiten nicht öfters ausgesetzt zu sein, wurden Verbrecher weit unter ihrer Verschuldung oder wohl gar nicht gestraft. Vorzüglich fürchtete sich die Polizei vor den Russen. Welche Folgen das bei dem rohen, der Völlerei ergebenen Manne machen mußte, ist leicht abzusehen.

Besonders ward Ungehorsam, Liederlichkeit und eigenmächtiges Weglaufen der Dienstboten so gelinde behandelt, daß Sicherheit des Eigentums und häuslicher Friede seitdem gar sehr sind gestört worden. Diese an Schwachheit grenzende Barmherzigkeit mußte auch dazu beitragen, daß das Ansehen der Obrigkeit ungemein sank. Der gemeine Mann lacht seit dieser Zeit der Drohung des Richters und räsoniert ungescheit und laut. Die Sittenlosigkeit und Unersättlichkeit der Dienstboten überstieg alle Schranken. Die Lehrburschen der Kaufleute und Handwerker wurden so keck und aufgeblasen, daß manche von ihnen den Gesellen und dem Patron geradezu trotzten und ihm an Kleiderpracht und Teilnahme an Lustbarkeiten aller Art nichts nachgaben. Es entstanden Klubs, Kaffeehäuser, Schenken usw. für alle Arten von Menschen und wurden fleißig besucht. Die Polizei wagte es nicht, dem Übel Schranken zu setzen oder wenigstens die Anzahl der zur Ungebühr vermehrten öffentlichen Häuser einzuschränken. Es war nirgendwo ein Mittelpunkt, von wo das Ganze übersehen und mit väterlicher, jedoch strenger Zucht in Ordnung gehalten ward. Jede Behörde bei der Stadt war froh, wenn man sie zufrieden ließ, und wer ihr nichts tat, dem tat sie auch nichts. Es ging also sehr lustig zu. In den Wintermonaten war außer den öffentlichen Schauspielen, die nur am Sonnabend nicht geöffnet wurden, an jedem Tage irgendwo ein Klub oder Maskerade oder Tanz oder Spielgesellschaft oder Bankett. Oft deren zwei an einem und demselben Tage. Dieses unablässige Schwärmen und der in den Privathäusern eingerissene Luxus hat zu dem Verderben der hiesigen Dienstboten auch vieles beigetragen. Und was hätten Verordnungen und Gesetze wirken können, wenn die obrigkeitlichen Personen, die zunächst auf deren Erfüllung zu sehen haben, ohne Ansehen, ohne Kraft sind? Wenn der gemeine Mann weiß, daß es ihm nur einen Gang zum Oberbefehlshaber kostet, um dem Richter wenn nicht einen Verweis, so doch wenigstens eine verdrießliche Stunde zuzuziehen? . . ."

Digitized by Google

Der Dichter Karl Petersen

Wer kennt seine Dichtungen, wer freut sich noch des goldenen Humors, der übermütigen Laune, die sie ausstrahlen? Nur einmal, vor siebzig Jahren, sind sie gesammelt im Druck erschienen, als „Manuskript für seine Freunde": ein schmaler Band, der schon lange zu einer literarischen Seltenheit geworden ist. Und doch gab es eine Zeit, da sich alle Stirnen aufheiterten, wenn ein Vers von ihm hergesagt wurde. „Auch wer fernhin verschlagen ist, an die Wolga oder an den Baikal, unter die Juden von Podolien oder die Tataren von Orenburg, oder weit hinten auf ein Landgut, da wo man sein Vermögen nach Seelen berechnet, und die Wassermelonen fuderweise geerntet werden, — den heimelt's wunderbar an, wenn er etwa unter seinen Papieren auf ein Blatt stößt, auf dem er einst ein Gedicht von Petersen sich abgeschrieben. Und schamhaft hüten wir diese Gedichte; wir sagen sie nur her, wenn wir unter uns sind, und zeigen sie keinem Fremden — was würde der wohl von ihnen, was von uns halten? Tradition hat sie fortgepflanzt, in ihr leben sie."

So konnte Viktor Hehn noch vor einem halben Jahrhundert in einer liebevollen und vollendet feinen Würdigung des herrlichen Menschen und des volkstümlichen Dichters schreiben (Baltische Monatsschrift Band 2, 1860) — heute ist Karl Petersen auch in seiner Heimat nahezu vergessen — in unsern Bildern aber darf er nicht fehlen: er, der seiner Zeit und seinen vielen Freunden unendlich viel galt und ihnen die lebensvolle, heitere altlivländische Welt aus den Tagen der Romantik wie kein anderer verkörperte. Hehn erzählt:

„Je mehr gegen Ende des (18.) Jahrhunderts, desto mehr regte sich in beiden Provinzen das Bewußtsein der Versunkenheit, das Streben nach Verjüngung. Zunächst wirkte die Ermutigung, die vom Hofe der

Digitized by Google

großen Katharina, der Freundin d'Alemberts, ausging, dann der allgemeine Geist des Jahrhunderts der Aufklärung, der sich weit verbreitende französische Enzyklopädismus, der durch die wolffische Philosophie gegebene Rationalismus, die emanzipativen Tendenzen praktischer Staatsmänner in fast allen Monarchien Europas. Früher hatte es in den Ostseeprovinzen keine Buchläden gegeben: der Buchbinder hielt gewöhnlich einen Vorrat von Bibeln und Gesangbüchern, womit das Bedürfnis gedeckt war. Da kam in den sechziger Jahren Joh. Fr. Hartknoch ins Land und wurde durch seine Buchhandlung einer der größten Wohltäter desselben. Sein Geschäft in Riga nahm allmählich einen außerordentlichen Umfang an, seine Versendungen gingen bis Reval und Petersburg. Die dadurch gewährte Gelegenheit des Bücherkaufs, die gleichzeitig eingetretene Wiedergeburt der deutschen Literatur weckten das Interesse an Lektüre und Bildungsfragen. Bald fanden sich unter der stumpfen Menge orthodoxer Prediger einzelne, die im Geiste der neuen Popularphilosophie der Dogmatik den Rücken kehrten und dem Volkswohl als praktische Menschenfreunde sich widmeten. In Riga begann Sonntag an der ehrwürdigen Domschule, an der schon Herder gewirkt hatte, seine segensreiche Laufbahn; in Dorpat dichtete ein fünfzehnjähriger Jüngling, Jakob Michael Reinhold Lenz, seinen ‚Versöhnungstod Jesu Christi' in klopstockischen Hexametern genau um dieselbe Zeit, wo der junge Goethe, sein nachmaliger Freund und Genosse, seine ‚poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi' in Reime brachte. In Reval weckte seit 1783 der junge Kotzebue in anderer Weise ein neues Leben. Er errichtete ein Liebhabertheater, an dem die angesehensten Personen teilnahmen, und das im Laufe des Winters regelmäßig öffentliche Vorstellungen gab. Man muß sich die Enge bürgerlicher Anstandsbegriffe, nach denen das Schauspielerhandwerk als ein unehrliches galt, sowie den Abscheu, mit dem die pietistische Kirchenmoral das Theater betrachtete, vergegenwärtigen, um die Größe dieses Wagnisses und das Ärgernis, das dadurch gegeben ward, zu ermessen. Die Entschuldigung, deren sich die Unternehmer bedienten, war der wohltätige Zweck, aber sie wären damit vielleicht nicht durchgedrungen, wenn sie nicht im entscheidenden Augenblick die Fürsprache einer mächtigen Person, des Generalgouverneurs Browne, den die Petersburger Hofluft gebildet hatte, für sich gewonnen hätten. Indeß, wenn auch durch solche Theaterabende eine freiere Humanität gewonnen wurde: was diesen Bürgern hinter ihren mittelalterlichen Mauern weit mehr not tat, als

Digitized by Google

belletriſtiſche Bildung, war Mannhaftigkeit, ſchaffender Mut, Tätigkeit in neuen Bahnen, mit einem Worte Stärkung des Charakters — aber woher ſollte dieſe kommen? zumal da ſchon damals eine ununterbrochene Auswanderung gerade die unternehmenden Köpfe fortführte. Gleichzeitig regte ſich die Frage der Bauernemanzipation und beſchäftigte bald das ganze Land. Nicht bloß war die Leibeigenſchaft dem Jahrhundert der Aufklärung ein Greuel und dem Patrioten eine Beſchämung, auch jede landwirtſchaftliche Reform, jede neue techniſche Methode fand an der Stumpfheit und Faulheit der armen Hörigen ein unüberſteigbares Hindernis. Der Bürgersmann in den Städten, der kleine Kaufmann, der auf Rundreiſen den Bauern ihren Flachs abnahm, wußte von dem Elend der Untertanen des Adels Jammergeſchichten zu erzählen, und die Zuhörer konnten ſich ganz dem Gefühl des Mitleids hingeben, da ihre Privilegien nicht ins Spiel kamen. Es waren aber beſonders die aus Deutſchland gekommenen Hauslehrer, die das durch Gewohnheit abgeſtumpfte Auge der Landjunker über den Zuſtand der Sklavenbevölkerung öffneten. Bald kamen dann auch hin und wieder Fälle vor, daß unter dem an den adligen Hof genommenen Dienſtgeſinde ſich ein Knabe durch Talent für Zeichnen, für Muſik uſw. hervortat: einen ſolchen ließ dann der Herr frei und ſorgte für ſeine Erziehung — darüber allſeitige Rührung. Die dem 18. Jahrhundert eigene Schwärmerei für Würde des Menſchen, die abſtrakte Anſicht von der Gleichheit der Menſchennatur in allen erhielt durch ſolche Beiſpiele neue Nahrung. Kindlichkeit und Zutrauen waren groß. Die Reformer dachten ſich die politiſchen Aufgaben viel leichter, als ſie ſind (wie jetzt häufig ſchwerer). Lieſt man die damaligen periodiſchen Schriften, ſo findet man überall vorſtrebende Aufklärung, in Gedanken, Stil und Sprache etwas Abſtraktes, waſſerdünne Allgemeinheit. Die bibliſchen Redensarten ſind verſchwunden, man beruft ſich auf den weiſen Schöpfer und die gütige Vorſehung, preiſt die Tugend, ſtrebt nach Vollkommenheit, übt Maß und Billigkeit nach allen Seiten, ſetzt den Nutzen auseinander und hofft das Beſte. In den hin und wieder eingerückten Verſen hören wir meiſtens dieſelben Töne. Eine ‚Livländerin von Stande‘ ſingt in Hupels Nord. Miſcellaneen (1781) den Dichter Cronegk an:

Wenn deine Schrift der Tugend Würde lehret,
Dem Laſter die geborgte Schminke nimmt:
Dann fühlt man deine Größe und verehret
Dein ſchönes Herz, das nur für Tugend ſtimmt. —

Digitized by Google

Daß Herr von Cronegk ein Edelmann war, wird übrigens nicht ohne Einfluß auf die Begeisterung der Dame von Stande geblieben sein. Unter den Gedichten, ‚größtenteils durch die glorreiche Regierung der allerdurchlauchtigsten Kaiserin Katharina der Zweiten veranlasset' (in den Vermischten Aufsätzen und Urteilen über gelehrte Werke. Ans Licht gestellt von unterschiedenen Verfassern in und um Livland. Band 2. Riga bei Hartknoch, 1780—83) finden sich Gegenstände wie folgende: die Einimpfung der Blattern, bei der Genesung J. M. der Kaiserin und S. K. H. des Großfürsten von der Blatternkur, die an die entferntern russischen Provinzen versandte physikalische Gesellschaft-Oden, die für die prosaische, aber in ihrer Naivität liebenswürdige Bildungs- und Nützlichkeitsschwärmerei der damaligen Menschen charakteristisch sind. Schulen einrichten galt als die Panacee für alle sozialen Übel, und die immer näher kommende Hoffnung, in Dorpat die Universität wieder errichtet zu sehen, belebte die Gespräche aller Bessern und Gebildetern.

Hier in Dorpat nun war es, wo unser Dichter am 16. (27.) Juni (oder Brachmonats, wie man damals sich Mühe gab zu sprechen) des Jahres 1775 geboren ward. Sein Vater, damals Sekretär des Rates, stammte aus Pernau. Wenige Tage nach der Geburt des Knaben, am 25. Juni, brach die furchtbare Feuersbrunst aus, die fast ganz Dorpat in einen rauchenden Schutt- und Aschhaufen verwandelte. Nach den ersten Monaten eines furchtbaren Elends begannen die Bürger ihre Stadt neu aufzubauen: eine Kollekte im Lande hatte über 20000 Rubel ergeben, die Regierung schoß die Summe von 100000 Rubeln zinslos auf zehn, dann noch auf zehn Jahre vor. Ein neuer Straßenplan war abgesteckt: in der Stadt durfte nur aus Stein, in den Vorstädten nur mit Ziegeldächern gebaut werden. Wo alles Äußere seine Gestalt verändert, da befreit sich auch der Mensch von der Gewohnheit und richtet unwillkürlich seinen Blick in die Zukunft; glücklich, wenn das alte Philisternest, dessen herrschende Sitte Zwietracht und Trunk gewesen, in den Flammen aufgegangen war, und die Bürger nur einen Teil der rastlosen Energie in sich fühlten, mit der amerikanische Ansiedler eine neue Stadt anlegen oder eine abgebrannte wieder aufbauen. Aber ein schlimmes Zeichen war es, daß durchgängig Handlanger, Zimmerleute und Maurer aus dem Innern des Reiches zum Bau gebraucht wurden, die dann auch mit dem erlangten Gewinn wieder heimzogen. Auf die Phantasie des Knaben Petersen aber mußte das geschäftige

Digitized by Google

Treiben in den ersten zehn Jahren nach dem Brande, das Aufsteigen der Häuser, die daliegenden Ruinen, die Erzählungen von der Feuersnot und den früheren Stätten des Wohnens und Wandelns, die kleinen Notbehelfe des Lebens und der Einrichtung, die frei daliegenden Gründe der Erde, die in ihren Aschen- und Trümmerschichten von dahingesunkenen Geschlechtern und Wohnungen sprachen — einen unauslöschlichen Eindruck machen. Dorpat ist in seiner Lage, seiner Vergangenheit eine poetische Stadt. Die hohen Ufer des Flusses bilden hier Berg und Tal und gewähren Standpunkte und Aussichten. Auf dem Dome lag ein Schatz vergraben — wie immer an Stätten alter Herrlichkeit —, und so fest und allgemein war dieser Wahn, daß einmal sogar, wie Gadebusch erzählt, im Ratsprotokoll davon die Rede ist. Dort oben lagen die Trümmer des bischöflichen Schlosses, die so schöne Gelegenheit zum Klettern gaben; von dort führte ein unterirdischer Weg irgendwohin; dort oben stand der riesenhafte Rumpf der alten Kathedrale, die einst der herrschende Mittelpunkt des reichen Stiftes gewesen, sichtbar nach Westen, wie man versicherte, über den großen See bis nach Fellin. Die Türme hatte vor kurzem der Generalfeldzeugmeister Villebois, der die Binnenstadt Dorpat zur modernen Festung machen wollte, mit frevelhafter Hand abbrechen lassen; oben auf der Plattform sprangen jetzt verwegene Knaben, die sich auf halbzerstörten Stufen hinaufgewunden hatten, warfen mit Steinen, pfiffen und schauten weit ins Land. All diese Pfade, Bogentrümmer, Verstecke, die daliegenden geborstenen Grabsteine der alten Domherren mit gotischen Umschriften wird der junge Petersen wohl gekannt, durchklettert, auch wohl sinnend betrachtet haben. Das Estnische lernte er, wie in den kleinen Städten von Nordlivland und Estland gewöhnlich, von früh auf als eine zweite, untergeordnete Muttersprache; vom Russischen wird er schwerlich mehr gekannt haben, als die Interjektionen und emphatischen Redensarten, wie sie von den Durchmärschen und der Einquartierung, auch wohl von den einwandernden Arbeitern jedem Dorpater geläufig waren. So ruft er in einem Gedichte seinem Kutscher zu: ‚stupai‘ (fahr zu!) und in einem Liede: ‚ne boiss‘ (nur nicht so ängstlich!)

Acht Jahre alt, kam der Knabe in die dörptische Stadtschule, die ihre Zöglinge, wenn diese lange genug aushielten, auf die Universität zu entlassen pflegte. Diese Anstalt, deren erste Gründung ins Mittelalter hinaufgeht, datierte damals ihren rechtlichen Bestand von 1689,

Digitized by Google

in welchem Jahre Krone und Stadt sich dahin verglichen hatten, daß die jetzt sogenannte ‚vereinigte Kron- und Stadtschule' vier Klassen und vier Lehrer haben sollte, Rektor, Konrektor, Subrektor und Rechenmeister. Der nordische Krieg vernichtete mit der Stadt natürlich auch die lateinische Schule. Im Jahre 1731 neu eingerichtet, konnte sie, gleich dem übrigen Gemeinwesen, zu keiner Blüte gelangen. Der Zuschnitt war ärmlich, die Gelder waren knapp oder blieben aus; Rat und Pröpste waren laxe Scholarchen. Die aus Deutschland berufenen Rektoren suchten baldmöglichst, auf eine Pfarre, die ein besseres Auskommen versprach, abzugehen. In Prima war oft gar kein Schüler, auch Sekunda stand im Jahre 1749 ganz leer. Griechisch wurde aus dem Neuen Testament gelernt, lateinische Klassiker wurden in der pedantischen Weise der ältern lutherischen Schulen exponiert; doch da alles in der Schule lateinisch herging, so waren die Zöglinge dieser Sprache bei weitem mächtiger als die Gymnasiasten des 19. Jahrhunderts. Daß der Bakel tüchtig gehandhabt wurde, geht aus einem Vorfall hervor, den Gadebusch unter dem Jahr 1751 mit folgenden Worten anmerkt: ‚Der Rektor hatte einen Knaben von 12 Jahren blutrünstig, braun und blau geschlagen und sich dabei in Worten wider den Rat vergangen. Dieser nahm sich der Sache an und klagte beim Generalsuperintendenten.' Vermutlich war der Range der Sohn eines Ratsverwandten, denn woher sonst die Zärtlichkeit eines hochedlen Rates und die begleitende Rede des Rektors? Indeß kam, wie in der Kirche der Rationalismus, so der neue pädagogische Humanismus in Livland immer mehr zur Geltung. In Riga hatte der Rektor der Domschule, der treffliche G. Schlegel, der im Jahre 1780 seinem würdigen Nachfolger Snell das Amt übergab, in einem Aufsatz von Basedows Bestrebungen nicht ohne Anerkennung gesprochen; Rektor der dörptschen Schule wurde der vielverehrte Lorenz Ewers, der mit der Tüchtigkeit der alten Zeit das liebevollere Verständnis der Kindernatur verband, nach welchem die neuere Zeit strebte. Daß Petersen sich hier eine bleibende klassische Bildung erwarb, lehrt fast jede Seite seiner Gedichte. Achtzehn Jahre alt, im Jahre 1793, nahm er in einem öffentlichen Redeakt von der Schule Abschied, um auf einer deutschen Universität Theologie zu studieren. Er ging erst nach Halle, dann nach Jena.

Der Sprung von den veralteten Begriffen des stillen Städtchens weit hinten jenseits der Ostsee in den literarisch-philosophischen Strudel des geistbewegten, gärenden Jena, aus dem Flachlande in die Berge, von

Digitized by Google

der Schulzucht zu dem Übermut akademiſcher Lizenzen, von der mäßigen wohlmeinenden Weisheit der provinzialen Schul- und Kirchenlichter zu der ſpekulativen Idealität Schillers und Fichtes — dieſer Übergang konnte einen Geiſt wie den Peterſens wohl berauſchen. Als Theologe war er hingekommen, in Goethes Zauberkreiſen ward er ein Jünger der neuen äſthetiſchen Ethik, die auf den Trümmern des frühern Dogmatismus ſich auferbaute. Aus den Oſtſeeprovinzen fand ſich damals gerade ein Kreis ſprudelnder Jünglinge zuſammen, die ſich nach den Schilderungen Heinrich Schmidts (Erinnerungen eines Weimariſchen Veteranen, Leipzig 1856) durch Feinheit und Adel des Benehmens vor den übrigen Muſenſöhnen auszeichneten. Denn roh und renommiſtiſch war das Studentenleben auf dieſer kleinen Univerſität, die von ihren fürſtlichen Protektoren wie eine Macht gleichen Ranges geſchont und gefürchtet wurde. Da zogen die akademiſchen Bürger zuweilen, wenn ſie glaubten, daß ihnen ein Unrecht geſchehen, mit Helmen und Säbeln und Ränzchen auf den Schultern zur Stadt hinaus, um die Univerſität anderswo zu errichten. Dann flogen ihnen Boten aus Jena nach, der Zug hielt an, und nach einigen Verhandlungen und Bewilligung ihrer Forderungen rückten ſie dann wieder, wie einſt das römiſche Volk, brüllend und mit den Hiebern raſſelnd, zum Tore hinein. Aus dieſer Zeit (1795) iſt uns ein Gedicht Peterſens: ‚Der alte Burſch‘ erhalten worden, welches mit lebendigen Farben jene Ausſchweifungen ſchildert, die dennoch, wie man wohl ſagen darf, nur die Gegenſeite der geiſtigen Freiheit waren und wie eine rauhe Schale die innere Unſchuld bedeckten. Gewiß mit demſelben Gleichmut, wie ſein alter Burſch,

Wenn er vor dem verſammelten Senate,
Wie Catilina, ſchnöde Reden führt,
Und wenn ihn ein Beſchluß vom hohen Rate
Auf neunundneunzig Jahre relegiert —

kehrte auch Peterſen in ähnlichem Falle der Muſenſtadt den Rücken und fand ſich bei den Eltern in Dorpat wieder ein.

Die kleine Stadt lebte damals in glänzenden Hoffnungen. Die vorgeſchoſſenen hunderttauſend Rubel freilich, die im Jahre 1795 fällig waren, aufzubringen, ſchien faſt unmöglich und koſtete manchem Bürger ſein neugebautes Haus — allein die vielen leeren Räume ſchienen zur Aufnahme einer Univerſität wie geſchaffen, und wieviel Erwerb und Verdienſt, wieviel Nahrung und Bildung verſprach eine ſo große Anſtalt!

Digitized by Google

Was im Lande, besonders in der Nähe Dorpats, an gebildeten Hauslehrern lebte, machte sich Hoffnung, bei der neuen Universität verwendet zu werden. Das Rathaus, dessen Grundstein noch Gadebusch gelegt hatte, ging seiner Vollendung entgegen; über den Fluß führte eine schöne steinerne Brücke, der Dom, als Grund und Eigentum der neuen Korporation, sollte wie in bischöflichen Zeiten mit eigener Immunität an das Territorium der Stadt grenzen.

Daß ein frisch von der Akademie Gekommener, wie der junge Petersen, zunächst Hauslehrer wurde, war der Regel gemäß, und so hatten die Eltern, die ihn in der Nähe Dorpats und der künftigen Universität behalten mochten, eine Stelle für ihn fertig — im Hause des Geheimrats v. Vietinghoff, der selbst später einen tätigen Anteil an der Gründung der Universität nahm. Als Glied dieser Familie und im Amte eines Hofmeisters verbrachte nun Petersen die nächsten Jahre bald in Dorpat, bald auf Schloß Marienburg, fand auch Gelegenheit, nach Riga und St. Petersburg zu reisen und Freunde zu besuchen, die zerstreut im Lande wohnten.

Eine uns vorliegende Reihe Briefe aus den Jahren 1798 und 1799, die zwar nicht von Petersen, aber von einem Jugendfreunde an ihn geschrieben wurden, werfen hinreichend Licht auf seine damaligen Meinungen und Beschäftigungen. Man ersieht daraus, daß er alle Resultate der ungeheuren ästhetisch-religiösen Umwälzung, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Deutschland vor sich gegangen war, bereits als persönliche Überzeugung in sich trug. Zum Geistlichen im bisherigen Sinne, auch zum rationalistischen Aufklärer im Predigerrocke war er verdorben, und es bedurfte keiner hämischen Zungen, ihm diesen Stand zu verleiden. Sein Abgott war Shakespeare; mit dem hellblickenden Naturalismus dieses Dichters beurteilte er Menschen und Dinge um sich her, traditionelle Einrichtungen, heilige Autoritäten. Hatte er ohne Scheu und Scham mit der Waffe des Witzes sich Raum geschafft, dann gab er sich den großen Genien mit um so innigerer Huldigung hin. Der Reiz, den auch die Romantiker in Deutschland empfanden, der blöden Menge mit ihrem Handwerksverstande mit tieferer Einsicht und feinerem Phantasiegenuß gegenüberzustehen, mußte in einem Lande, wo so vieles, Klima und Volk, unendliche Winter, lange Nächte, gefrorene Fenster, dicke Ofen, Branntwein und Sklaverei, kurz die ganze Gestalt des Lebens, unmittelbare Barbarei an sich trug, von besonderer Stärke sein. Es war doppelt süß, von Griechenland zu träumen, indeß

Digitized by Google

der Schnee alle Dinge begrub, und rohe Pelze die edle Menschenform unkenntlich machten.

Daß Petersen an eine Dichterlaufbahn dachte, die ihm beschieden sein könnte, geht z. B. aus seiner Äußerung hervor: ‚Freue dich, Brüderchen, im 25. Jahre schrieb Shakespeare sein erstes Stück!‘ Der Freund nimmt davon Anlaß, Petersens poetische Anlagen zu preisen, fordert ihn dringend zu ästhetischen Versuchen auf und schließt damit: das Feld, zu welchem ihn sein Genie bestimme, sei das der Satire, oder wie wir heutzutage mit einem damals noch wenig gebräuchlichen Ausdruck sagen würden: des Humors.

Als dann im Jahre 1802 die ‚Irrwisch-Universität‘, wie Petersen sie nennt, ‚die hier entsteht und dort vergeht‘ (denn man schwankte anfangs zwischen Dorpat und Mitau, auch wurde Pernau genannt), endlich in Dorpat gegründet und nach den damaligen Umständen reichlich dotiert war, da fand auch der geistreiche junge Hauslehrer an ihr sein Plätzchen: er wurde Zensur- und Bibliothekssekretär, zugleich auch Lektor der deutschen Sprache. Von nun an lebte er in seiner Vaterstadt ohne großen Schicksalswechsel, von seinen Freunden vergöttert, wegen seines heitern Witzes überall willkommen, schwelgend im Mitgefühl der großen Dichter aller Zeiten, morgens fleißig in Amtsgeschäften, abends gern beim Glase Grog, die Seele eines wechselnden Kreises alter und neuer Genossen. Und nicht bloß als geistreichen Gesellschafter und wackeren Trinker (er nennt sich selbst scherzend eine ‚Zisterne‘ und einen ‚kühnen Wahrheitsforscher‘, weil in vino veritas), sondern auch als humoristischen Dichter kannte ihn bald Stadt und Land. Kleine Gelegenheiten des lokalen Lebens wußte er zum Entzücken der Philister durch heitere Verse zu adeln und in eine größere Bildungssphäre hinüberzuführen. Die Zunftgelehrten in dem neuen corpus academicum mögen ihn wenig beachtet haben, auch hatte er selbst kein näheres Verhältnis zu der strengen Wissenschaft, doch war Haltung und Sitte der Universität in jenen Jugendjahren leichter, und es gab noch manchen Professor, der lieber ein Zitat verloren gehen ließ, als einen Witz unterdrückte. Daß Petersen schon frühe den Beinamen ‚der Dicke‘ verdiente, lehrt die Selbstschilderung vom Jahre 1801: Ein ‚monstrum horrendum et ingens,

Ein Bonzenangesicht, das wie der Vollmond glänzte,
Ein Kopf, der geistlos wie ein Kürbis war,
Auf dem ein Restchen dünnes Scheitelhaar
Wie ein Saturnusring die blanke Glatze kränzte —‘

Digitized by Google

und mit der Wohlbeleibtheit wird sich ebenso früh ihr Korrelat, die launige Behaglichkeit, eingefunden haben.

Für die Enge und Gleichgültigkeit des prosaischen Lebens in der kleinen Stadt entschädigten die Bacchusfeste, die einer und der andere der Freunde in ihren Häusern veranstalteten, die Abende auf der ‚Musse', im stillen Hause im Wallgraben, im Winkelklub bei Volkmann und bei Richter, der phantastische Scherz, die tolle Posse, die Traumfreiheit, die aus den Gläsern aufstieg. Da öffneten sich ‚Goethes und Shakespeares Zauberwelten'; da steigerten sich die Eigenheiten der Individuen in gegenseitiger neckender Übertreibung zur befreienden Komik, die dann von selbst das Band der Liebe noch inniger knüpfte. Bezeichnend für den Geist, der bei diesen Zusammenkünften waltete, ist z. B. folgender Zug: Die Genossen sind versammelt, der Hochzeit eines abwesenden Freundes zu gedenken; die Plätze um den großen runden Tisch sind besetzt, die Gläser gefüllt — worin besteht die Hauptfeier des Abends? Einer der Anwesenden, ein Pastor, liest zur Erquickung einen Abschnitt aus Jean Pauls Blumen-, Frucht- und Dornenstücken vor! Herabstimmend aber wirkte später die bei Petersen sich einstellende Harthörigkeit, ein trauriges Übel bei seinem gerade auf geselligen Verkehr so sehr angelegten Naturell; dann häusliches Unglück, eine geistige Krankheit seiner Frau, einer Französin, mit der er sich im Jahre 1803 verbunden hatte, der Verlust zärtlich geliebter Kinder. Seinen einzigen übriggebliebenen Sohn hatte er einem Freunde zur Erziehung übergeben müssen, dem Propst Berg in Halliſt; diesen zu besuchen, fuhr er zu Weihnacht 1822 bei heftiger Kälte über das Eis des Sees, brach mit dem Schlitten in eine offene Spalte, ward halberfroren nach Dorpat zurückgebracht und endete in der Neujahrsnacht auf 1823, in der vollen Kraft des Mannesalters, zum Entsetzen der Freunde, weit und breit beklagt, ein erbärmliches Opfer eines tückischen Zufalls und unholden Klimas.

Überblicken wir die hinterlassenen Gedichte des Dorpater Humoristen im Zusammenhange, so finden wir Inhalt und Gegenstand mehr ästhetischer als politischer, mehr persönlicher als allgemeiner Natur. Auch darin sind sie Kinder der Zeit. Denn zwar gingen damals die gewaltigsten Begebenheiten über den Weltteil; Länder wechselten ihre Herren wie Landgüter, wurden zerstückelt oder zusammengeschlagen wie diese; jedes Jahr brachte glänzende Feldzüge, entscheidende Schlachten — dies war für den Bürgersmann, der abends kannegießerte, ein uner-

Digitized by Google

ſchöpflicher Stoff, aber politiſch verhielt er ſich dabei nicht. Zwar wirkte zum Sturze Napoleons die Teilnahme des niederſächſiſchen Volkes mit, aber nur als dumpfer, reagierender Raſſenwiderwille, nicht im Dienſte einer politiſchen Idee. Für das Deutſchtum aber konnte Peterſen ſo wenig wie Goethe ſich erwärmen; über dies blinde und enge Gefühl (!) hatte ihn die humane Bildung, die aus unſern Klaſſikern ſprach, erhoben . . . Unter andern Umſtänden hätte Peterſen, dem es nicht an ſcharfem Blick, auch nicht an Kühnheit fehlte, wohl ein politiſcher Satiriker werden mögen. In ſeinen frühern Gedichten fehlten kleine Züge der Art nicht, z. B. wenn er von einem Hunde rühmt:

Und ließ ſich ruhig peitſchen wie ein Eſt' —

oder einem Hauslehrer, der einen Junker zu erziehen hat, zuruft:

Und wiſſe, jeder junge Herr von
Wird einſt ein alter Herr von von
Trotz dem moraliſchen Geplärr von
Dem ἀγαθόν und dem καλόν

oder wenn er wünſcht, ſich auch von Peterſen nennen zu dürfen:

Und wollte mir Gott noch das vergönnen,
Daß ich mich könnte von Peterſen nennen,
Daß ich dann könnt' im — — —
Den wahren Stein der Weiſen finden
Und Satans Alchymie ergründen,
So tät ich von Herzen gern Verzicht
Aufs letzte Fünkchen Seelenlicht —

oder wenn er den faulen Sybaritismus ſeines Heimatlandes verſpottet:

Wohl iſt, ſeit ich wieder frier' im Norden,
Mancher davon pur Fett geworden,
Bin doch ein Livländer comme il faut —

aber ſein ſatiriſcher Kampf iſt doch hauptſächlich gegen die veralteten Begriffe in Poeſie und Äſthetik gerichtet, und ſeine Feinde ſind im kleinen Kreiſe dieſelben, gegen welche die romantiſche Schule, auch wohl die Xeniendichter ſelbſt im Felde lagen, der phantaſieloſe Alltagsverſtand, die hausbackene Trivialität, die vulgäre Plattheit. Denn wie Goethes Genius nicht allſogleich die große Menge in Preußen unterwarf, ſondern Nicolai, Bieſter, Mendelsſohn, Engel, Garve immer noch die echten Organe des dort herrſchenden Volksgeiſtes blieben, wie dort nicht Wilhelm Meiſter, ſondern Lafontaines Romane von allen

Digitized by Google

Seiten ein tränenvolles Echo des Entzückens erweckten, ganz so in Livland, welches Merkel erzeugt hatte, und in Estland, wo der beim Demos weit und breit gewaltige Kotzebue lebte. Wie tief Petersen dies gemeine Urteil und die Wortführer desselben verachtete, sehen wir aus der ‚Prinzessin mit dem Schweinerüssel'. Da klagt z. B. der kleine hölzerne Nußknacker, der personifizierte ‚Freimütige', daß sein Rachen nicht weit genug sei, um die beiden ungeschlachten Kokosnüsse, Goethe und Schelling, zerknacken zu können; da schildert der Hanswurst die altväterische Gelegenheitspoesie in der guten Stadt Riga:

Wie liebt man nicht in Riga die Dichtkunst!
Zwar nicht als Kunst, doch eben als Nichtkunst,
Ohn' all Inspiration und Magie,
Ganz nüchterne Kasualpoesie!
Da schlägt jeder Bäcker und Bader
Sich selber die poetische Ader —
Da fällt kein Sperling vom Rathausdach,
So schallt ihm ein Ränie nach.
Gibt Hans der Grete die rauhe Hand,
So umflattert sie ein bedrucktes Band,
Und ein Gestöber von weißen Blättern
Überschneit sie von Basen, Muhmen und Vettern.

Petersen selbst lebte und webte so sehr in Schiller und Goethe, daß er nicht bloß Sentenzen beider Dichter häufig im Munde führte und z. B. in den letzten Tagen mit erfrorenen Füßen noch ausrief:

Das Haupt ist frisch, der Magen ist gesund,
Die Beine aber wollen nicht mehr tragen —

sondern auch in seinen Gedichten die Parodie Goethischer und Schillerscher Originale besonders gern zu komischem Effekt benutzt. Da wird die Ungeduld bei einer Fahrt vom Lande in die Stadt mit den Schmerzensrufen der Kindesmörderin ausgedrückt, oder die Vorsteher der dörptschen Musse singen nach der Melodie des Reiterliedes:

Auf, auf, Kameraden, zu Tisch, zu Tisch —

und die ‚Prinzessin' besteht fast ganz aus parodischer Verwendung allbekannter Dichterstellen, wie wenn die Zofe ausruft: Nach Reval möcht ich! und der Hanswurst darauf erwidert:

Zum Kotzebue?
Du ahnungsvoller Engel du!

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Allmählich aber gewinnen Motive und Gesichtspunkte der romantischen Schule Herrschaft über Petersen, und seine Gedichte tragen den neuen romantischen Hochgeschmack an sich. Er befreundet sich mit Hans Sachs und Fischart, mit Burkard Waldis und der naiven Tierfabel; er bildet estnische und finnische Volkslieder nach und führt den alten Owen in deutschem Kleide vor; er altertümelt und erzählt christliche Legenden; er dichtet ein phantastisch-ironisches Märchendrama, in welchem, ganz nach der Weise der Romantiker, literarische Kritik die Maske des Zauberglaubens bald vornimmt, bald lüftet, und die dramatische Kunst sich selbst und ihre eigenen Zwecke verhöhnt. ‚Die Wiege' und ‚St. Peter und der Drescher' sind heitere Schwänke mit dorfmäßiger Lebensmoral, im glücklichsten Knittelverston, die aber doch wieder durch geflissentliche Häufung von Archaismen und Fischartischen Wortfratzen ganz romantisch sich selbst ironisieren. Die ‚Prinzessin mit dem Schweinerüssel', die übrigens um einige Jahre zu spät kam, enthält Ansätze von Charakteristik, von dramatischer Wahrheit, die mitten in dem Selbstvernichtungsspiel sich wie unwillkürlich geltend machen und von des Dichters gesundem, auf das Wirkliche gerichtetem Talent Zeugnis geben, während das gleichnamige Stück von Falk nirgends die Sphäre des Abgeschmackten verläßt.

Auch heller und unterhaltender finden wir das Petersensche Drama, als z. B. ‚Prinz Zerbino' oder den ‚Gestiefelten Kater', Stücke, deren Reichtum an Geist auch nicht so groß ist, als sie sich die Miene geben möchten. Mehr als in diesen vornehmeren Produkten glänzt nach unserm Urteil Petersens Muse in den Scherzgedichten an Freunde, in den Gelegenheitsversen. Hier ist überall sprudelnder Witz, offene Munterkeit, ohne daß der Hintergrund gediegener Bildung verschwände, die dem bloßen Lustigmacher fehlt. Selbst wo der Dichter nur Spaß zu treiben scheint, z. B. in den beiden Traueroden auf hingeschiedene Hunde, belacht er, gleich dem Dichter des Atta Troll, doch nur das Menschenleben. Er hat für das Charakteristische menschlicher Persönlichkeiten einen scharfen Blick, darum eine böse Zunge, aber das unverkennbar freundliche Gemüt, die gewinnende Herzlichkeit halten auch da, wo die beißenden Anschuldigungen weit gehen, alle Kränkung fern. Die Wärme der Freundschaft, die wir überall empfinden, verwandelt und veredelt die mutwilligsten Lästerungen zum echten poetischen Humor . . ."

Digitized by Google

Die Leiden des Pastors Seider

Dem Kaiser Paul bewahren wir Balten ein dankbares Gedächtnis, weil er die dem Lande von seiner Mutter aufgezwungene Statthalterschaftsverfassung wiederaufhob und den Liv- und Estländern zurückgab, was ihnen mit Unrecht genommen war. Aber seiner wahnwitzigen Tyrannei und grausamen Gewalttätigkeit ist auch so mancher von ihnen zum Opfer gefallen.

Die Kaiserin Katharina II. hatte in ihren letzten Lebensjahren in Livland die Zensur eingeführt, die man dort bisher nicht gekannt hatte; aber sie wurde nicht drückend empfunden, weil allgemein geachtete und gebildete Männer damit betraut wurden. Ganz anders verfuhr der Kaiser Paul. Schon sehr bald nach seiner Thronbesteigung befahl ein Ukas die Einrichtung von Zensurbehörden, die namentlich darauf zu achten hatten, daß keine anstößigen Bücher aus dem Auslande durch die Grenzsperre schlüpften. Nun aber waren es lauter Kernrussen, die „dem bösen Zeitgeist" und „den schändlichen Gedanken, durch die friedliche Einwohner irregemacht werden sollten," den Krieg erklärten. Einem jungen Estländer hatte ein unvorsichtiger Jenaer Freund einen Schillerschen Vers in das Stammbuch geschrieben: als ein Spürhund an der Grenze die Worte „Rettung von Tyrannenketten" entdeckte, hatte das zur Folge, daß der unglückliche Eigentümer des Gedenkbuches als gemeiner Soldat nach Sibirien verschickt wurde.

Der schlimmste unter den neuernannten Zensoren war der Hofrat Tumanski, ein elender Scherge, dem es eine ganz besondere Freude war, Unschuldige ins Verderben zu stürzen. Ein entsetzliches Los bereitete er dem Pastor zu Randen im estnischen Livland Friedrich Samuel Seider. In Königsberg 1766 geboren, war er wie so viele seiner Landsleute als Hofmeister nach Livland gezogen und dort

Digitized by Google

Prediger geworden. In sein Haus nahm er Knaben als Pensionäre auf, unterrichtete sie und las mit ihnen deutsche Schriftsteller. Hierzu verschrieb er sich aus Deutschland Bücher, so daß er in kurzer Zeit im Besitz eines „kleinen artigen Lesekabinetts" war, das auch unter den Nachbarn auf dem Lande Liebhaber fand. Auf ihren Wunsch richtete Seider eine Lesegesellschaft ein, unter deren Mitgliedern, Gutsbesitzern und Pastoren, die Schriften von Hand zu Hand gingen. Den nordischen Musen aber wurde die Verschärfung der Zensur unter Kaiser Paul zum Grabgeläute: die Lesegesellschaft von Randen löste sich auf, und die Bücher wanderten zu ihm zurück. In einem der mit der Post einlaufenden Pakete fehlte einmal der erste Teil von der viel gelesenen, von der Königin Luise bevorzugten, von August Lafontaine verfaßten Novellensammlung „Gewalt der Liebe". Als er sich trotz Nachfragens nicht einfand, bat Seider in der Dorpater Zeitung um Rückgabe. Er erhielt denn auch den Band, aber jenes Inserat griff Tumanski auf, und es wurde nun die Quelle seines Unglücks. Er warf sein Netz über den arglosen Pastor, erklärte den Lafontaineschen Roman für ein verbotenes Buch, erschien selbst in Randen, ließ sich das Verzeichnis der Bücher geben, versiegelte die Bibliothek und zog dann einen Befehl aus der Tasche, wonach Seider wie ein schwerer Staatsverbrecher sofort nach Petersburg geschafft werden sollte. Die Losung war nun einmal: Tod und Verderben.

Nach kurzer qualvoller Verhandlung, die kein Wort der Verteidigung, keinen verständigen Einwand gelten ließ, wurde dem unglücklichen Manne, der in enger, schmutziger Festungszelle die grauenhaftesten Tage durchlebte, eröffnet: er habe gegen die Allerhöchsten Befehle, die übrigens in Livland gar nicht verkündet worden waren, gehandelt, da er verbotene Bücher besitze, sei daher als Verbrecher und Übertreter des Gesetzes zu richten, zu einer Leibesstrafe von zwanzig Knutenhieben und zur Verschickung nach Nertschinsk (Ostsibirien) zur Zwangsarbeit zu verurteilen, zuvor aber seines Predigeramtes zu entsetzen. Über diesen entsetzlichen Vorfall berichtet uns Seider selbst in den 1881 in Leipzig erschienenen „Leiden, von ihm selbst beschrieben":

„. . . . Der Sekretär hatte noch nicht ausgelesen, als ich von heftigen Konvulsionen ergriffen an die Wand zurücktaumelte. Noch war ich meiner bewußt; als aber die Prediger aufstanden, und der Propst Reinbott die Worte zu mir sprach: ‚So entsetze ich Sie denn hiermit Ihres Amtes und Ihrer Würden und entbinde Sie Ihres Priestereides

Digitized by Google

und der damit verbunden gewesenen Pflichten', da verließen mich meine Sinne, und ich stürzte betäubt zu Boden. Dieser bewußtlosen Augenblicke müssen nur wenige gewesen sein, denn als ich mich wieder aufrecht fühlte, hatte ich schon wieder meine völlige Besinnung. ‚Gott!' rief ich aus, ‚welche Ungerechtigkeit! Ich bin unschuldig! Ich bin kein Verbrecher, ich habe kein Gesetz übertreten. Gott ist mein Richter! Welches sind meine verbotenen Bücher? Darf ich nichts zu meiner Verteidigung sagen?' ‚Nichts, nichts!' sagte der Prokureur zitternd und leichenblaß, ‚Sie reden umsonst, es ist Befehl des Kaisers, es ist Befehl des Kaisers!' ‚Welch ein grausamer Befehl!' rief ich mit lauter Stimme und mit emporgehobenen Händen, ‚welch ein himmelschreiendes Unrecht! Du wirst mich rächen, Richter im Himmel!' — Mit diesen halb verwirrten Worten trat ich zurück, und eine neue Ohnmacht wandelte mich an. Der Prokureur winkte einem Gerichtsdiener, und dieser riß mir Mantel und Kragen, die Zeichen meiner Priesterwürde, ab. Man führte mich aus dem Sessionszimmer in das Partenzimmer. Ich glaubte, man würde mir einige Erholung gestatten, und wollte mich auf einen Stuhl niederlassen, aber man stieß mich weiter und schleppte mich nach dem Hausflur; hier empfingen mich einige Häscher. Man warf mich auf einen steinernen Block, hinter welchem ein Pfosten stand. Um diesen band man rückwärts gebogen meine Arme mit einem Strick so fest, daß mir das Blut in den Adern erstarrte, und ich vor Schmerz laut aufschrie. Ich brach nun aufs neue in Klagen aus. Die Worte des Jammers, die meinen Lippen entströmten, hat der Schmerz des Augenblicks aus meinem Gedächtnis getilgt; sie verhallten an kalten Mauern, aber sie erweichten die härtesten Herzen. Ein Mensch, der bei seinem Handwerk alle Weichherzigkeit verliert, der Schließer, ein roher Soldat, der mich wahrscheinlich für einen Verbrecher hielt, trat mit schweren Ketten in den Händen vor mich hin und blieb unbeweglich vor mir stehen. Ohngeachtet der Zerrüttung meiner Sinne bemerkte ich, daß er sich die Augen wischte und mit seiner Arbeit so lange zauderte, bis ihn der Prokureur erinnern mußte, sein Amt zu verrichten. Seufzend legte er mir nun die Ketten an. Als ich gefesselt war, wurden meine Arme von dem Pfosten wieder losgebunden. Ich vermochte nicht aufzustehen, man hob mich in die Höhe. Bei dem ersten Schritte, den ich in meinen Ketten tat, erwachte noch einmal die tiefgekränkte und empörte Menschheit in mir in ihrer ganzen Kraft und Würde. Die ergrimmte Unschuld erhob ihre Stimme; fürchterlich, daß die Wände

Digitized by Google

widerhallten, schrie ich ins offene Zimmer hinein, wobei ich mich mit kühnem Trotze und mit Aufwand meiner letzten Kräfte gegen die Häscher sträubte, die es verhindern wollten. Die Worte: Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Blutgericht, Unschuld, Rache, Weib und Kind, die ich zum öfteren ausstieß, brachten die Richter in Aufruhr. Der Prokureur stürzte heraus. ‚Um Gotteswillen, schreien Sie nicht, unglücklicher Mann,‘ sagte er, ‚Sie werden jetzt zum Kriegsgouverneur gebracht; dort werden Sie das letzte Wort hören; vielleicht erhalten Sie noch Gnade‘.

Hierauf übergab er mir meine in der Festung abgenommenen und dem Justizkollegio übergebenen Sachen, bestehend in der Brieftasche, worin aber die übrigen Rechnungen und Papiere usw. fehlten. Der Offizier führte mich nun wieder die Treppe hinunter nach der Kibitke. Dumpf und schaurig schwirrten meine Ketten am steinernen Boden. O Gott, ich war gefesselt, welch ein Gefühl für einen unschuldigen und redlichen Mann! Unten bei der Kibitke harrte mein treuer Diener. Als er mich allein erblickte, schrie er laut auf. Man trennte ihn jetzt von mir und warf mich allein in die Kibitke, welche wieder fest zugemacht wurde. Der Offizier fuhr mit mir zu dem Generalgouverneur Grafen von der Pahlen. Ich hoffte diesen Herrn selbst zu sprechen, allein er war nicht zu Hause. Durch seinen Adjutanten erfuhr ich, daß er in Pawlowsk beim Kaiser sei. Ich brach über diese Nachricht in Klagen und Tränen aus, da sie mir den letzten Strahl der Hoffnung raubten. Der Adjutant bemerkte meine große Mattigkeit und ließ mir einen Stuhl geben. Ich hatte nicht lange gesessen, als ein anderer Offizier kam und meinem Begleiter seine Depeschen abnahm. Als er sie durchgelesen hatte, ließ er mich nach einer kleinen dunklen Kammer führen; ein Soldat mit blankem Säbel stellte sich neben mir auf. Es verflossen zwei Stunden, die ich in dem Hause des Generalgouverneurs verweilte. Es schien, als ob man sich absichtlich hier aufhalten wollte, um die Rückkunft dieses Herrn abwarten zu können; allein er kam nicht, und ich mußte weiter. Jetzt wurde ich durch zwei Soldaten zum Polizeimeister geführt. Da ich diesen Weg zu Fuß machen mußte, so wurde mir das Schleppen meiner Ketten durch die kotigen Straßen (es hatte mehrere Tage hindurch geregnet) so schwer, daß ich hinsinken wollte. Der eine Soldat bemerkte es, war so mitleidig, mir Erleichterung zu verschaffen. Er zog sein Schnupftuch heraus, um die Ketten damit aufzubinden. Ich verhinderte es, indem ich ihm das

Digitized by Google

meinige reichte, welches länger und stärker war. Er knüpfte das eine Ende an die Mitte der Kette an, um sie in die Höhe zu ziehen, das andere gab er mir in die Hand. Sogleich wurde mir das Gehen leichter. Dieser Zug der Menschlichkeit einer rohen russischen Soldatenseele verdient gewiß die gerechteste Bewunderung meiner feinfühlenden Leser. Der Dienst, welchen mir dieser Soldat leistete, war mir in meiner damaligen Lage so wichtig und teuer, daß ich ihn dafür gern an mein dankbares Herz gedrückt hätte, aber ich konnte ihm seinen Liebesdienst nur durch einen Händedruck vergelten. Der Herr vergelte ihm im Jenseits!

In dem Hause des Oberpolizeimeisters blieb ich eine Stunde, für mich in meinem Unglück eine köstliche Stunde, denn sie gewährte mir etwas Ruhe und Erholung. Es wurden dort meinetwegen viele Papiere gewechselt, und mehrere Boten abgefertigt. Verschiedene Beamten, unter denen auch Deutsche waren, versammelten sich um mich. Ihr sanftes, humanes Betragen machte mir Mut. Ich erzählte ihnen mein schreckliches Schicksal und mein soeben erhaltenes schauderhaftes Urteil. Sie fanden alles unglaublich; sie behaupteten, ich hätte mich verhört; es könne unmöglich so sein, es wäre ein unerhörter Fall, der Kaiser würde es nicht so weit kommen lassen. Ich nahm diese Äußerungen guter Menschen für das, was sie waren, für gutmütige Bemühungen, den Tumult meiner Seele zu stillen und ihren Mut zu stählen. Den Oberpolizeimeister selbst, einen Deutschen und geborenen Livländer, bekam ich nicht zu sprechen, ob ich es gleich sehnlichst wünschte. Ich habe in der Folge erfahren, daß sowohl er als der edle Graf von der Pahlen an diesem Tage sich als Helden der Menschenliebe für mich müde gearbeitet haben, ohne retten zu können. Sie konnten mich also nicht sehen, wollten es auch vielleicht nicht, um ihrem Herzen drückende Gefühle zu ersparen.

Ich wurde aus der Wohnung des Oberpolizeimeisters nach der Polizei selbst geführt. Hier wurde ich durch den Hof nach einem abgelegenen Gefängnisse gebracht, einer Höhle, wo der Abschaum der Menschheit, die verworfensten Missetäter eingesperrt waren. Bei meinem Eintritte bebte ich vor dieser scheußlichen Gesellschaft zurück und hielt meine Schritte an, allein man führte mich mitten unter sie. Es waren vierzehn Halbmenschen, meistens Mörder und Straßenräuber, die alle zur Knute und zur Brandmarkung verurteilt waren. Eine elende hölzerne Bank und einige Klötze, welche sich hier befanden, waren von

Digitized by Google

dieſen Unholden bereits belagert. Ich warf mich alſo, da ich mich nicht länger auf den Füßen erhalten konnte, in meinen Mantel gehüllt, auf die bloße Erde von Lehm und erwartete mit jedem Augenblick neue und ſchreckliche Mißhandlungen. Alle meine Sinne wurden aufs fürchterlichſte gefoltert. Das unaufhörliche Kettengeklirre, das Einatmen der verpeſteten Luft, der Anblick der verzerrten Menſchengeſtalten und das Gefühl heftiger körperlicher Schmerzen, welche durch das Liegen auf der feuchten, kalten Erde noch mehr erhöht wurden, wirkten ſo ſtark auf mich, daß ich hier zu enden glaubte, meine arme Seele ihrem himmliſchen Erlöſer empfahl, mein armes Weib, meine Mutter und mein Kind ſeinem alleinigen Schutze übergab und mein Bewußtſein völlig verlor.

Als ich wieder zu mir kam, war es noch nicht Nacht; das ununterbrochene Kettengeklirr der Verbrecher ließ mich nicht einen Augenblick vergeſſen, wo ich war, und nur der tröſtende Gedanke, dein Erlöſer ward unter die Miſſetäter gerechnet, goß lindernden Balſam in das zerriſſene Herz und beſchwichtigte das wilde Toben meines Gehirns. Ich hatte unendliches Verlangen, einen Geiſtlichen zu ſprechen, und wußte nicht, wem ich meinen Wunſch mitteilen ſollte. Plötzlich rüttelte mich etwas, ich blickte auf und ſah einen Soldaten vor mir ſtehen. Er gebot mir aufzuſtehen und ihm zu folgen. Er führte mich durch den Polizeihof zurück nach einem Zimmer, welches man das Komptoir nannte. Hier ſaß an einem Tiſch ein Offizier, um den mehrere Unteroffiziere ſtanden, welche Rapporte abgaben. Der Offizier redete mich mit einer mitleidsvollen Miene in franzöſiſcher Sprache an. Mit wenigen Worten ſchilderte ich mein Unglück und meine Verurteilung. Er ſchien ſtark an der Wahrheit meiner Erzählung zu zweifeln. Aber ich hatte mein Urteil nur zu gut verſtanden und glaubte jetzt — ob ich gleich noch nicht wußte, wie bald es an mir vollzogen würde — meinen unvermeidlichen Tod vor Augen zu ſehen. Ich entdeckte dem Offizier (es war der Leutnant von Gebler, Sohn des würdigen Generals von Gebler) mein Verlangen, einen Geiſtlichen zu ſprechen. Er erlaubte mir, an einen zu ſchreiben. Ich ſchrieb ein paar Zeilen, wie ſie Schmerz und die Nähe des Todes mir eingaben, an den Dr. Wolff, Prediger an der Petrikirche. Der Herr von Gebler fertigte mein Billett ab, aber der Seelenarzt kam nicht. Endlich brachte man mich von hier weiter. Der Weg ging jetzt durch einen langen gewölbten Gang. Da ich bis zum Hinſinken erſchöpft und müde war, ſo faßten

Digitized by Google

mich zwei Soldaten und führten oder zogen mich vielmehr fort. Ganz am Ende des Ganges war eine Kammer, hier wurde ich hineingeführt. So öde und dumpfig sie auch war, so gewährte sie mir doch eine sichere Freistätte vor dem Lärm und Gedränge anderer Gefangenen: ich befand mich hier allein. Zwei Soldaten mit bloßen Säbeln traten zu mir hin, um mich zu bewachen. Gleich in den ersten Augenblicken gaben sie zu erkennen, daß sie ihr Amt für eine lästige Pflicht hielten, denn sie redeten mich freundlich an und suchten mich zu trösten und aufzumuntern. Bald kamen mehrere ihrer Kameraden dazu, jedoch unbewaffnet und bloß der Gesellschaft wegen. Jetzt schien meine Wanderung eine Ende zu haben, denn die Nacht brach schon an. Es war kalt, und mich fror gewaltig, auch die Soldaten frosteten und machten ein Kaminfeuer an. Ich warf mich, bis aufs äußerste erschöpft, auf eine hölzerne Bettstelle, die Soldaten rückten sie näher ans Feuer, welches mich wohltätig erwärmte. Mit jedem Atemzuge sanken immer mehr meine erschöpften Kräfte, ich lag da ohne ein Glied zu bewegen; aber desto stärker schlug mein zerrissenes Herz. Mein Mund schwieg von Klagen, aber meine Tränen flossen unaufhaltsam. Ein brennender Durst quälte mich. Mitleidig reichten mir die Soldaten auf meine Bitte ein Geschirr mit Wasser. Ich richtete mich auf, den Labetrunk zu empfangen, aber indem ihn meine Lippen berührten, fiel mein Blick auf meine Ketten: ich sank erschüttert zurück und weinte heftiger. Nach einer langen schmerzvollen Pause konnte ich ruhiger trinken und meinen Durst löschen. Mitternacht rückte heran. . . .

Der grauende Morgen weckte mich zu neuen Qualen . . . Durch das Tor führte mich das Kommando hinaus auf die Straße. Tausende von Menschen strömen nach. Ein Trupp von Kavalleristen sprengt heran und umgibt den Kreis der Infanteristen. Der Zug scheint nun vollständig zu sein. Langsam bewegt er sich von Straße zu Straße. Festen Schrittes schreite ich in seiner Mitte daher. Mir zur Seite gehen die beiden Büttel. Ich fühlte mich stark genug, allein zu gehen, und wies ihren Versuch, mich zu führen, mit Unwillen zurück. Ich hatte meine völlige Besinnung und war Meister meiner Gedanken. In meinen Mantel gehüllt und den Hut in die Augen gedrückt, vermied ich alles Umherschauen, indem ich selbst der Gegenstand allgemeiner Beschauung war. Indessen, mein beträntes Auge blickte gen Himmel. Gott! ich betete nicht: ich sandte nur Gefühle zu dir empor, die du verstandest, Herzenskündiger! und vor deinem Thron aufgewogen hast! —

Digitized by Google

Eben war meine Seele mit dem Gedanken an die heiligen Männer der Vorzeit beſchäftigt, die unſchuldig dem Tode geopfert wurden und heldenmütig ſtarben, eben hing ſie mit Innigkeit an dem Bilde des Kreuzes — da unterbricht mich der eine meiner verachteten Begleiter mit ſchamloſer Geberde und fordert Geld. Ich hatte nicht Scheidemünze genug bei mir, um ihn zu befriedigen. Meine Brieftaſche zu öffnen und eine Banknote herausnehmen, würde zu viel Aufſehen gemacht haben: ich zog daher meine Uhr heraus und gab ſie ihm ſo heimlich als möglich, indem ich ihm mit meinem ſchlechten Ruſſiſch etwas ſagte, welches ſo viel heißen ſollte, als: ſei menſchlich gegen mich! ‚No! No!‘ brummte der Rohe mir zur Antwort. Eben hatte der Zug vor einer Kirche eine Brücke paſſiert, meine Gedanken erhoben ſich wieder himmelwärts, als ein Offizier herbeiſprengt und: ‚Nasad!‘ (zurück) ruft. Stummes Erſtaunen ergreift ſichtbar alle Soldaten; in aller Mienen, in aller Blicken liegen neugierige, befremdete Fragen, die ſich in abgebrochenen, unverſtändlichen Tönen ausdrücken. Zurück ging nun der Zug. Natürlicherweiſe fragte ich mich: Was bedeutet das? Ich ſuchte dieſen plötzlichen Rückzug zu erklären; ich wagte es, mir leiſe zu ſagen: vielleicht haſt du Gnade erhalten. Und würde nicht jeder andere Unglückliche in meiner Lage dieſe Erſcheinung ebenſo gedeutet haben? Aber ach! bald ſchwand die ſüße Täuſchung und machte der grauſamſten Wirklichkeit Platz. Man führte mich zurück, um mich nur noch länger zu quälen. Derſelbe Offizier ſprengt wieder heran und fragt mich haſtig: ‚Haben Sie kommuniziert?‘ ‚Nein‘, wollte ich eben antworten, als er ſchon wieder davon ſprengte. Hu! dachte ich, man hat vergeſſen, dich auf den Tod zu bereiten, und ein mir ganz unbekanntes, heftiges Angſtgefühl durchſchauerte mein ganzes Weſen. Nun wußte ich alſo, warum man umgekehrt war; nun wußte ich, daß man mich zurückführte, um denſelben Weg noch einmal mit mir zu machen. Schrecklicher Übergang von Furcht zur Verzweiflung, von Verzweiflung zur Hoffnung, von Hoffnung wieder zur Verzweiflung.

Nun ſchickte man ſich an, den zweiten Gang zur blutigen Vollendung zu machen. Ich bemerkte unter den Offizieren mehrere, die deutſch ſprachen. ‚Werde ich‘, fragte ich einen derſelben, ‚die Strafe überſtehen? ‚Ich glaube, ja!‘ war die Antwort. ‚Man hätte dem Knutmeiſter etwas geben müſſen‘, ſagte ein anderer. ‚Das habe ich getan‘, erwiderte ich, ‚ich habe meine Uhr gegeben‘. ‚Das hätten Sie nicht tun ſollen‘, ſagte ein Offizier von höherem Rang, ‚das war unnötig;

Digitized by Google

man wird ohnehin ſchonend mit Ihnen verfahren.' Meine Pulſe ſchlugen ruhiger; ich folgte gelaſſen meinen Führern und trat mutig den ſchweren Gang zum Richtplatz zum zweiten Male an.

Der Zug ging durch dieſelben Straßen. Als er über die Brücke kam, wo man beim erſten Gang mit mir umkehrte, wurde ich von Schmerz und Wehmut ſo überwältigt, daß ich hinſinken wollte. Ich tat ein paar matte, langſame Schritte, als ein wildes ‚Stupai' (vorwärts) des einen Büttels, von einem Stoße begleitet, mich wieder vorwärts riß. Endlich hielt der Zug auf einem abgelegenen öden Platze. Ein anderes Detachement von Soldaten, welches ſchon dort war, formierte einen dreifachen Kreis, wovon jeder 50 Mann ſtark zu ſein ſchien. Ich wurde hineingeführt. Hier ſtand in der Mitte der ſcheußliche Blutpfahl. Bei ſeinem Anblick ſchauderte ich zuſammen. Keine Sprache ſchildert den damaligen Zuſtand meiner Seele; aber ich blieb mir meiner völlig bewußt.

Ein Offizier zu Pferde, der ſich im Kreis befand, und den ich für den Befehlshaber des Zuges hielt, ruft den Knutmeiſter und ſagt ihm leiſe einige Worte mit ſehr bedeutender Miene. ‚Sluschaju' (ich höre) antwortet dieſer und geht, ſeine Marterwerkzeuge auszukramen. Indeſſen trete ich ein paar Schritte vor und ſpreche mit gen Himmel gerichteten Blicken und Händen mit lauter Stimme: ‚Allwiſſender! Unſichtbarer Vergelter! Du kennſt meine Unſchuld. Ich ſterbe den Tod des Gerechten. Erbarme dich meines Weibes und Kindes. Segne den Kaiſer und vergib meinem falſchen Ankläger!' Man wollte mich nun entkleiden; ich tat es aber ſelbſt und ſtand nach einem Augenblick entblößt da; jetzt wurde ich zu dem Todespfahl hingeführt. Hände und Füße wurden zuerſt angebunden, und ich litt es ohne merkliches Gefühl. Wie aber der Knutmeiſter den Riemen über mein Genick warf, um meinen Kopf anzuſchnüren und dem Rücken die Krümmung zu geben, zog er ſo ſtark an, daß ich laut aufſchrie. Jetzt bin ich in die Maſchine eingeſpannt: mein Rücken iſt gekrümmt, die tötlichen Streiche zu empfangen. Ich höre den Knutmeiſter zu mir hintreten. Mit dem erſten Schlage erwartete ich den Tod. Es war mir, als entflöhe mein Geiſt ſeiner elenden Hülle. Noch einmal dacht ich mir mein Weib und Kind in meinen Armen. Ein ſchwarzer Nebelflor umzog meine Augen. ‚Ich ſterbe unſchuldig! Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!' rief ich aus, und meine Sinne ſchwanden. Da hörte ich etwas durch die Luft ſauſen. Es war die Knute, die

Digitized by Google

schrecklichste aller Geißeln. Ohne meinen Körper zu berühren, gleiteten die schwirrenden Schläge leise und kaum berührend an dem Gürtel meiner Beinkleider hinunter. Vollzogen war nun das Urteil. Ich wurde losgebunden. Ich kleide mich selbst wieder an, ich fühle mich wieder Mensch unter Menschen. Indem ich aus dem Kreise treten will, frägt ein Offizier den Knutmeister: ‚Wo hast du die Uhr?' Dieser stutzt, zieht sie aus dem Busen und reicht sie ihm hin. ‚Da, nehmen Sie sie!' sagt der Offizier zu mir. ‚Er mag sie behalten', erwiderte ich, ‚ich nehme sie aus seiner Hand nicht wieder an'.

Alle meine Nerven waren bei der schrecklichen Szene gewaltig erschüttert, aber die Kraft meiner Natur trug viel. Der Gedanke, gerettet zu sein, der Gedanke goß neues Leben durch mein ganzes Wesen. Ich ward hinausgeführt, den schmählichen Tod eines Missetäters zu sterben: ich komme zurück und lebe, lebe wieder unter Menschen und wandle, wie sie, gesund und frei von körperlichen Schmerzen einher; aber ich fühle, was keiner von den Tausenden, die ich sah, fühlte; ich wußte, wie dem zu Mute ist, der am Hochgerichte begnadigt ist. Mir war wohl und wehe. Wohl, weil ich eine Behandlung erfahren hatte, wie sie gewiß kein Verurteilter von sich rühmen durfte, wehe, weil doch Besorgnisse in mir aufstiegen, ob das nicht vielleicht eine neue ausgesuchte Marter wäre, erst die glänzendsten Hoffnungen zu erregen und dann aufs Fürchterlichste zu strafen; — ob das nicht so zu den Maximen der geheimen Inquisition gehöre . . .

Daß die Knutenhiebe den Unglücklichen nicht treffen sollten, hatte Graf Pahlen angeordnet und damit sein Amt aufs Spiel gesetzt.

Am 12. Juni 1800 trat Seider den 7800 Werst weiten Weg an seinen Bestimmungsort an. Schon am vierten Tage seiner Regierung befreite Kaiser Alexander der Erste ihn und viele andere von ihrem harten Lose und gab ihnen Ehren und Rechte wieder. Seider wurde noch ausdrücklich hinterher für unschuldig erklärt: feierlich wurde er mit den Zeichen der Priesterwürde, Mantel und Kragen, bekleidet. Einige Jahre später machte ihn die Regierung zum Pastor in Gatschina und Pawlowsk bei Petersburg. Lebensmüde starb er im Jahre 1834.

Digitized by Google

Karl Ernſt von Baer in Rigaſchen Kriegslazaretten

Am 25. Juni 1812 hatte Napoleons große Armee den Niemen überſchritten. Zum linken Flügel, dem Korps des Marſchalls Macdonald, gehörte die preußiſche Hilfstruppe von 20000 Mann, die Yorck befehligte. Bei Schaulen kam es zum erſten Kampf. Kurland wurde von den franzöſiſchen Truppen beſetzt und ihm die Zahlung einer hohen Kontribution auferlegt. Am 19. Juli fand bei Eckau ein Gefecht ſtatt. Die Truppen, in der Hauptſache Preußen unter General von Grawert, rückten immer weiter vor und ſtanden bald bei Kirchholm und Keckau. Nun war Riga bedroht, obwohl eine ſtarke Feſtung und mit Lebensmitteln und Munition reich verſehen, doch ohne eine genügende Beſatzung. Schon ein paar Wochen vorher hatte der Kriegsgouverneur von Eſſen den Belagerungszuſtand verkündet. Die Zivilbehörden und viele Einwohner hatten die Stadt verlaſſen; die Archive waren geborgen worden. Da ergriff plötzlich eine Panik die Verteidiger, und voreilig erließ Eſſen den unheilvollen Befehl, die Vorſtädte niederzubrennen. Die Schreckensnacht vom 23. auf den 24. Juli traf namentlich die ärmere Bevölkerung, die ihre Habe nicht hatte bergen können, hart. In der Stadt lagen Verwundete und Kranke in unheimlicher Menge. Der Typhus herrſchte und raffte beſonders viele Männer im kräftigſten Alter weg. Es geſchah faſt nichts, der um ſich greifenden Epidemie Halt zu gebieten. Namentlich fehlte es an Ärzten. Da war es die mediziniſche Fakultät der zehn Jahre vorher zum Leben erblühten Univerſität Dorpat, die auf Bitte des Generals von Eſſen die Studierenden der Medizin aufforderte, die Behandlung der Kranken und Verwundeten mit zu übernehmen. Unter denen, die ſich hierzu bereit erklärten, war auch Karl Ernſt von Baer, der damals im fünften Studienſemeſter ſtand. Freilich konnten ſie nur wenig helfen, da ſie faſt alle

Digitized by Google

Riga um das Jahr 1812.

Digitized by Google

Digitized by Google

bald nach ihrer Ankunft selbst am Typhus erkrankten. Auch Baer lag schwer darnieder. Von dieser grauenvollen Zeit berichtet er in seiner schönen Selbstbiographie (St. Petersburg 1866) folgendes:

„Eine besondere Episode in meinem Leben bildete ein temporärer Abzug nach Riga.

Als Napoleon im Jahre 1812 in Rußland einfiel, und ein Armeekorps unter Macdonald, mehr aus Deutschen als aus Franzosen bestehend, nach der Überschwemmung von Kurland lange vor Riga lag, wütete in dem gegenüberstehenden russischen Armeekorps, besonders auch in der Stadt Riga, der Typhus sehr heftig. Eine Menge Ärzte starben in Riga, während die Lazarette überfüllt waren mit Verwundeten, mehr aber noch mit Typhuskranken, und immer noch neue in Scheunen und anderen großen Gebäuden, wo man sie finden konnte, eingerichtet werden mußten. Da wandte sich die Behörde an die Universität Dorpat mit der Anfrage, ob man nicht junge Ärzte oder ältere Studenten dahin senden könnte. In jugendlichem Eifer und patriotischer Gesinnung meldeten sich 25 junge Männer. Manche hofften auch wohl, recht viel sehen und lernen zu können. Ich glaubte nicht fehlen zu dürfen, obgleich meine klinischen Kurse erst angefangen hatten, und ich in bezug auf Befähigung zu guten Beobachtungen wohl Zweifel hegen mußte. Allein es hieß, man muß etwas für das Vaterland tun, und Besorgnisse wegen des Typhus hatte wohl keiner. Aber die Seuche packte uns wie frisches Futter. Von 25 blieb nur einer verschont, der einen großen Furunkel bekommen hatte, der ihm als Ableitung gedient haben mochte. Die übrigen 24 waren sämtlich in wenigen Wochen erkrankt, aber nur einer büßte mit dem Tode, und 23 genasen wieder teils wohl wegen der jugendlichen Kräfte, teils — man verzeihe mir die Skepsis — vielleicht wegen mangelnder Behandlung. Es war gar nicht daran zu denken, daß einzelne Personen, besonders hergereiste Studenten, von erfahrenen Ärzten behandelt würden. Es ist aber auch unglaublich, welche Gleichgültigkeit einreißt, wenn man neben einem Kriegsschauplatz in einer Stadt wohnt, wo man auf der Straße täglich Kanonendonner hört, und der Tod in der Stadt ungehindert seine Ernte hält.

Was mich anbelangt, so wurde ich in der abgebrannten Vorstadt in ein kleines Haus, das vom Brande verschont war, mit einem Kameraden Glaser*) einquartiert. Dieser wurde früher vom Typhus

*) Gestorben 1824 als Arzt in Fellin.

Digitized by Google

ergriffen. Ziemlich gleichgültig sah ich ihn sich hinlegen, wohl wissend, daß an mich auch die Reihe kommen müsse. Wenige Tage darauf fühlte ich im Hospital den Kopf sehr benommen und konnte nicht zweifeln, daß ich nun ergriffen sei. Zu Hause angekommen schrieb, ich nur mit Mühe einen Brief an meine Eltern. Um diesen zustande zu bringen, glaubte ich vorher noch ein Glas Wein trinken zu müssen. Allein ich fühlte sogleich, daß die Benommenheit davon noch rascher zunahm. Damit war meine Ansicht über die zweckmäßige Behandlung des Typhus entschieden. Kurz vorher hatten die Professoren Parrot und Burdach eine scharfe Polemik über den Gebrauch des Essigs gegen den Typhus geführt, und wir hatten diese Streitfrage auch besprochen. Ich entschied mich nun für den Essig und ließ mir eine Flasche davon und Wasser vor das Bett stellen, in welches ich mich dann ebenso gleichgültig hinlegte, als ich meinen Kameraden sich legen gesehen hatte. In den ersten Tagen hatte ich noch so viel Bewußtsein, daß ich von Zeit zu Zeit etwas Essig zu mir nahm und es gewahr wurde, daß an jedem Morgen die Tochter des Hausbesitzers, der auf der anderen Seite der Hausflur wohnte, die Türe ein wenig aufmachte, wahrscheinlich um nachzusehen, ob wir noch nicht beerdigungsfähig wären. Auf unserer Seite lebte noch ein alter Soldat, der zu unserer Bedienung gegeben war, jetzt aber seine Muße damit feierte, daß er den ganzen Tag über im Rausche lag. Bald schwand das Bewußtsein vollständig, und ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe. Ich wurde aus meinem Sopor zuerst aufgeweckt durch meinen Kameraden, der früher in Genesung übergehend vor mein Bett getreten war und mir lachend zurief: ‚Du bist ja ganz mit Petechien bedeckt'. Diese Nachricht war mir auch höchst gleichgültig, und ich verfiel wieder in Bewußtlosigkeit. Nach einigen Tagen stellte sich denn auch bei mir Genesung ein. Obgleich die Kräfte nur sehr langsam wiederkamen, so war doch das erquickende Gefühl des Wohlbefindens sehr bald da. Aber erst nach längerer Zeit konnte ich wieder in das Lazarett gehen. Ungefähr so war es auch den anderen Studierenden ergangen. Sie hatten alle mit oder ohne ihren Willen die exspektative Methode durchgemacht.

Ich kann nicht sagen, daß ich viel von der Medizin gelernt hätte; desto mehr habe ich vom Grauenvollen des Krieges auch außerhalb des Schlachtfeldes gesehen, und wie ein Menschenleben ebenso gleichgültig behandelt wird, wie wir eine Ameise zertreten, die auf unserem

Digitized by Google

Wege kriecht. Nach meiner Ankunft wurde ich gleich nach der Meldung in ein Lazarett versetzt, das soeben erst in einer Scheune eingerichtet wurde. Als ich eintrat, war die Scheune erst zur Hälfte mit Kranken gefüllt, aber man trug immerfort neue Kranke hinein, und als ich sie nach einigen Stunden verließ, war sie schon größtenteils ausgefüllt; am andern Morgen war schon kein Platz mehr. Es waren dreihundert Menschen darin. Nun erst fing man an, die Öfen anzulegen; es ging rasch genug damit, denn sie waren in zwei Tagen schon fertig, und am dritten konnte schon geheizt werden. Drei Tage lang aber lagen die Kranken in einem ungeheizten Raume. Es war aber schon scharfer Frost eingetreten. Täglich trug man eine Anzahl Tote heraus. Wer hatte Zeit nachzusehen, ob sie erfroren oder an einer Krankheit gestorben waren — und was hätte es geholfen? Zuerst fand ich einen Oberarzt vor, der mir wahrscheinlich Anleitung geben sollte. Er hatte nur wenige Magistralformeln, auf die er sich beschränkte, weil nur wenige Medikamente in der Hospitalapotheke vorrätig waren. Bevor ich mich in diese mir ganz neue Einrichtung finden konnte, war der Oberarzt nach zwei Tagen schon versetzt, weil wieder ein neues Lazarett eingerichtet wurde. Ich hatte nun allein die eine Hälfte des Hospitals, 150 Kranke, zu versorgen. Die andere Hälfte besorgte ein Dr. Levy, den ich schon in Dorpat als ältern Studenten kennen gelernt hatte und zuweilen befragen konnte, aber freilich auch nur in Eile, da wir beide Mühe hatten, die lange Reihe der Kranken durchzugehen. Wenn man auch nur fünf Minuten durchschnittlich auf einen Kranken verwenden mochte, so brauchten 150 Kranke 750 Minuten oder 12½ Stunden. Dazu kam, daß ziemlich viele Gefangene ins Hospital kamen, vorzüglich Preußen und Bayern, welche froh waren, zu hören, daß der Arzt deutsch sprechen konnte, um ihm allerlei Wünsche vorzutragen, welche nicht anzuhören mehr als grausam gewesen wäre, denn ihre Wünsche aussprechen zu können und soviel als möglich befriedigt zu sehen, war ihnen ja ein größeres Labsal als jede Medizin. Auch währten die Visiten vom frühen Morgen bis zur völligen Dunkelheit und gewährten in den Novembertagen doch nur drei Minuten durchschnittlich für jeden Kranken. Ich wundere mich, daß ich es unter diesen Verhältnissen doch über vierzehn Tage aushielt, bevor ich krank befiel.

Während wir bewußtlos lagen, hatte sich die Nachricht verbreitet, daß Napoleons Heer nicht nur im vollen Rückzuge, sondern in voll-

Digitized by Google

ständiger Auflösung sei. Das Macdonaldsche Korps mußte nun auch sich zurückziehen, und als wir aus unsern verschiedenen Löchern hervorkrochen, fanden wir die Szene ganz verändert. Kein Kanonendonner war mehr zu hören, alles atmete wieder auf. Die Hospitäler fingen an sich zu entleeren, auch waren wieder mehr Ärzte da. Wir waren froh, daß wir nicht mehr notwendig waren, und kehrten in der ersten Hälfte des Januars nach Dorpat zurück. Ob wir dem Staate vielen Nutzen gebracht haben, ist mir sehr zweifelhaft."

Wir schließen hieran einige Stellen aus Baers Briefen jener Zeit (Baltische Monatsschrift, Band 25):

Riga, 7. Oktober 1812.

„Heute um 4 Uhr langten wir in unserm Riga gesund und wohlbehalten an. Dann haben wir uns beim Generalgouverneur, dem Kommandanten usw. gemeldet, Meinshausen, den Inspektor aller Spitäler, aufgesucht und unser zukünftiges Schicksal ungefähr erfahren, und obgleich ich in zwei Nächten kein Auge zugetan habe, ist es mir doch unmöglich, mich schlafen zu legen, ohne noch heute einige Worte Dir, meinem Freund, geschrieben zu haben. Erwarte keine Reisebeschreibung, die Du vielleicht noch in einem abgesonderten Heftchen erhalten wirst. Sehr verschieden von diesen Kleinigkeiten sind die Gefühle, die mich beim Gedanken einer langen, ja ich kann und muß leider sagen — einer ewigen Trennung — bewegen. Denn führt uns auch das Schicksal noch einmal zusammen, kettet uns auch vielleicht mit engen Banden, so sind wir doch dieselben nicht mehr. Wenn auch der heilige Geist der Freundschaft nie aus unserm Herzen weicht, so sind wir doch im späten Alter nicht mehr, was wir als Jünglinge in Reval und Dorpat waren. O! ich blicke mit Rührung zurück auf die goldene Vergangenheit, auf die Linden vor der Domkirche, auf Katharinentals glückliches Paradies, auf unsere botanischen Züge in der umliegenden Gegend von Reval und Dorpat. Vor meinem Geiste liegen aufgeschlagen da: Livius, Anakreon, Tacitus, Terenz, Homer und Juvenal. Ich möchte Dir danken aus der innersten Tiefe meiner Seele für das, was Du mir gewesen, für das, was ich durch Dich genossen habe. Ich möchte Dich an mein Herz drücken und nicht mehr von mir lassen. Wahrlich, die schönsten Stunden meines Lebens habe ich mit Dir und durch Dich genossen . . ."

Digitized by Google

Riga, in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1812.

„Ermüdet vom angestrengten Marsch und vom langen vergeblichen Warten, zusammengerüttelt vom unbequemen Postwagen, unzufrieden mit den Hauderern, fuhr ich in Rigas Tore ein, zweifelhaft, ob ich viel oder zu wenig zu hoffen hätte. Am Tor, wo unser Quartiermeister versprochen hatte, seine Wohnung uns anzeigen zu lassen, wußte kein Teufel was von Glaser, sondern man bedeutete uns, wir sollten gerade vor das Rathaus fahren und im Quartierkollegio wegen unseres Unterkommens uns erkundigen. Wir tun es und erhalten die Weisung, in der ‚Stadt London', dem nächsten Gasthof, auf Rechnung der Krone uns einzuquartieren. In wenigen Minuten war die Insularwelt unserer Kisten und Koffer und Säckchen und Päckchen im dritten Stockwerk der ‚Stadt London' und wir mit ihnen. Die Uhr war halb vier. Jetzt sollten wir zum Generalgouverneur gehen und wie natürlich in voller Uniform. Aber leider waren wir fünf an der Zahl und hatten nur vier Uniformen, drei Hüte und Degen und zwei Paar weiße Hosen, von denen ein Paar ganz beschmiert war. Da war nun guter Rat teuer, wie es anzufangen sei, in zwei Paar Hosen zehn Beine zu stecken, und fünf Köpfe, wenn wir anders jeder einen hatten, wollten auch nicht unter drei Hüte passen. Ich weiß nicht, welcher Nestor in dieser Verlegenheit den weisen Rat gab, da wir außer den weißen drei Paar andere und zwar dunkle Hosen hatten, so sollten drei erst diese mit den drei besten Uniformen usw. anziehen und sich melden, dann eiligst nach Hause kommen, ihre Häute abstreifen; die beiden letzten sollten dann schnell hineinschlüpfen und in derselben Rüstung sich produzieren. Ein lautes Bravo krönte den Erfinder der Maskerade, und wir armen Schwaben freuten uns recht schrecklich darauf, dem Generalgouverneur eine Nase zu drehen und ihm weiß zu machen, wir hätten jeder einen blauen Balg. Daß unsere Toilette nun ziemlich viel Zeit kostete, kannst Du Dir leicht denken. Als wir nun endlich gerüstet dastanden, betrachteten wir uns mit wohlgefälligem Selbstvertrauen, wie ein junger Doktor, der soeben vom Katheder siegreich herabtritt und das Diplom freudig betrachtet, sich wundernd, wie er mit einemmal so klug geworden. Indem wir zum Schloß gingen, hob sich unsere Brust immer mehr von edlem Stolz — wir waren ja die Helden, die Ruhe und Bequemlichkeiten, die Musen und Freunde zurückließen, die Leben und Gesundheit aufs Spiel setzten, um den Verteidigern des Vaterlandes beizustehen — wir, diese wichtigen Staatsbürger, gingen jetzt zu einem

Digitized by Google

andern nicht minder mächtigen. Aber wie wurden wir Übermütigen gedemütigt! Der Generalgouverneur, der zu Hause war und wahrscheinlich im Nebenzimmer Boston spielte, gab sich nicht einmal die Mühe, herauszukommen. Sein Adjutant, der französisch sprach, nahm unsere Briefe ab und verwies uns übrigens an den Kommandanten. Bei dem wird es uns gewiß besser gehn, tröſteten wir uns, und marschierten auf die Zitadelle, in der er wohnt, zu. Aber du lieber Gott, hier ward unser Elend erst recht groß. Der Kot lag eine halbe Elle hoch, und es war uns kein Ausweg offen; wir mußten gerade durch. Wie Aeneas in Trojanerblut bis überm Knöchel watete, so floß uns Armen eine Jauche aus Straßenkot und aller Arten von Exkrementen ausgeschieden — über die Füße. Nicht so trocken wie Moses durchs Rote Meer ging, konnten wir Rigas Zitadelle durchkreuzen und langten ganz besudelt auf der Kommandantentreppe an, wo wir erst ein Konsilium hielten, ob wir in diesem Zustande uns vor einem so großen Herrn zeigen dürften. Du siehst, unser Stolz war schon sehr gedemütigt. Der Gedanke, daß unsere Bratspieße noch andere Burschen heute zieren sollten, hieß uns eilen. Daß uns Se. Exzellenz der Kommandant 5/6 Minuten in seinem Schlafzimmer behielt, weil er krank war, will ich Dir lieber gar nicht erzählen, denn Du weißt solche Ehre gar nicht zu schätzen."

Riga, 21. November 1812.

„My Dear!

Nach einem fast vierwöchentlichen (24 Tage sind es, seit ich mich hinlegte) schmerzhaften und schweren Krankenlager bin ich endlich soweit, daß ich wieder die Feder etwas regieren kann, um Euch, meinen Freunden, mich mitteilen zu können! In einer fremden Stadt, ohne Freunde, getrennt von allen Bekannten, lag ich in einer engen, unbequemen Wohnung den ganzen Tag allein! ohne Mittel mir zu helfen, ohne Arzt, ja fast ohne einen Menschen zu sehen. Vierzehn lange Tage habe ich zugebracht, in denen ich fast niemand gesehen habe, als Glaser, meinen Hausburschen (er wohnt neben mir). Und auch diesen sah ich oft nur einen Augenblick vor seinem Ausgehen, am Morgen um 8 und am Abend um 8 oder 9 einige Minuten oder ein halbes Stündchen. Aber wozu soll ich Dich in meine düstere Krankenstube führen? Es ist jetzt Gott sei Dank besser mit mir, und da wollen wir lieber die trüben Stunden vergessen, da sie einmal überstanden sind! Das bleibt aber

Digitized by Google

ewig wahr und unumstößlich, daß keine Unannehmlichkeit, kein Unglück so groß ist, daß nicht etwas Gutes damit verknüpft wäre. So kann man, wenn man an einer schweren Krankheit darniederliegt, recht deutlich den Vorteil gesellschaftlicher Verbindung einsehen und tief den Wert der Familienbande empfinden. Seit ich das Haus meiner Eltern verlassen, habe ich mich nie so sehr in dasselbe zurückgesehnt, als in meiner Krankheit, wo ich von allen mich umgebenden Menschen verlassen und gleichsam als überflüssig, als unnötig betrachtet war! Aber Hygiea lächelt mir wieder und gießt ein schöneres Leben über meine Umgebungen aus; drum weg mit der Klage! Ein wahres Labsal und gewiß eine beträchtliche Mitwirkung zur schnellen Genesung ist es mir gewesen, den Friedrich Parrot*) öfters hier zu sehen. Ich bin ihm so sehr gut, und jeder, der seinen geraden braven Biedersinn genauer kennt, muß so gegen ihn gesinnt sein. Es ist aber auch jetzt in Riga, als ob die Pest in den Lazaretten herrscht. Alles, was die Hospitalluft noch nicht so gewöhnt ist, wie die Stabschirurgen, befällt über kurz oder lang."

Am Abend [des 21. November 1812].

„. . . Weißt Du, wen ich in meiner Krankheit öfters besucht habe? Den wackern Pfarrer von Wakefield. Es sah freilich später nicht mehr so heiter in seiner ländlichen Wohnung aus, als damals, da wir ihn zusammen mit dem braven Burchell öfters heimsuchten, denn der arme Mann hat auch manches Herzleid erfahren, aber eben darum hat er mir manchmal wahren Trost in meiner Verlassenheit zugesprochen. Besonders hat der Umgang und die Nähe seiner liebenswürdigen Sophy mich recht oft erquickt. Ich denke, Du suchst unsere alten Freunde auch auf, damit wir, wenn uns das Schicksal wieder zusammenführt, über ihn und seine Schicksale, über die sich manches vernünftige Wort sagen läßt, weiter besprechen können.

Du siehst, ich habe wieder ein neues Blatt genommen und kann immer noch nicht enden, vor Dir mein Herz auszuschütten, obgleich das Schreiben, besonders bei Licht, mir noch sehr schwer wird. Aber mir ist, als wenn ich nach einem langen und tiefen Schlafe erwacht wäre und nun wieder unter Euch, lang vermißt, träte und Euch erzählte, was ich geträumt habe. Dabei ist mir so feierlich und wehmütig ums Herz, wie ungefähr einem jungen Prediger, der zum erstenmal

*) Später Professor der Physik in Dorpat, Ersteiger des Ararat.

Digitized by Google

auf ſeiner neuen Pfarre gepredigt hat und noch voll iſt von gefaßten ſchönen Vorſätzen und großen Plänen. Jetzt möchte ich Flügel haben, um unter Euch fliegen zu können. Ich glaube, wenn ich drei Tage unter Euch in Dorpat zubringen könnte, ich würde völlig hergeſtellt ſein. If J could clap Thee in my arms, the sickness would run few away from me. Weißt Du, wenn wir wieder zuſammen kommen, ſo müſſen wir noch manches Stück aus dem Horaz zuſammen leſen. Der Menſch iſt mir in meiner Krankheit außerordentlich lieb geworden, und ich habe mir feſt vorgenommen, nicht nur auf allen meinen Zügen ihn mitzunehmen, ſondern, wenn ich mich erſt zur langen Ruhe hinlege, mir einen Horaz als Kopfkiſſen unterſchieben zu laſſen . . ."

Digitized by Google

Drei altlivländische Kriminalgeschichten

Keiner von meinen baltischen Landsleuten, mit denen mich das Leben zusammengeführt hat, konnte so gut und so fesselnd plaudern, wie der Kurländer Pantenius und der Livländer Julius Eckardt. In Leipzig haben sie sich einmal vom Nachmittag bis zum dämmernden Morgen sechzehn Stunden lang alte Anekdoten erzählt, der eine aus seiner kurischen Heimat, der andere aus Wolmar, Dorpat, Riga. Und so anmutig sie plauderten, so reizvoll war, was sie in Büchern und Feuilletons schrieben. Was wir Livländer in unserer Kindheit von der Vergangenheit unseres Heimatlandes erfuhren, ging zu allermeist auf Julius Eckardts „Baltische und russische Kulturstudien" und „Baltische Provinzen Rußlands" zurück, die immer und immer wieder gelesen wurden und doch niemals ihren Zauber verloren. Obwohl er kein Historiker war, und es nicht schwer ist, ihm Fehler im einzelnen nachzuweisen: durch alle seine Bücher geht doch ein tiefer geschichtlicher Sinn; verzeichnet ist keins der unzähligen Bilder altlivländischen Lebens, zu dem jenseit der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nach Vorgängen, die unsere Väter nicht mehr verstehen konnten, weil sie oft mit den glücklichern Zeiten einer versunkenen Welt ganz und gar nicht in Einklang standen, der Schlüssel verloren gegangen war.

Kaum dreißig Jahre hat Eckardt in Livland verlebt, nach fleißigen Studentenjahren in Dorpat als Konsistorialsekretär in Riga und als Redakteur der „Rigaschen Zeitung", dann folgte er dem Rufe Gustav Freytags nach Leipzig an die grünen Hefte der „Grenzboten", wurde Senatssekretär in Hamburg und trat in deutsche Reichsdienste. Wohin diese ihn auch führten: selbst in der Wüste Afrikas beherrschten die schmerzlichen Nachrichten aus der livländischen Heimat alle Gedanken, und war die alte Zeit auch lang verweht, und die Menschen, die sie ihm erinnerungsreich machten, lebensmüde oder tot, immer wieder suchte

Digitized by Google

er das Paradies der Kindheit und Jugend auf, mochte es ihn auch anders anblicken, als damals, da ihm hinter der Kirche von Wolmar der Eingang zu Aladins Wundergrotte lag.

Noch denke ich der Stunden, da ich ihm wenige Monate vor seinem Ende in der Prellerstraße in Weimar gegenübersaß. Livland und nur Livland stand im Vordergrunde seiner Plaudereien; obwohl körperlich gebrochen und mit Mühe nach Atem ringend, war er geistig so lebendig wie je in seinen besten Tagen. Als ich von ihm schied, wußte ich, daß ich dieses alten Livländers charaktervolle Sprache nicht mehr hören würde.

Als Eckardt die „Erzählungen seines Großvaters", dessen Namen er übrigens verschwieg — es ist der Hofgerichtssekretär August Wilhelm v. Lenz, ein Neffe von Goethes Jugendfreund — niederschrieb, ist ihm zumute gewesen, „als löse die ihn umgebende Welt sich in einen Traum auf — die längst zum Traum gewordene Wirklichkeit von damals aber sei leibhaftig erstanden, die längst verklungene liebe Stimme des alten Herrn mit den großen blauen Augen berühre wieder das Ohr des Hörers, um begleitet von dem Taktschlag der alten Uhr aus der Werkstatt John Milnes von Montrose von den alten Zeiten zu erzählen, wo die Welt noch gewöhnlich war, und wo dasselbe Gesetz, das das Leben des Ahnherrn geregelt, unverändert für den Enkel galt." Aus diesen Erzählungen (Leipzig, Duncker & Humblot 1883) folgen hier die Abschnitte von den drei altlivländischen Kriminalgeschichten:

„Heute so gut wie vergessen, spielten in der liv- und estländischen Landestradition der vierziger Jahre neben zahlreichen mehr als fragwürdigen Schauergeschichten aus der Zeit der Leibeigenschaft zwei um die Wende des Jahrhunderts verhandelte große Kriminalprozesse eine erhebliche Rolle. An dem Teetisch meines Großvaters habe ich derselben zuerst Erwähnung tun hören, — ausführlichere, wenn auch nicht ganz zuverlässige Kunde von dem falschen Leuchtturm von Hohenholm auf Dagö und von der geheimnisvollen Stahlfabrik bei Reval erst viele Jahre später aus Petris ‚Neuestem Gemälde von Lief- und Estland' (Leipzig 1809) erhalten.

Das Petrische Buch gehört einem heute abgestorbenen, aber seinerzeit nicht unwichtig gewesenen Zweige unserer heimischen Literatur an: der Anklage- und Entrüstungsliteratur, welche den Jammer der Agrarzustände Liv- und Estlands zum Gegenstande hatten, und zu deren Hauptvertretern Eisen v. Schwarzenberg, Jannau und Merkel gehörten.

Digitized by Google

In ihre Fußtapfen traten der um einige Jahre jüngere, ebenso fruchtbare wie parteiische und unkritische Johann Christoph Petri (welcher von 1788—1800 Hauslehrer in Estland war) und in gewissem Sinne auch Christian Karl Ludwig Klee, Verfasser der lesenswerten und im Grunde harmlosen ‚Pilgerschaft durch Land und Leben' und gleichfalls Hauslehrer und agrarischer Projektenmacher in Estland. Petri hat die Dagöer Leuchtturmsgeschichte zweimal verarbeitet, in dem erwähnten Gemälde und in den 1807 erschienenen ‚Merkwürdigen Memoiren des Grafen tt-st-g, eines der Jetztwelt größten und merkwürdigen Verbrechers', einer Art Roman, die nach Form und Inhalt zu dem Geistlosesten und Erbärmlichsten gehört, das mir jemals zu Gesichte gekommen ist. Zu der Isolierung, in welche unser noch vor hundert Jahren mit Deutschland vielfach verbunden gewesenes Vaterland geraten ist, haben diese Schriften nicht unerheblich beigetragen, weil sie die baltischen Zustände ausschließlich nach ihren Schattenseiten beurteilten und eine große Zahl falscher, mindestens schiefer Urteile in Umlauf setzten und denselben Ton anschlugen, der sechzig Jahre später von den Verfassern der ‚gelben' und der ‚roten' Broschüre (wahrscheinlich sind auch diese einst vielgenannten Bücher inzwischen in Vergessenheit geraten) beliebt wurde. In bezug auf Zuverlässigkeit, Solidität und Vollständigkeit der sachlichen Information steht diese schon wegen ihrer halb sentimentalen, halb philisterhaft-rationalistischen Darstellungs- und Auffassungsweise schwer genießbare Literatur tief unter derjenigen der Hupel-Gadebuschschen Periode, — ein Umstand, der zu ihrer Kurzlebigkeit und Vergessenheit erheblich beigetragen haben mag.

Der Hauptinhalt der Dagöer Geschichte ist wohl noch heute bekannt. Wer hätte nicht wenigstens gelegentlich von dem historisch gewordenen, schließlich sogar in eine Nieritzsche Kindererzählung verarbeiteten falschen Leuchtturm gehört, den ein verbrecherischer Gutsherr hatte errichten lassen, um die vorüberfahrenden Schiffe zum Scheitern zu bringen und sodann an denselben ‚Strandrecht' zu üben? So mächtig und gefürchtet war dieser insulare Feudalherr gewesen, daß man ihn, um seiner überhaupt habhaft zu werden, mit List nach Hapsal gelockt und erst dort in Verhaft zu nehmen gewagt hatte. Sehr viel mehr als diese Allgemeinheiten weiß auch Petri, trotz der vielen Worte, die er über die Sache macht, nicht zu berichten. Wir erfahren von ihm nur noch, daß der Prozeß während der ersten Regierungsjahre Kaiser Alexanders I. beim Revalschen Oberlandgerichte zum Austrag

Digitized by Google

kam, daß der Gutsherr von Hohenholm der Erschießung eines Schiffers, der Ermordung seines eigenen Sohnes und zahlreicher andrer Verbrechen angeschuldigt wurde, daß er (als vollendeter Heuchler) zu Dagö hatte eine steinerne Kirche bauen und durch den Probst Glanström im Jahre 1802 feierlich einweihen lassen, und daß der Richterspruch ihn des Adels verlustig sprach und auf Lebenszeit in die Quecksilber- und Bleiwerke von Nertschinsk verbannte, wo er sein Leben beschlossen hat. Unbegreiflicherweise lassen die ‚Merkwürdigen Memoiren' den Verurteilten seine Unschuld behaupten und die ganze Sache einem geheimnisvollen Zweige des Freimaurerordens aufbürden, dem er während einer Reise nach Italien beigetreten sein will. Daß diese letzteren Angaben bloße Erfindungen und zwar Erfindungen der abgeschmacktesten Art sind, lehrt jeder Blick in das abgeschmackte Buch, das diesen merkwürdigen, der eingehendsten geschichtlichen Darstellung würdigen Stoff zu einer bloßen Farce verzerrt hat.

Minder grausenhaft, aber ebenso merkwürdig ist die andere Geschichte. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (Petri nennt das Jahr 1794) hatte sich ein nach Estland eingewanderter Abenteurer Baron G. die Erlaubnis erworben, auf einem in der Nähe Revals (nach einer andern Version in der Umgegend Narvas) belegenen Gute eine Fabrik anlegen zu dürfen, in welcher Eisen in englischen Stahl verwandelt werden sollte. Der Unternehmer behauptete, das Geheimnis dieser Fabrikation für einen ungeheuren Preis gekauft zu haben, und hatte sich unter Berufung auf diesen Umstand die Erlaubnis erwirkt, sämtliche in seiner Anstalt beschäftigte Handwerker und Arbeiter auf ewiges Stillschweigen über die Art des Betriebes vereidigen zu lassen. Das Geschäft schien glänzend zu gehen, und der liebenswürdige, auf großem Fuße lebende Herr von G. war bei sämtlichen Nachbarn gern gesehen. Gegenstand der Verwunderung war und blieb aber, daß dieser wunderliche Fabrikant sich bei der Übernahme von Bestellungen außerordentlich schwierig erwies, und daß er dieselben unter Berufung auf große und dringende Lieferungen nach Petersburg in der Mehrzahl der Fälle ablehnte oder unausgeführt ließ. Nachdem die Sache längere Zeit gespielt hatte, wurde der Regierung verraten, daß in der G.schen Fabrik nicht sowohl Stahl als falsches Papiergeld und zwar in ungeheuren Quantitäten verfertigt worden sei. Die angestellte Untersuchung erwies, daß Herr von G. an der Spitze einer großen, über Mitau nach Polen und Litauen verzweigten und bis nach Wien reichenden

Digitized by Google

Fälscherbande stand, die ihr Geschäft in großartigem Maßstabe mit kaufmännischer Präzision betrieben und hunderte von Menschen Jahre lang regelmäßig beschäftigt hatte. Als G.s Hauptgenosse wird ein Dr. Allee bezeichnet, der die Umwechselung der Noten in Metallgeld besorgte und in Mitau ergriffen wurde, als er eben tausend Rubel in Gold umsetzen wollte. Nach mehrjähriger, für zahlreiche hochgestellte Personen höchst kompromittierender Untersuchung wurden Herr von G. und seine Helfershelfer unter Verlust aller Standesrechte als Züchtlinge in die Bergwerke versendet, — dann aber wuchs Gras über die Sache, die ihrer Zeit das größte Aufsehen erregt und nicht nur in unserem Lande, sondern im gesamten östlichen Europa das allgemeine Gespräch gebildet hatte. Um den Verbleib von G.s zahlreicher Familie hat sich niemand gekümmert.

Etwa dreißig Jahre nach Beendigung dieses Prozesses reiste ein Verwandter von mir mit unserem alten Nachbarn, dem Kirchenvorsteher S., auf gemeinschaftliche Kosten nach Pernau. Auf einer in der Nähe dieser Stadt belegenen Station wurde abends der Tee eingenommen, als ein gleichfalls auf der Durchreise begriffener älterer Mann, der während der Abendmahlzeit am Fenster der Passagierstube gestanden, plötzlich auf den alten S. zutrat und ihn als seinen Jugendfreund den Baron G. freudig begrüßte. S.s Behauptung, daß er weder ein Bekannter des Reisenden noch ein Baron, sondern der bürgerliche Kirchenvorsteher S. aus -hof sei, half nichts, und schließlich traten die beiden alten Herren in ein Nebenzimmer, wo ein kurzes, von niemand gehörtes Gespräch zwischen ihnen stattfand. Auf der Weiterreise teilte Herr S. meinem Verwandten mit, daß er in der Tat eigentlich ein Baron G. sei, diesen Namen indessen mit Erlaubnis der Regierung abgelegt habe, weil derselbe ‚entehrt' worden sei. Mein Verwandter, dem die Narwasche Fälschergeschichte niemals bekannt geworden war, fragte natürlich nicht weiter, sondern versprach Stillschweigen bis zum Tode S.s. Als dieser und seine Brüder verstorben waren, tat er der Sache gelegentlich einmal Erwähnung.

Diese merkwürdige Begegnung hatte während meiner Kindheit, gegen das Ende der dreißiger oder zu Anfang der vierziger Jahre, stattgefunden. Etwa ein Vierteljahrhundert später, im Jahre 1864, lernte ich auf einer Eisenbahnfahrt zwischen Petersburg und Dünaburg zufällig einen höchst liebenswürdigen jungen Polen kennen, mit dem ich während des vielstündigen, unter vier Augen verbrachten Aufenthalts

Digitized by Google

im Kupee so genau bekannt wurde, daß er mir seinen Namen und seine Lebensgeschichte berichtete. Er hieß S. und war der Sohn eines 1830 nach Polen gekommenen russischen Offiziers, der daselbst geheiratet hatte und jung verstorben war. Sein Sohn, mein neuer Bekannter, wollte die Tochter eines Nachbarn heiraten, — dieser Nachbar aber hatte an dem Namen des jungen Mannes Anstoß genommen und demselben aus diesem Grunde Schwierigkeiten gemacht. Nun wußte die Mutter meines neuen Bekannten, ihr verstorbener Mann habe ihr in einer vertrauten Stunde erzählt, er und seine beiden in Livland und Petersburg lebenden Brüder seien eigentlich Barone, hätten ihren wahren Namen aber abgelegt. Um diesen Namen zu erfahren und wenn möglich wieder anzunehmen, war der junge Mann nach Petersburg gereist, indessen unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt, da man ihm gesagt hatte, beide Brüder seines Vaters seien gestorben. Wer beschreibt das Erstaunen meines Interlokutors, als ich fragte, ob der eine Onkel nicht in -hof gelebt habe, und dann hinzufügte, solchen Falls würde ich das Rätsel lösen können! Von mir, dem völlig Unbekannten, erfuhr der Pole die Bestätigung der unklaren Mitteilungen seiner Mutter und einige Wochen später, als ich mich zu Hause orientiert und meinen Verwandten gesprochen hatte, den wahren Namen seiner Familie!

Den vorliegenden Abschnitt aus der Geschichte meiner Jugenderinnerungen kann ich nicht beschließen, ohne einer dritten Kriminalgeschichte Erwähnung zu tun, die mir nach Ort, Zeit und speziellen Verhältnissen ungleich näher lag, als die beiden einer halb fabelhaft gewordenen Zeit angehörigen Vorgänge, von denen eben die Rede war. Diese Geschichte hatte sich kaum zehn Jahre vor meiner Geburt unweit meines Geburtsortes und unter Umständen zugetragen, von denen ich mir — weil sie ziemlich lange fortdauerten — eine deutliche Vorstellung machen konnte. An dem Schauplatz des Verbrechens habe ich als Knabe oft Tage lang verweilt und von den Personen, die durch dasselbe betroffen worden waren, mehrere genau gekannt. Mein Großvater hatte bei der Untersuchung mitgewirkt, und Berichte, die sich auf die Sache bezogen, sind in meiner Gegenwart so häufig erstattet worden, daß ich mich auf viele Einzelheiten noch lebhaft besinnen kann. Zum Überfluß ist mir dieser Tage der zweite Band der Wolfeldtschen ‚Mitteilungen‘ in die Hände gefallen, der eine aktenmäßige Darstellung dieses Meuchelmordes enthält.

Abseit der Heerstraße, rings von Wäldern umgeben, lag gegen

Digitized by Google

Ende der zwanziger Jahre ein livländiſches Landgut, wie es deren heute wohl nur noch wenige gibt. Das Herrenhaus beſtand aus einem niedrigen, langgeſtreckten und (wenn ich nicht irre) mit Schindeln bedeckten, hölzernen, ſeitdem längſt von der Erde verſchwundenen Gebäude, an welches ſich ein großer, zur Hälfte mit Gemüſe und Küchenkräutern bepflanzter Garten lehnte. Zum Hofe gehörten nur die landesübliche, vielleicht noch jetzt vorhandene Herberge, ein paar Wirtſchaftsgebäude und ein großes Hundehaus, aus welchem das für ein Jägerohr melodiſch, für andere Ohren ziemlich ungefällig klingende Geheul der wackern Rüden früh und ſpät erſcholl. Der Wald — kein modernes Luſtwäldchen, ſondern der echte, düſtere altlivländiſche Föhrenwald — ragte bis in den Hof hinein, und wenn ſeine Bewohner ſich einmal bis in die nächſte Nähe menſchlicher Wohnungen verirrten, ſo nahm das die Inſaſſen ebenſowenig Wunder, als wenn ein Schuß fiel. Jagd war von alters her die Deviſe dieſer Inſaſſen geweſen, die die männlichſte und naturfriſcheſte aller Vergnügungen mit der Freude, Sicherheit und Unermüdlichkeit wahrhafter Künſtler betrieben und als Schützen, Parforcejäger und Reiter und Kenner des Waldes weit und breit ihresgleichen ſuchten. Kein Ton war ihnen ſo lieb und vertraut, wie derjenige des Jagdhorns, keine Art der Geſelligkeit ſo geläufig, wie die waidmänniſche. Keine anderen Vergleichungen lagen ihnen ſo nahe, wie diejenigen mit den Leiden und Freuden des edlen Handwerks, das nach Goethes klaſſiſchem Ausſpruch ‚ja immer ein kleiner Krieg bleibt‘. Länger als zwanzig Jahre iſt es nicht her, daß der liebe verſtorbene Herr dieſes Wald- und Jagdgutes mir, als er mich in einem Rigaer Kaffeehauſe im Kreiſe von Freunden traf, die Frage vorlegte: ‚Hier habt Ihr wohl Euren Wechſel?‘ (die Stelle an der die Wildſpuren ſich kreuzen). Wie oft habe ich an dem Fenſter des ‚großen Zimmers‘ geſtanden und in die melancholiſche Landſchaft hinausgeſehen, deren Vorder- und Hintergrund Wald und immer Wald bildete, — derſelbe Wald, in deſſen Mitte ſich der unvergleichliche Waldſchnepfenſtand befand, der im Frühjahr allabendlich ‚vor dem Tee‘ aufgeſucht und ſelten ohne gute Beute verlaſſen wurde — derſelbe Wald, in welchem ich ſpäter meine erſten Reiterkünſte verſuchte (ich ſtürzte an einem Nachmittag zweimal vom Pferde), und aus deſſen Mitte mancher fröhliche Schuß, manches kräftige ‚Hallet‘ zu dem Fenſter hinüberſcholl, an welches ich mich ſchauernd gedrängt hatte.

Dieſes Fenſter war — wie ich ſchon damals wußte — zu Ende der zwanziger Jahre der Schauplatz eines düſtern Verbrechens geweſen.

Digitized by Google

In dem alten Hauſe waltete zu dem bezeichneten Zeitpunkte ſchlecht und recht der verabſchiedete Kapitän Y., ein livländiſcher Edelmann vom alten Schlage und als ſolcher ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Töchtern. Um die eine dieſer Damen hatte ein benachbarter Vetter Herr Georg Y. geworben, ein Mann, der als Jäger und Schütze des beſten, als Menſch eines viel ſchlechteren Rufs genoß, und dem der alte Herr aus dieſem Grunde eine Abweiſung hatte zuteil werden laſſen. Als dieſe Abweiſung nicht fruchten wollte, war es zu einem heftigen Auftritt gekommen, der damit endete, daß der Kapitän den Vetter ‚mit dem zweiten und dritten Finger der linken Hand' an dem Kragen faßte und zur Tür hinausführte — die in dergleichen Fällen übliche ‚Treppe' war in dem niedrig belegenen Hauſe nicht vorhanden geweſen. Mit der Drohung: ‚So wahr ich Y. heiße, dieſe Finger ſollſt du nicht behalten,' hatte der zürnende Vetter ſich entfernt, um vorläufig nicht wiederzukommen.

Das war um die Pfingſtzeit geſchehen, auf den Frühling der Sommer, auf den Sommer der Herbſt (oder, um die Sprache des Ortes zu reden), die Zeit der wiedereröffneten Jagd gefolgt, ohne daß ſich irgend etwas von Bedeutung begeben hätte. Wie alle Jahre ‚ging man auf Feld- und Birkhühner', und ſchoß man einzelne beſonders zudringliche Haſen ‚vor dem Hunde', um zu der eigentlichen Feſtzeit des Jahres, der nach Beendigung des Kornſchnittes beginnenden Periode der Hetz- und Parforcejagden, zu rüſten. Mit Vorbereitungen ſolcher Art und mit ihm zur Gewohnheit gewordenen Drechſlerarbeiten beſchäftigt, ſaß der Kapitän an einem dunklen Septemberabende (den 27. September des Jahres 182 .) allein zu Hauſe, in der Nähe des ſeiner Drechſlerbank gegenüberliegenden, oben erwähnten Fenſters; die Damen hatten einen Beſuch in der Nachbarſchaft unternommen, die Dienſtboten den Auftrag erhalten, dem Herrn die gewohnte Abendmahlzeit zu bereiten, zu welcher derſelbe ſich pünktlich, und ohne daß man ihn zu laden brauchte, einzufinden pflegte. Als er zur gewohnten Stunde nicht erſchien, ſuchte die Wirtſchafterin ihren Herrn an der gewohnten Stelle auf; ſie fand ihn aber tot! Aus einer Wunde der linken Bruſt blutend und mit zerſchmetterten Gelenken des zweiten und des dritten Fingers der linken Hand, — in der rechten die erloſchene Kerze haltend, die ihm zu ſeiner letzten Arbeit geleuchtet hatte, lag der Kapitän in halbkniender Stellung zwiſchen Wand und Drechſlerbank entſeelt da; auf dem Fußboden fand ſich die ungewöhnlich große

Digitized by Google

Kugel, die seinem Leben ein Ende gemacht hatte — die untere Scheibe des Fensters zeigte einen eingedrückten Stern, und auf der Fensterbank fand man einen frisch ausgeschossenen Wergpfropfen. Kein Zweifel, daß ein durch das Fenster gefallener Schuß die Todesursache gewesen war. Etwa eine halbe Stunde vor der Entdeckung hatte man in der Nähe des verhängnisvollen Fensters scharf schießen gehört, — zu welcher Tagesstunde aber wäre auf Y.s Hof nicht geschossen worden, und wer hätte auf ein so gewöhnliches Vorkommnis achtgeben und dabei etwas anderes denken sollen, als daß der alte Herr in gewohnter Weise eines seiner selbst ausgebesserten Gewehre vom Fenster aus probiert habe!

Wer war der Mörder? Der Verstorbene war ein etwas rauher, aber gutartiger Mann gewesen, der mit der Welt in Frieden lebte; das Gut hatte er seit längerer Zeit verpachtet und schon aus diesem Grunde keine Veranlassung zu Konflikten mit seinen Leuten gehabt. Der einzige mögliche Verdacht richtete sich gegen den Buschwächter Behrsing, den vieljährigen und wegen der Leidenschaftlichkeit seiner waidmännischen Lust bekannten Jagdgefährten und Pikör des Verstorbenen, dem derselbe — kurze Zeit vor der Katastrophe — wegen eines Holz- oder Wilddiebstahls hatte kündigen und das Gewehr abnehmen lassen. An den Ernst dieser Kündigung hatte indessen niemand geglaubt, da Behrsing ein Meister seines Handwerks war, und da man ihn außerdem für einen wenn auch nicht streng ehrlichen, so doch gutartigen und seinem Herrn aufrichtig ergebenen Kerl hielt. Zwei außerordentliche Umstände schienen den aufgetauchten Verdacht indessen zu bestätigen: man hatte bei Behrsing eine heimlich aufbewahrte Flinte gefunden, und er war der Träger einer unglaublich klingenden und höchst auffallenden Botschaft gewesen. Unter den zur Kondolation erschienenen Verwandten hatte sich (am 3. Oktober desselben Jahres) auch Vetter Georg befunden, indessen bald wieder Abschied genommen, weil die Witwe des Kapitäns bei seinem Anblick in Krämpfe gefallen war und in diesem Zustande Dinge gesagt hatte, die wie Verdacht klangen. Am Abende dieses Tages erschien Behrsing bei der Witwe und erzählte, in der Nähe des Hofes sei ihm Herr Georg begegnet, habe halten lassen und habe ihn (B.) beauftragt, auf den Hof zu gehen und der gnädigen Frau zu sagen: ‚er (G.) habe den alten Herrn erschossen!'

Behrsing wurde in Haft genommen, aber sehr bald wieder entlassen. Er konnte durch nicht weniger als vier völlig glaubwürdige Zeugen beweisen, daß er den Abend des 27. September in einem

Digitized by Google

benachbarten Kruge zugebracht habe, — er hatte nur ein Gewehr im Besitz, und dieses war von viel zu kleinem Kaliber, um mit der mörderischen Kugel geladen gewesen zu sein, und er war endlich ein zu offener und aufgeweckter Mensch, als daß man ihm hätte zutrauen können, er würde, wenn er sich schuldig gefühlt hätte — eine so törichte Angabe wie die in Rede stehende proprio motu machen. Außerdem wurde bekannt, daß zwei Hofmägde einen völlig fremden, halb bäuerisch gekleideten, aber herrschaftlich aussehenden Mann, der eine Flinte trug, am Abend des 27. September in mächtigen Sprüngen vom Herrenhause her hatten laufen sehen!

Jetzt nahm die Untersuchung einen anderen Gang — sie richtete sich gegen den Vetter Georg, den man für den fremden Jäger hielt, und bei dem sich Fetzen eines zu der Beschreibung der Mägde stimmenden Anzuges, sowie eine entliehene und dann wieder zurückgegebene Flinte mit dem entsprechenden Kaliber fanden, und der sich außerdem in den letzten Septembertagen hatte Haar und Bart stutzen lassen. Ein konkludenter Beweis konnte indessen nicht geführt werden. Da die einschlägige Untersuchung ziemlich spät begonnen worden, und der Angeklagte auf freiem Fuß verblieben war, wußte er Zeugen ausfindig zu machen, die den gesamten 27. September über mit ihm auf der Otternjagd gewesen sein wollten; außerdem vermochten die beiden Mägde und andere Zeugen, die den auffallend gekleideten fremden Jäger in der Nähe von Y.s Hof gesehen hatten, nicht mit völliger Gewißheit auszusagen, daß dieser Jäger Herr Georg Y. gewesen sei. Der Angeklagte leistete den Reinigungseid und wurde freigelassen. Er verließ Livland, nahm Kriegsdienste und wurde nie wieder in seiner Heimat gesehen.

Viele Jahre später hörte ich das Folgende erzählen:

Georg Y. war nach seiner Freisprechung in die russische Armee getreten, die damals den berühmten Feldzug über den Balkan (unter der Führung des Grafen Diebitsch) unternahm. Während dieses Feldzuges soll Y. auf einem einsamen, für halbverloren angesehenen Posten mit einem Landsmanne (der Name wurde genannt) zusammengetroffen und von diesem unter Hinweis darauf, daß sie voraussichtlich alle beide das alte Land nie wiedersehen würden, — nach der Sache gefragt worden sein. Da habe Georg Y. gestanden, daß er in der Tat der Mörder seines Verwandten gewesen sei, aber nicht absichtlich, er habe — um sein Wort zu halten — dem Kapitän nur die beiden Finger abschießen wollen, mit welchen dieser ihn an dem

Digitized by Google

Kragen gefaßt und zur Tür hinausgeführt hatte. In dem entscheidenden Augenblick habe der alte Herr die Stellung seines Körpers plötzlich verändert und dadurch die Kugel in die Brust bekommen.

Ob das wahr ist, weiß ich nicht, — unwahrscheinlich klingt es nicht. Von Personen, die den Verhältnissen näher standen, ist vielfach angenommen worden, die ‚Otternjagd' habe nicht am 27., sondern am 26. September stattgefunden, und Georg Y. als unvergleichlicher Fußgänger und findiger Jäger den weiten, nach gewöhnlicher Rechnung mehrtägige Märsche in Anspruch nehmenden Weg von seinem Aufenthaltsorte zum Gute Y.s mit Aufgebot aller seiner Kräfte und unter Benutzung nur ihm bekannter Waldwege an einem Tage zurückgelegt."

Digitized by Google

Ein Sonntag auf einem landschen Pastorat

Die Humoristen unserer baltischen Heimat, die uns die gute alte Zeit geschildert und wie ein lachendes Jugendparadies verklärt haben, den Zustand dämmernden Behagens, der keine Zukunftssorgen kannte und nur den einen Wunsch auf dem Herzen hatte: „Ach wenn es doch immer so blieb", sind dünn gesät. Eines Fritz Reuter können wir uns nicht rühmen. Und doch ist einer unter ihnen, der, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Estland geboren und dort aufgewachsen, trotz jahrzehntelanger Berufstätigkeit in der russischen Welt in seinen zahlreichen Schriften immer wieder zum angestammten Heimatboden zurückkehrt, in ihm das Land voll Sonnenschein findet, die Natur und die Menschen, den Bauer wie den Edelmann, den Doktor und den Pastor, den Krug und die Poststation, die Jagd und die Heerstraße, wahr und lebensvoll schildert, nicht nach Witzen und blendenden Bildern hascht, sondern schlicht und ohne Falsch ist, auch dort, wo er die Leute zum besten hat, ein liebenswürdiger Schalk bleibt. Georg Julius v. Schultz, der zum erstenmal vor zwei Menschenaltern seine „Baltischen Skizzen" unter dem Namen Dr. Bertram in die kleine baltische Welt sandte, war Arzt in St. Petersburg, wurde dann Beamter und Zensor und ist 1875 gestorben. Seine Schilderung eines ländlichen Sonntags im estnischen Livland, die wir hier folgen lassen, liest sich, obwohl ihr die poetischen Zutaten fehlen, wie ein Idyll aus lang verlorener Vergangenheit.

„. . . Schon beim Erwachen legt sich eine festliche Stimmung auf alle Empfindungen. Am Samstag wurde das Haus von oben bis unten gescheuert und geputzt; die Dienerschaft sah man mit Birkenquästen in die Badstube gehen; die Mägde kamen zurück, so blank wie gescheuerte, rotkupferne Kasserollen, und die Knechte zeigten blendend weiße Wäsche —

Digitized by Google

freilich von Sackleinwand. Ein ungewöhnlich hellklingender Choral von zehn Mädchenkehlen ertönte noch spät aus der Volkskammer und mischte seine Klänge in die Traumwelt der Kinder; so schliefen sie unter dem Eindruck der Erwartung ein. Der Sonntagmorgen bricht an, die Sonne scheint ungewöhnlich hell, und Millionen Staubpünktchen tanzen in den Lichtsäulen ihrer Strahlen, die durch halbgeöffnete Türen oder zwischen den Gardinen durchs Zimmer gehen. Der Großpapa hat seinen besten Rock mit der Samtbinde an und trägt ein neues schwarzseidenes Käppchen. Er schließt schon frühzeitig den sogenannten pröpstlichen Schrank auf, in dem die Papiere und Zirkulare, mit den Siegeln aller Güter bedeckt, verwahrt werden, und legt die Bekanntmachungen zurecht, aber froh gestimmt setzt er sich zur Morgenpfeife, und während ihm die Tante die Silberlocken glatt kämmt, präpariert er sich zur heutigen Predigt. Unterdeß steht die Kaffeekanne auf dem runden, mit einer blauen frischen Serviette behängten Tisch vor dem trojanischen Sopha auf einem glühenden Eisenbolzen, der kleine Funken sprüht, und die Kanne singt wie eine ungeheure Biene. Ein angenehmer Geruch von Mokka, frischem Weißbrot und Wacholderrauch erfüllt das ganze Haus, und der Schmant (Sahne) wird im Saalofen gekocht, bis er eine dicke, braune, blasenartige Kruste zeigt, welche wir sehr gern aßen, obwohl sie nach gar nichts schmeckt. Wir Kinder sind im Sonntagsstaat und haben mehr Kaffee in unserer Milch, und der Kaffee hat weniger Zichorien. Die beiden Stalljungen, unsere speziellen Freunde, sind ebenfalls im Sonntagshabit erschienen und haben die Oberaufsicht über alle Öfen erhalten. Sie gehen von Ofen zu Ofen mit dem eisernen Roop (Ofenkrücke) und helfen uns Äpfel braten, und wir sind entzückt, wenn diese singen und zischen und weich werden und mit Schmant und Zucker sich so angenehm essen lassen. Die Öfen aber sind wie lauter Batterien; das ganze Haus erdröhnt von ihrem fortwährenden Pelotonfeuer, und aus den Enden der feuchten Holzhaljen (Brandscheite) brodelt weißgelblicher Schaum und Gischt hervor. Wir hegen einen gewissen persönlichen Respekt vor dem großen Saalofen, denn zuzeiten wird er unruhig; wenn es Ostwind gibt, den er nicht leiden kann, heult er aus der hinteren Spelte und wirft Rauchwolken plötzlich ins Zimmer, oder er klappert mit der Tür ganz entsetzlich.

Eine Magd wirft weißen Sand auf die Diele wie ein Säemann das Korn, und wir wiederholen dabei Newtons Beobachtung über den Umschwung der Himmelskörper, indem wir die Steinchen im Sande

Digitized by Google

am weiteſten fliegen ſehen. Über den Sand ſtreut eine andere Magd gehackten Grünſtrauch (Tannenzweige), und iſt es im Sommer, ſo kommen noch Waldblümchen oder Mohnblätter hinzu, und der Sonntag wird empfangen wie ein Herrſcher, mit Blumen. Liſo, die Sauhüterin, iſt auffallend elegant gekleidet und benimmt ſich ſehr ungeniert und zählt ſich beinah zur guten Geſellſchaft. Auch Amor und Nenzi ſind kühner; zwar gekleidet ſind ſie wie immer, aber meine Schweſter hat ihnen ſeidene Halsbänder umgehängt; ſie ennuyieren ſich anfänglich darüber, glauben aber endlich damit das Recht erkauft zu haben, nachläſſig vor dem Feuer oder mit herabhängendem Schweif auf einem Stuhl in der Sonne liegen zu dürfen.

Unterdeß iſt es aber ſchon Neun geworden; die deutſche Tür*) öffnet ſich, und der ſteinalte Küſter erſcheint im Speiſe- und Einſchreibeſaal, hüſtelt etwas und räuſpert ſich und hat den Mund, aus dem ein einſam ehrwürdiger Zahn blickt, immer etwas offen; in ſeinen ſpärlichen Locken von einem gelben Grau ſteckt ein krummer Kamm aus blankem Meſſing, mit dem er ſich zuweilen ſpielend durch die Haare fährt und kratzt. Und wir hören ſpäter einmal, daß die Frieſen in Holſtein auch Kämme tragen, und wir denken, davon käme alſo das Wort frieſieren.

Nun drängt ſich auch allſeitig das Landvolk herbei; auf allen Wegen zum Paſtorat erſcheinen lange Reihen von Fahrenden, Reitern und Fußgängern. An allen Zäunen und Wirtſchaftsgebäuden ſtehen die Schlitten oder Leiterwagen reihenweiſe dicht nebeneinander, und die kleinen Eſtenpferde haben Heu oder gar Hafer vor.

Im Einſchreibeſaal ſetzt ſich nun der Paſtor dem Küſter gegenüber an den großen aufgeklappten Eßtiſch vor das große Kommunikantenbuch und ruft die 70 oder 80 Dörfer des Kirchſpiels nach den Gütern auf. Die Vormünder, bibelfeſte ſtattliche Männer, einige in müllerblauen Röcken, rufen es weiter in die Volkskammer, von dort ruft man es in die Küche, dann ins Vorhaus, endlich in den Hof, und wer ſein Dorf nennen hört, drängt ſich durch, nennt ſeinen Namen und zahlt einen kupfernen Zweier, den der Küſter empfängt und mit den übrigen zu Rubeln übereinander häuft, ſo daß eine Reihe kleiner gotiſcher Ritterburgen mit runden Türmen vor ihm ſteht.

Während deſſen iſt in einem andern Teil der Propſtei, in der Schaffereikammer, ein kleiner Marktplatz errichtet. Die Bauerweiber bringen

*) Im Gegenſatz zur Volkstür, die für das Landvolk beſtimmt iſt.

Digitized by Google

Flachs, Butter, Eier und Hühner zum Verkauf; die Schützen kommen mit Wild und die Fischer mit Peipuskrebsen oder einem riesenhaft großen Hecht, dessen Kopf der Mann auf seine Schulter gelegt hat, und dessen Schweif hinter ihm her längs der Erde schleppt. Aber die Glocke ertönt vom Kirchturm, von dem Bauernjungen herabschauen, und alles eilt zur Kirche. Voran der Küster, dann die Vormünder mit dem Kirchengerät, Wein, Kelch und silbernen Oblatendose, sowie mit der Kirchenkasse, — den Zug beschließt der Propst mit den vornehmsten deutschen Eingepfarrten; denn da nur drei- oder viermal deutsch gepredigt wird, so gehen die Eingepfarrten auch in die estnische Predigt. Nun beginnt die alte Orgel ein Präludium, der Küster hängt blecherne Nummern an einige schwarze Tafeln, und der erste Choral beginnt von tausend Kehlen. Der Choral ist zwar vierstimmig, aber doch unisono; Diskant, Alt, Tenor und Baß, jeder singt nur die Melodie — so daß vier Oktaven übereinander zu hören sind; aber der Effekt ist, besonders aus einiger Ferne, großartig. Das ist an manchen Orten anders geworden, und ich habe z. B. auf dem Pastorat Lais von Esten das Halleluja von Händel und Bachschen Motetten ganz vortrefflich singen hören. Aber der Choral dauert sehr lange, denn nach jedem Verse macht der Kantor einen Übergang auf den folgenden, und der gute alte Küster mit seinem tremulierenden Ton will auch gehört werden und singt am Schluß jedes Verses eine Zeitlang allein fort bis die Gemeinde einfällt, und von ihm nichts zu hören ist. Dabei klappert und ächzt und winselt das Pedal am Positiv so wehmütig und die Bälge scheinen an einem so entschiedenen Asthma zu leiden, daß ich keine Freude an dieser Musik habe und frage: Brauchen tausend frische Menschenstimmen, um Gott zu loben, so ein altes kränkliches, verstimmtes Ding mit zinnernen und hölzernen Pfeifen? Und doch mochte es vor Zeiten recht elegant gewesen sein. Oben in der Mitte hat es eine adlige Krone und einen verschlungenen Namenszug, E. v. B. Ist es doch ein Geschenk von der reichen Frau von Brümmer, die vor Zeiten gelebt und sich zwanzig Jahre ihres Lebens mit ihrem Begräbnis beschäftigt hat, und deren Testament aufs genaueste den Preis vom Sammet bestimmte zum Sarg und Katafalk und die Länge der Flöre an den Trauerhüten und die Zahl der Trauerpferde und ihrer Trauerbüschel. Und das Positiv war auch für die Verherrlichung des Tages geschenkt, und eine gewölbte Kapelle war gegenüber dem Kirchturm gebaut; da wollte sie beigesetzt werden; denn es wäre doch schade gewesen, den

Digitized by Google

ſchönen Sammetſarg mit Erde zu bedecken. Nach fünfzig Jahren benutzte die kleine Liſo das Gewölbe, das oben mit Raſen belegt war, als Warte, um ihre Herden zu überſchauen, und wir kletterten gern mit hinauf und lagen im wehenden trockenen Graſe und ſonnten uns oder guckten in das Grabgewölbe durch ein Loch im Dach. Ach, der ſchöne Sammetſarg war ſchon verfault, und aus dem halbgeöffneten Deckel ſchauten Sammet und Spitzen und ein Schienbein hervor in einem durchlöcherten Seidenſtrumpf und altmodiſchen Schuhen mit hohen roten Abſätzen! — — Alles iſt eitel, ſpricht der Prediger! — Wir Kinder ſpielten aber über Gräbern und ließen Marienkäferchen von unſerer Hand auffliegen, indem wir dabei die eſtniſche Zauberformel ſangen:

Erlentrine, Erlentrine!
Sag', von wo der Feind ſich nahet:
Ob von Dorpat, ob von Reval?

Dann ſpannte das Marienkäferchen die roten, ſchwarzpunktierten Flügelchen, beſann ſich eine Weile und flog dann fort, und wir waren nun überzeugt, die Franzoſen müßten von Norden kommen, und vergaßen die Toten.

Das Poſitiv der Frau von Brümmer ſtand auf dem rot und blau bemalten Chor, wo die jungen Bauerburſchen ſaßen und ihre ſchwarzen Hüte übereinander bis an die Kirchendecke aufgetürmt hatten oder an die Kronleuchter hängten, welche dadurch etwas ſchief ſchwebten. Unten in der Kirche ſaßen die Männer, von den Weibern getrennt; im Gange dazwiſchen ſtanden alle, die nicht Platz gefunden hatten, oder ſetzten ſich an die Erde. Die Mädchen trugen ehemals Pergen, d. h. hölzerne, 1—3 Zoll breite, mit einem farbigen Bande überzogene Reifen auf dem Haupt, von dem das blonde Haupthaar undinenhaft über den Rücken hing. Jetzt iſt der Perg verſchwunden, und die Mädchen tragen das Haar geflochten und um den Kopf geſchlungen. Weiber und Mädchen tragen geſtreifte Röcke aus luſtigen, widerſprechenden Farben, beinahe wie Regenbogen, und Kamiſols aus blauem Wadmal und drüber de rigueur den eſtniſchen ſchwarzen Rock, von dem ſchon Herodot ſchreibt (Melanchlänen).

Die proteſtantiſchen Kirchen in den baltiſchen Provinzen zeigen trotz mancher Verſchiedenheiten (namentlich ſind bei alten Kirchen die Fenſter ſpitz, bei neuen flach gewölbt) doch denſelben nordiſchen Typus, — es ſind oblonge Gebäude mit einem ſpitzen Dach und einem Turm mit langer Spitze und einem eiſernen hohlen Hahn oben auf einer Eiſen-

Digitized by Google

stange, an der unterhalb noch eine Kugel ist, in welcher gewöhnlich die Nachrichten über den Bau oder die Restauration der Kirche enthalten sind. Der Hahn, das Symbol der Wachsamkeit, dient auch als Wetterfahne, und er heult zuweilen entsetzlich, wenn ihm ein scharfer Wind zufällig in den offenen Schnabel fährt, und er vergessen hat, sich herumzudrehen.

Die ganze Kirche gleicht einer geschlossenen Hand, die mit dem Zeigefinger, dem Turm, zum Himmel weist, und ist somit von symbolischer Architektur. Die Emporkirche oder der Raum mit dem Altar, der immer an der Ostseite steht, hat ein etwas niedrigeres Dach als das Hauptgebäude, und aus ihr gelangt man in die Dreeskammer oder Scherkammer (Käärkammer — die Sakristei), ein kleines Zimmer mit einem Ofen, wo der Prediger während der Choräle weilt und auch wohl diejenigen Personen hinberuft, denen er unter vier Augen ins Gewissen reden soll. Dieses Zimmer riecht immer ganz eigentümlich nach Wachslichten, feuchten alten Büchern und ‚armen Sündern', wie Götz von Berlichingen sagt. Die Kanzel steht an der fast ganz fehlenden Wand zwischen Kirche und Emporkirche, ist in Tulpen- oder Kelchform konstruiert, mit den vier Evangelisten bemalt und hat ein schnörkliges Himmeldach, an dem die symbolische Taube, von Strahlen umgeben, ihre Flügel ausbreitet. Gegenüber der Kanzel ist des Küsters Bank, eine Art Schulkatheder, in dem der Kasten mit den Blechnummern liegt. Ich erinnere mich, daß einst ein Kirchendieb, der es drinnen klappern hörte, den Kasten stahl und ihn auf dem Felde aufbrach. Man kann sich denken, wie er sich geärgert haben mag! Die Kirche war von alten Ahorn- und Lindenbäumen umgeben, die im Winde immer rauschten und flüsterten und auf ehrwürdigen dicken, hundertjährigen Stämmen ruhten. Hie und da stand, versunken oder noch aufrecht, ein Steinkreuz aus alten Zeiten; diese Kreuze sind in der Kalkregion von Estland alle aus demselben Material und von einer Form: ein Kreuz von Fliesen (Kalkstein), dessen Zinken durch einen Ring verbunden sind, aber etwas über diesen hinüberragen. Rund herum ist der Name des Verstorbenen eingehauen, in der Mitte die Jahreszahl; da oft Bauernnamen auf den Kreuzen stehen, so ist das ein Beweis für den größeren Reichtum einzelner im 16. und 17. Jahrhundert. Alle Jahreszahlen, die ich fand, reichten etwa von 1560—1690; weder ältere noch jüngere sind mir vorgekommen.

Das einsame Kirchlein lag unweit des weiten und öden Binnensees,

Digitized by Google

Peipus oder die Peips genannt. An einem warmen Märzsonntage, wo die Kirche wegen der großen Anzahl von Kommunikanten ungewöhnlich lange gedauert hatte, so daß schon die Sonne im Untergehen war, bemerkte man gegen das Ende des Gottesdienstes eine gewisse unruhige Bewegung an dem Haupteingange; man ging und kam, flüsterte, sah sich um, und der Propst bemerkte, daß draußen was Besonderes sich ereignet haben müßte. Er eilte daher zum Schluß, verließ die Kirche und hörte in der Dreeskammer folgenden Bericht. Auf dem See, der am Tage vorher vom Eise befreit worden war, sähe man in weiter Ferne ein Eisfeld ankommen, auf dem ein lebender Mensch zu sein scheine. Der Probst befahl, sogleich Anstalten zu seiner Rettung zu machen, ehe es Nacht würde; fünfzig Hände machten ein Boot flott, das am Strande lag, und sechs rüstige Fischer sprangen hinein. Die ganze Gemeinde stand am Ufer und betrachtete das spannende Schauspiel, und manches heiße Gebet um Rettung des Unglücklichen flog zum Himmel. Die Fischer bahnten sich trotz des widrigen Windes allmählich einen Weg durch die Eisschollen und erreichten das mächtige Eisfeld. Man sah nun deutlich, wie die liegende Gestalt sich erhob und zum Boot ging; aber es ereignete sich jetzt das Unerklärliche, daß man die Fischer abstoßen sah, so daß es schien, sie wollten den Unglücklichen seinem Schicksal überlassen. Dieser aber entschloß sich rasch, stürzte ins Wasser, schwamm hinter dem Boote her und erreichte es. Man sah nun eine große Verwirrung entstehen; aber da es schon anfing zu dunkeln, konnte man bei der Entfernung die Details der Szene nicht mehr unterscheiden. Endlich kehrte das Boot zurück. Man eilte hinab und fand den Unbekannten tot und von den Fischern erschlagen im Boot. Es war niemand anders als ein großer schwarzer Bär! Die Fischer hatten einen schweren Kampf mit ihm gehabt, und der hungrige Bär war schon ins Boot geklettert, als ein glücklicher Schlag mit dem Ruder auf die Schnauze das mächtige Tier niederstreckte.

Doch wir kehren von dieser Episode in die Kirche zurück. Nach Beendigung der Altarrede begann das zweite Lied, das wohl acht bis neun Verse hatte und sehr lange dauerte, weil der Küster und das Positiv immer zu wetteifern schienen, wer von beiden mehr Atem hätte. Es ist endlich aus, und der Pastor besteigt die Kanzel. Die Rede dauert zwei bis drei Stunden und besteht aus dem eigentlichen religiösen Teil und den Bekanntmachungen und Abverkündigungen. Merkwürdig ist, wie besonders zur Winterzeit im ersten Teil viele Hustende sich hören

Digitized by Google

lassen. Es ist, als ob Holz gehackt würde, oder als ob Soldaten schießen, — es ist ein unaufhörliches Feuern. Sowie aber der Prediger an das Abverkündigen kommt, so tritt Totenstille ein. Alle Grippen und Katarrhe scheinen geheilt oder wesentlich gebessert. Mit dem letzten Brautpaar indessen, das der Pastor kaum genannt hat, um mit den Worten des Friedens zu schließen, bricht der verhaltene Husten von tausend Menschen mit einer Gewalt wieder aus, daß die Luft trübe wird von der Unmasse von sichtbarem Atem. Der Pastor wird übertäubt, er spricht mehr mit Gesten als mit hörbaren Worten, und das nun beginnende Beichtlied ist allein imstande, den allgemeinen Hustenanfall zu übertönen. Während der Predigt sah man — ich spreche immer von der Zeit vor fünfzig Jahren zurück — einen kleinen trockenen Kerl mit einem Stecken bewaffnet durch die Menge gehen. Wer ist das? Es ist Unne-Jagub, der Kirchenkerl, Totengräber, Glockenläuter und Schlafjakob, der unter der Predigt die eingeschlummerten Bauern wecken muß, die nächsten rüttelnd und schüttelnd, die entfernteren mit seinem Stecken antippend. Es ist nicht zu verwundern, daß dann und wann die armen Leute einschlafen, da sie oft zwanzig Werst weit zu Fuß gekommen sind und beim Küster schon am Morgen, ja schon des Samstags nachts lange Betstunden mitgemacht haben. Es sind dies die Pühharahwas, die Stillen im Lande oder die Herrenhüters, wie man sie in Livland nennt. Aber auch andere Leute schlafen recht tüchtig, oder wie man zu sagen pflegt: daß es pufft, und der Schlafjakob hat viel zu tun.

Die Predigt ist vorbei, und nun beginnt während des Beichtliedes die Kommunion; Unne-Jakob nimmt jetzt aus einer Ecke den Klingbeutel, einen steifen, rund offen stehenden Sack von grüngelbem Plüsch mit goldenen Fransen, einen Fuß tief und einen halben im Durchmesser, an einem langen gedrechselten Stiel, der von langjährigem Gebrauch glänzend poliert erscheint. Ein hellklingendes Glöckchen hängt am Stiel nahe am Sacke. Er geht damit überall umher und klingelt und schüttelt und hält den Beutel jedem vor und redet mit dem Glöckchen gleichsam jedem ins Gewissen. Ist nun der Sack voll und schwer, so wird er auf dem Altar ausgeschüttet, und die Sammlung dort fortgesetzt, wo sie aufhörte. So erhebt sich zuweilen ein ganz ansehnlicher Haufen von Kupfergeld, der einen wichtigen Teil der Kircheneinnahme bildet. Ich glaube aber, daß auch der Klingbeutel jetzt verschwunden und durch Becken am Eingange ersetzt ist. Sind alle Kommunikanten,

Digitized by Google

oft 6 bis 700, absolviert, so wird der letzte Choral gesungen, und der Glöckner steigt auf den Turm und läutet die Kirche aus.

Lange schwarze Züge wie Ameisenheere bedecken alle Wege von der Kirche; die Kommunikanten fahren in feierlicher Stimmung, die von einer Bestattung kommenden in trübseliger zurück; Hochzeitsscharen in lustigem Jagen, und die Kirchenbettler und Blinden mit gefüllten Brotsäcken humpeln hinterdrein; alle aber verbindet das frohe Bewußtsein: einer gemeinsamen Institution, dem christlichen Gemeindeverbande, anzugehören und gemeinschaftlich den Bund mit der Gottheit erneut zu haben.

Wer aber von den deutschen Eingepfarrten zur Kirche kam, blieb beim Pastor zu Mittag, und der Tag wurde mit friedlichen Gesprächen, Gesang, Lektüre, Gesellschaftsspielen, einem kleinen Boston oder ein paar Ekossaisen, Anglaisen, Matradours oder à la Grecs beschlossen. War der Prediger jung, so walzte er wohl etwas mit. Dies ist jetzt nicht mehr so: eine ernstere Stimmung oder Haltung hat der Unbefangenheit von ehemals Platz gemacht, und in einigen Kreisen geht man wohl darin etwas zu weit, indem man Terpsichore und Mephistopheles als nahe Anverwandte betrachtet."

Digitized by Google

Studentenhaushalt

Es war der Geist einer humanen Zeit, der im alten Dorpat unserer Väter und Großväter der akademischen Freiheit ungehemmten Lauf ließ. Schon die Einsicht des Stifters der Hochschule, Kaiser Alexanders des Ersten, hatte dafür gesorgt, daß sie bureaukratischer Bevormundung entrückt wurde, und seine Helfer am Werk, Goethes Jugendfreund, der Kurator Klinger, wie der Rektor Parrot, der einst zugleich mit Schiller die Bänke der Hohen Karlsschule gedrückt, auch dessen Nachfolger Grindel, den man vom Apotheker zum Professor der Chemie gemacht hatte, waren Vertreter eines milden Regiments, die trotz aller Ehrbarkeit und Würde dem frisch-fröhlichen Treiben der Jugend keine Schranken setzten, ihr vielmehr das Austoben von Herzen gönnten. Wie beliebt und verehrt sie waren, davon zeugt heute noch ein Epos aus jenen ersten Dorpater Studentenjahren, Ludwig Karl Kolbs „Burschenaufzug". Die Studenten hatten beschlossen, dem Rektor Parrot bei Gelegenheit eines feierlichen Aufzugs ein Vivat zu bringen. Er erscheint, hat aber nur eben Zeit gehabt, die Uniform überzuwerfen, und verrät durch Morgenschuhe und weiße Unterkleider einen formwidrigen Anzug, aber

Bursche, seht drauf nicht.
Hört nur, was er zu Euch spricht.
„Meine Herrn! Der Aufzug, der ist prächtig;
Tausend Dank, daß Sie ihn mir beschert.
Alle Karzer, die von Burschen trächtig,
Werden heute dafür ausgeleert.
Fensterwerfen, Prügelei der Knoten —
Waren auf das Strengste sonst verboten;
Doch ich schenke jedem Musensohn

Digitized by Google

Auf ein ganzes Jahr Absolution!"
Abermals begleitet vom Gesindel
Geht in Prozession die ganze Schar
Hin zu unserm alten biedern Grindel,
Der vor Olims Zeiten Rektor war.
Seiner werden wir uns oft erinnern,
Mitleidsvoll trug er ein Herz im Innern.
Wegen jeder lausigen Kanaille
Straft er uns nicht gleich mit Traille.
Grindel kommt. „O meine Herrn, mich rühret
Ihre Liebe", spricht er ganz fidel.
„Doch daß ich als Rektor dispensieret,
Freut mich, ich versichre meiner Seel',
Mögen Sie jetzt lärmen und spektakeln,
Meinerseits brauch' ich Sie nicht zu bakeln,
Weder schick' ich Klingern den Bericht
Noch sitz' ich im Rektoratsgericht."

Von jener alten Burschenherrlichkeit war unter Alexanders des Ersten Nachfolger, dem Kaiser Nikolaus, fast alles zerstoben. Sein Minister Uwarow, der einst seinem Freunde Goethe einen tief und aufrichtig empfundenen Nachruf geschrieben hatte, war der erste russische Staatsmann, der ein Programm der Russifizierung des baltischen Schulwesens aufstellte und mit der Forderung hervortrat, daß die Universität Dorpat in ihrer Organisation den russischen Hochschulen anzugliedern wäre. Der Kaiser selbst aber engte die Lehr- und Hörfreiheit ein und zwängte das Studentenleben in straffe militärische Ordnung. Wer sich dagegen verging, wurde hart bestraft. Doch selbst des drückendsten Zwanges haben der leichte Sinn und der gesunde Humor der Dorpater Bursche gespottet: Jugend kommt überall zu ihrem Recht.

Aus jenen Tagen nikolaitischer Herrschaft stammt ein Bund „Skizzen aus Dorpat", die ein jung verstorbener, aus Riga gebürtiger Arzt, Dr. Heinrich Bosse (1829—1869) hinterlassen hat. Seiner liebenswürdigen Erzählung vom Studentenhaushalt wird man die harte Zeit der unterdrückten Burschenfreiheit nicht anmerken: poetische Anmut hat sie verklärt, ohne daß der Wirklichkeit Gewalt angetan wäre. Bosse schreibt:

„. . . In den ersten Tagen des beginnenden Semesters tritt eine allgemeine Völkerwanderung ein unter dem unruhigen Studentenvölkchen:

Digitized by Google

neue Quartiere werden bezogen, alte verlassen. Nur selten wohnt der Student einige Semester im selben Hause, er liebt auch bei der Wohnung den Wechsel. Sei es nun, daß er guten Freunden näher hausen oder zum löblichen Zweck des Arbeitens mit einem zweiten, der von nun an den Namen ‚Flausch' führt, zusammenziehen will, oder das bisher bewohnte Zimmer ihm nicht behagt, oder der Wirt ihm aus irgendeinem Grunde kündigt, und was noch alles ihn zum Umzuge bewegen mag: kurz, er wandert aus, um in einer andern Gegend der Stadt sein Domizil aufzuschlagen. Federleicht ist sein Gepäcke, und wenn man auch nicht mehr ein altes Haus sein ganzes Hab und Gut in Gestalt eines Stiefelknechts und einer langen Pfeife über die Straße bringen sieht, so ist dasselbe doch bei manchem nicht viel reicher. Nicht oft findet der Marktkulle einen Verdienst beim Transport von Studentenbagage, und wenn dies auch geschieht, so ist doch der kunstlose Frachtschlitten oder Karren dieses deutsch radebrechenden Sachenbeförderers estnischen Stammes nie überladen. Viel häufiger bringt die Aufwärterin in einigen großen Körben und im gefüllten Tschemodan (Koffer) die irdischen Güter des Musensohnes von Haus zu Haus. Studentenquartiere sind sich nicht mehr gleich, wie vor Jahren, wo sie nur das Bescheidenste an innerer Ausstattung enthielten. Der Luxus, die Ansprüche sind gestiegen, und heutzutage wohnt mancher Sohn reicher Eltern sehr komfortabel, selbst elegant, und an Tapeten, Fauteuils, Bildern und Piano fehlt es nicht in seinem Daheim. Durch verschiedene Abstufungen hindurch geht es niederwärts bis zu ganz abscheulichen Löchern, wahren Käfigen, die aber dennoch ihre Abnehmer finden, zur großen Genugtuung des spekulativen Hauswirts, der jeden nur irgend disponiblen Raum zu einem Zimmer umwandelt. Darin besitzen manche Hauseigentümer eine Virtuosität: man findet Gebäude, die nur von Studenten bewohnt werden, Zimmer an Zimmer, möglichst kleine niedrige Räume, mit den notdürftigsten Möbeln ausgestattet, wie Nester von Mauerschwalben; ein jegliches bringt seine gute Miete ein und macht die aufgewandten Baukosten reichlich bezahlt. Nur wenige Hauseigentümer sind so exklusiv, daß sie nicht ein paar Zimmer für Studenten einrichten, und wenn sie in den hohen Gebäuden der eigentlichen Stadt, ganz oben in Giebeln oder im letzten Stock Licht am Abend auftauchen sehen, können sie sicher sein, daß dort Studenten wohnen. Wie Pilze wachsen neue Häuser auf in kurzer Frist, und neue Studentenquartiere in ihnen, weit über die eigentliche Stadt

Digitized by Google

hinaus, den freien Feldern nahe, so daß man von den Fenstern die Aussicht auf Wald und Acker hat, dagegen behaupten wieder andere, die sogenannten Burgen, seit undenklichen Zeiten das Recht, nur vom Bruder Studio eingenommen zu werden. Einzelne dieser Burgen erben sich fort in einer Korporation durch Jahrzehnte, und dieselbe versorgt die liebgewonnene Burg immer wieder mit neuen Mietern.

Die an die Tür geklebte Visitenkarte gibt den Namen des Zimmerinsassen an; manchmal findet man darunter ein Zettelchen, worauf zu lesen: ‚Es wird gebeten, nicht zu stören' oder ‚Sprechstunde von 2—3 oder 6—7', das zeigt uns, daß hier ein Mann wohnt, der zum Examen arbeitet; wir finden aber noch andere Notizen auf der Tür. Wohnt hier ein korporeller Bursch, so ist sie dicht beschrieben mit Anzeigen von Konventen, Kommersen usw., die der gewissenhafte Fuchs, dem diese Pflicht obliegt, mit Kreide oder Kohle hinterließ; er zeichnete ein schräges aus zwei Strichen gebildetes Kreuz hin und schrieb in dessen offene Winkel Datum, Stunde und Zweck der Einladung. Freunde setzen irgendwelche Einladung auf die Tür, oder der Pedell schreibt eine ungern gesehene Zitation zu dem Rektor, vor das Gericht oder den Syndikus auf dieselbe, die unangenehmste Überraschung für den heimkehrenden Bewohner des Zimmers, bei deren Anblick mitunter im Geiste des Betreffenden allerlei unheimliche Ahnungen aufsteigen, wenn er kein ganz reines Gewissen hat, denn hinter der Zitation lauert vielleicht das Karzer oder ein Strafsermon vom Rektor, selbst ein consilium abeundi oder der harte Beschluß, der Studiosus N. N. ist aus der Zahl der Studierenden gestrichen!

Treten wir ein, — es ist ein mittelgroßes Quartier, — nicht groß, ziemlich niedrig, mit einfach gemalten Wänden und selten gewaschener Diele, — ein kleiner Spiegel, ein paar farbige Bilder oder jetzt noch häufiger eine Gruppe von Freunden, photographisch aufgenommen, wenige braun gebeizte Möbel und mehr oder weniger Bücher, je nachdem der Bewohner alt an Studentenjahren ist oder jung, fleißig oder faul, bemittelt oder nicht. Der Mediziner hat dann wohl noch immer ein Skelett oder doch wenigstens einen Schädel und andere Knochen, — ersteres dient öfter zum Aufhängen des Schlafrocks, der Mütze, in abgesägten Schädeldächern dagegen pflegt der Inhaber dieser Herrlichkeiten seinen Rauchtabak aufzubewahren. Dies geschieht durchaus nicht mit der Absicht einer Profanation, sondern nach hergebrachtem Brauch, — das Skelett gehört nun einmal zu des Mediziners Hausrat.

Digitized by Google

Ist der gelehrte Herr daheim, so finden wir die Tür selten verschlossen, nur des Morgens pflegt dies oft der Fall zu sein, namentlich wenn sich mit der Zahl der Semester auch die Zahl der Manichäer gemehrt hat. Der Manichäer gehört im allgemeinen dem menschlichen Geschlechte an und im besonderen dem Handwerkerstande; Varietäten desselben finden sich aber auch unter den Kaufleuten, Konditoren, Pferdeverleihern und Wucherern. Er ist meist von Natur nicht bösartig und leicht zu zähmen, wenn man nur sein unersättliches Verlangen nach einem Stoffe zu stillen weiß, den Studenten nur zweimal im Jahre auf sehr kurze Zeit zu besitzen pflegen: sein Verlangen nach Geld nämlich. Der Student ist selbst der Schöpfer des Manichäers, denn von dem Augenblicke an, wo er eine bei dem sonst wohlwollenden und harmlosen Bürger kontrahierte Schuld nicht zum abgemachten Termine bezahlt, tritt dieser in das weitverzweigte Manichäergeschlecht ein. Dann fährt in ihn ein böser Geist, der ihn stets dazu treibt, den unglücklichen Schuldner dann zu molestieren, wenn dieser am wenigsten imstande ist, ihn zu befriedigen. Die Manichäer sind ein uraltes Geschlecht und existieren gewiß ebenso lange, wie die Studentenwelt; sie besitzen eine bewunderungswürdige Ausdauer im Anklopfen an verschlossene Türen, lassen sich lange Zeit durch süße Worte beruhigen, sind leichtgläubig und durch Schmeichelei zu betören, immer sehr höflich, weil sie große Furcht vor dem bekannten Femgerichte des ‚Ruckens' haben. Das Rucken, ‚in Verruf erklären', ist nämlich in der Tat eine sehr strenge Strafe, die für Grobheit und ähnliche Vergehen oft über sie von der fest zusammenhaltenden Studentenschaft verhängt wird, und nicht allein über sie, sondern über jeden, der sich über einen Studierenden einen Verstoß gegen die gute Sitte hat zu Schulden kommen lassen oder unehrenhaft in irgendeiner Weise im Verkehr mit Studenten gehandelt hat.

Der geruckte Bürger verliert jede Kundschaft, jeden Umgang auf eine bestimmte Zeit, deren Dauer sich nach seinem Vergehen richtet, auf Monate, Jahre, ja auf sein ganzes Leben, und diese Strafe ist so schwer, daß oft genug namentlich Handwerker dadurch ruiniert, gezwungen werden, irgendein Gewerbe zu ergreifen, das ihnen andere Hilfsquellen eröffnet, als solche, die sie auf das Einkommen von den Studierenden hinweisen. Davon gibt es aber wohl sehr wenige in einer Universitätsstadt, wo ein großer Teil der Einwohner fast ihren ganzen Unterhalt aus der Tasche der Musensöhne zieht, die immerhin im Laufe des Jahres ein Kapital von 300000 Rubeln in Umlauf setzen.

Digitized by Google

Der Manichäer wird endlich immer bezahlt, wenn auch mitunter Jahre darüber vergehen, und weil es eben dem Studenten nicht in den Sinn kommt, seinen Gläubiger böswillig um eine gerechte Forderung zu bringen, ist es ihm wohl zu verzeihen, daß er in Zeiten der Not und finanziellen Bedrängnis seine Flucht zu allerlei Pfiffen und Schlichen nimmt, um den ungestümen Mahner fürs erste los zu werden. Aber auch der Manichäer wird allmählich durch allerlei Erfahrung immer listiger und gewandter, und so kommt es mitunter zwischen beiden Parteien zu einem kleinen Krieg ergötzlicher Art, der nicht wenig zum Humor des Burschenlebens beiträgt und gewiß noch manchem alten, längst soliden alten Herrn in der Erinnerung zur Quelle frohester Laune wird.

Je niedrigern Standes der Manichäer, je kleiner seine Forderung ist, desto zudringlicher pflegt er zu sein. Der Kaufmann sendet nur dann und wann eine feindliche Note ins feindliche Hauptquartier; schon unangenehmer wird der Handwerker, der erst seine leichten Truppen, die Schuster- und Schneiderburschen, mit unorthographischen, oft höchst komischen Rechnungen absendet, endlich in eigener Person mit Würde und Höflichkeit erscheint und unter mancherlei Klagen über schwere Zeiten und vielen Ermahnungen aus der höhern Moralphilosophie dem geehrten Herrn sein Anliegen in wohlgesetzten Worten vorträgt.

Ein Freund des Jokus bietet dann wohl dem Meister einen Stuhl und Zigarre an und beginnt eine scharmante Unterhaltung; er spricht vom Wetter, von der Politik, von Stadtgeschichten, nur nicht von der Schuld, und weiß gar gewandt abzulenken, sobald der Besuch einen leisen Anlauf in dieser Richtung hin nimmt. Endlich, wenn letzterer, bezaubert von der Freundlichkeit seines geehrten Gönners, ganz weich und milde wie ein warmer Sommerregen ist, berührt dieser mit einigen tröstenden, scherzhaften Worten den gefährlichen Punkt und wahrlich, den Schneidermeister möchte ich sehen, der jetzt noch imstande ist, mit Ernst auf baldige Zahlung zu bestehen. Nein, bei ihm ist der noble Sinn erwacht, es regt sich in ihm ein wohltuendes, gönnerhaftes Bewußtsein, er empfiehlt sich aufs freundlichste, um erst auf der Straße allmählich in die niederen Leidenschaften des Manichäers zurückzusinken und dann, leider zu spät, sich an das alte gute Sprichwort zu erinnern: ‚Mit Speck fängt man Mäuse'.

Eine köstliche Figur ist der wohlbekannte Möbelverleiher, der schon seit langen Jahren die Quartiere mit diversem Hausrat versieht; mit

Digitized by Google

Wanzen billiger, ohne Wanzen teurer, so sagt die böse Welt ihm nach. Er ist das Urbild des Manichäers, ich denke, er muß schon als Manichäer geboren sein, wenigstens mit dem entschiedenen Talente, ein solcher zu werden, sonst hätte er es nie zu einer solchen Vollkommenheit in diesem schwierigen Fache bringen können: eine dürre, schäbige Persönlichkeit, mit einem magern Armensündergesicht und geringen Haarüberbleibseln, ewigem Gram in den Zügen, ein tränenreiches Antlitz. Unendliche Höflichkeit, ausbrechend in die devotesten Phrasen, hat seinem Rücken längst eine Krümmung gegeben, die ihn zu einem perpetuellen Bückling macht. Bescheiden klopft er an, tritt ein, drückt sich an die Wand und beginnt mit dünner, kläglicher Stimme unter schmerzlichem Lächeln seine Rede; er bittet, er fleht, er macht darauf aufmerksam, wie gut es sei, wie angenehm, wenn junge gnädige Herren keine Schulden hätten. Dann brauchte er uns nicht mit seiner störenden Gegenwart zu belästigen. ‚Glauben Sie, mein allergeehrtester Herr,' sagt er, ‚mir ist es ja ganz schrecklich peinlich, Sie zu inkommodieren, was soll ich armer geschlagener Mann aber in diesen schlechten Zeiten tun, ich muß doch auch leben, nicht wahr, Sie haben doch die große Güte, mir 1 Rbl. 30 Kop. zu bezahlen für den Lehnstuhl. Ihnen ist das ja eine Kleinigkeit, so einem vornehmen, reichen jungen Herrn, den ich ganz besonders hochschätze; versuchen Sie es nur, wie es wohltuend ist, wenn man einem armen Mann, der kaum das liebe Leben hat, seine kleine Forderung berichtigt. Ich schäme mich, daß ich Sie bitten muß, solch eine Bagatelle pfui, wie kann ich nur so sein, ich vertraue Ihnen ganz vollkommen, ich weiß, Sie bezahlen mich ja, aber heute brauche ich dies Geld gerade ganz notwendig, sonst würde ich mich ja gar nicht unterstanden haben, in das Quartier des hochgeehrten Herrn zu kommen; ich bin ja so arm, so blutarm, was soll ich anfangen?' So kann er noch lange fortfahren, bis endlich das harte Herz des Schuldners erweicht wird, oder dieser ihm doch ganz sichere Versprechungen macht. Dann ist er pünktlich wie der Tod zum Termine da und wehe, wenn letzterer nicht gehalten wird, denn jeden Morgen erscheint er jetzt in alter Höflichkeit, aber so bescheiden zudringlich, so konsequent lamentabel klebrig, daß er endlich schrecklicher wird, als alle seine Brüder. Ein alter routinierter Bursch schlief ihn einige Zeitlang fort, d. h. X. mochte am Morgen noch so lange warten, der junge Mann lag stets im tiefsten Schlafe. Er hatte einen großen Bettschirm, der ein zweites Zimmer im Zimmer bildete und stets zugesperrt war. X. trat auf, jener erkannte

Digitized by Google

ihn schon an seiner Art anzuklopfen, begab sich eiligst hinter den Schirm, sperrte dessen Tür zu und hub arg zu schnarchen an. Im Zimmer herrscht tiefste Stille, X. schleicht leise hinein und meldet seine Gegenwart an, durch ein leichtes respektvolles Husten, als Antwort Crescendo-Schnarchen hinter dem Schirm, X. schnäuzt sich, hustet stärker, scharrt mit den Füßen — lange Pause, tiefe Atemzüge des Schläfers, X. bekommt einen Anfall von Krampfhusten, der minutenlang anhält, hinter dem Schirm hervor erschallt ein Fortissimo des Schnarchers. Nun tritt die Aufwärterin ein, ‚Guten Morgen, werteste Madame, können Sie nicht den Herrn aufwecken,‘ flüstert X.

‚Wo denken Sie hin, der Herr hat sich erst um 5 Uhr hingelegt, kommen Sie doch morgen wieder; wenn man ihn aufweckt, wird er sehr ärgerlich.‘

‚Vielleicht steht er doch noch auf; hm, hm, hm!‘ hustet X.

‚Rrrrrr!‘ — schnarcht's wie eine Baßposaune, die einen Katarrh hat.

‚Nun, Sie hören doch, wie fest der Herr schläft, gehen Sie doch fort,‘ mahnt die pfiffige Dienerin, die in alle Schliche ihres Gebieters eingeweiht ist.

‚Ach ja, er schläft sehr fest, seien Sie so freundlich und sagen Sie dem Herrn, daß der alte X. hier gewesen ist, um mit dem Herrn etwas zu sprechen.‘

‚Gut, gut, ich werde es bestellen.‘

X. entfernt sich seufzend — kaum ist er fort, so erscheint ein lachendes Gesicht in der Schirmtür, und der Sieger setzt sich zum Kaffee, um denselben nach abgeschlagenem Sturm voll Befriedigung zu genießen.

So schlief er eine lange Zeit X. und diverse andere Manichäer fort und erzählte oft, wie höchst lächerlich diese Morgenszenen gewesen seien, besonders wenn mehrere seiner Geschäftsfreunde auf einmal auftraten. X. war der erste, dann erschien Nr. 2.

‚Pst!‘ sagte X., der Herr schläft, er ist sehr grob, wenn man ihn aufweckt.‘

‚Schläft er lange?‘ fragte Nr. 2.

‚Ach ja und so ungeheuer fest, garnicht zu erwecken, ich hust' mir schon die Schwindsucht an den Hals, alles umsonst.‘

Nr. 3 tritt auf. ‚Nun, was machen Sie hier alle beide?‘ fragte Nr. 3, ein ehrlicher derber Schuster, der gern gerade auf sein Ziel losgeht, ‚warum wecken Sie ihn nicht auf?‘

Digitized by Google

‚Er soll sehr grob sein, wenn er aufgeweckt wird,‘ sagt Nr. 2.

‚Ach was,‘ sagt Nr. 3, ‚ich werde was umschmeißen, dann muß er aufwachen,‘ hierbei wirft er einen Stuhl um. — Vergebens, stärkeres Schnarchen hinter dem Schirm. — ‚Was? soll ich mir hier zum Narren halten lassen,‘ — sagt Nr. 3 — ‚ich wecke ihm auf!‘ er geht entschlossen auf den Schirm los, öffnet dessen Tür und rüttelt den Schläfer sogar an der Schulter!

‚Wer ist da, Donner und Wetter, wer untersteht sich hier einzudringen?‘ ruft der Überlistetete im höchsten Zorn. ‚Heraus, Sie unverschämter Kerl, marsch aus meinem Zimmer, alle heraus, ich will Euch Manier lehren, kann man nicht kommen, wenn ich wach bin — heraus, heraus! —‘ und die ganze Gesellschaft flieht entsetzt über die grimmigen Gebärden des jungen Herrn. Aber auch X. überwand endlich den listigen Schläfer. Nachdem er lange Zeit vergeblich sich bemüht hatte, entfernte er sich eines Morgens wie gewöhnlich, schlich sich aber alsbald zurück, als er im Zimmer Stimmen hörte, und überraschte unsern Studio beim Kaffee. Nun war alles vergebens, er mußte sich zum Zahlen bequemen.

Ein andrer Vielverfolgter besaß ein Quartier von zwei Zimmern; in's Schlafkabinett durfte niemand hinein; dafür aber versammelte sich im Wohngemache eine ganze Schar Manichäer und unterhielt sich dort stundenlang über ihre Hoffnung auf allendliche Bezahlung. Plötzlich ging die Tür des Schlafzimmers auf, und Herr Studio Z. trat ein, gestiefelt und gespornt in Mantel und Mütze, das Kollegienheft unterm Arm. ‚Ach, guten Morgen meine Herrschaften, wollen Sie nicht fortgehen, ich muß meine Tür abschließen und in's Kollegium‘ — worauf dann die geschlagene Armee beschämt abzog.

Wieder ein andrer saß eines Abends wegen Mangel an Licht im Dunkeln auf seiner Stube und wartete auf den Schuhmacher, der ihm Stiefel bringen sollte, die er notwendig brauchte, denn er hatte schon seit einigen Tagen Hausarrest, weil es ihm an aller Fußbekleidung fehlte. Leider wußte er aber recht gut, daß Meister Pechdraht nur gegen bar die unentbehrlichen Stiefel bringen sollte. Was tun? Pech trat ein.

‚Ist Herr S. zu Hause?‘ fragte er.

‚Nein,‘ antwortete S. mit tiefer verstellter Stimme, ‚was wollen Sie?‘

‚Ich bringe die bestellten Stiefel und bitte um Bezahlung,‘ war die Antwort.

Digitized by Google

‚Ach so, lassen Sie die Stiefel nur einstweilen hier, S. ist ausgegangen, um einen Wechsel zu heben, den er soeben empfangen hat, Sie können ja morgen Ihr Geld abholen.‘

‚Nun schön Dank‘, sagt der Schuster, ‚dann können die Stiefel dableiben‘, und entfernte sich vergnügt, um andern Morgen aus Herrn S. Munde zu erfahren, daß für's erste zwar noch kein Wechsel angekommen sei, daher der Herr von gestern Abend sich verhört haben müßte, daß die Stiefel aber außerordentlich gut paßten. So etwas war Freund Pech noch nie passiert, doch blieb sein Ärger nicht von langer Dauer, da S. ihn kurz darauf bezahlte.

Viele von Manichäern Geplagte verfolgen das Prinzip der verschlossenen Türen. Bei ihnen erhebt sich dann jeden Morgen vor dem verriegelten Tor ein Trappeln und Poltern, ein Rufen und Räsonieren ohne Ende. Einer klopft bescheiden an, ein andrer mit der Stärke und Konsequenz eines englischen Vornehmen, der sofort Einlaß verlangt — alles vergebens — Stunde um Stunde vergeht, bis endlich dem unermüdlichsten der Manichäer die Geduld aus-, und auch er abgeht. Steinern bleibt das Herz des Musensohns gegen die beweglichste Rede, in estnischer, russischer, deutscher Sprache, in den verschiedensten Mischungen aller drei Sprachen, denn sein Beutel ist absolut leer, und nur die Torheit und der Pessimismus des verderbten Manichäergeschlechts wittert dennoch verborgene Schätze in dem so ehrlich leeren Portemonnaie, das ja am Anfang des Semester gerne spendet, solange es noch spenden kann. Freilich ist es oft in einem Tage bankerott, und wer später kommt, hat das Nachsehen. Dies wissen die Gläubiger, und mit wahrhaft wunderbarem Instinkte wittern sie die Ankunft des langersehnten Schuldners. Kaum hat er sein Quartier eröffnet, kaum ist er beim Auspacken seiner Effekten, so treten sie ein, die unliebsamen Gesichter, winken mit langen Rechnungen und öffnen dringend die stets nach Geld fragenden Lippen. Da ist der schreckliche Schneiderjunge, der 30 Kop. für Flickwerk zu fordern hat und im vorigen Semester täglich sechsmal erschien; da der Speisewirt, dessen Wassersuppe und Pferdefleischkoteletts uns immer im Gedächtnis bleiben werden; da vor allem der wehmütige X., der jetzt seinen tiefsten Bückling macht, und über dessen Leidensphysiognomie die Hoffnung einen bleichen Schimmer gießt, da der halbestnische Pferdephilister, dessen ‚warze Weerde‘ (schwarze Pferde) wir mehrmals benutzt haben, — wer nennt sie alle, die gierigen Raben, die uns nach Geld ankrächzen? ‚Da, nehmt und geht!‘ sagt

Digitized by Google

der Burſch, bis wieder völlige Ebbe in ſeiner Kaſſe eingetreten iſt, und dann kommen noch die Nachzügler mit unendlich getäuſchten Geſichtern, und von neuem beginnt das Belagerungs- und Verteidigungsſyſtem des vorigen Semeſters. Selbſt auf der Straße nahen ſie mit höflichen Grüßen und bleiben erſtaunt ſtehen, wenn der Angefallene haſtig dankend ſeine Schritte beſchleunigt und alsbald in einer Nebengaſſe verſchwindet.

Unzertrennlich mit jeder Studienwirtſchaft verwachſen iſt die Aufwärterin, die Löffeline, das weibliche Surrogat des deutſchen ‚Wichſiers'. Die Löffeline iſt ein verheiratetes Frauenzimmer zwiſchen 25 und 60 Jahren, meiſtenteils Eſtin von Geburt, von kräftigem Körperbau und derben Manieren. Sie iſt durchſchnittlich häßlich, verwöhnt, oft vorlaut, ſelten reinlich und ordentlich, viel öfter das Gegenteil, unermüdlich im Laufen, in ältern Jahren ſehr ungeniert in ihren Reden. Ehrlich in gewiſſen Grenzen, die ſich nicht bis auf den Zucker, den Kaffee und die Lichte ihres Herrn erſtrecken, und ſehr grob, wenn ſie gereizt wird. Sie genießt in bezug auf die wirtſchaftliche Einrichtung das unbeſchränkte Vertrauen ihres Gebieters, verwaltet frei und mehr oder weniger getreu ſeine kleinen Vorräte, bringt ihm das Eſſen, ſorgt für ſeine Wäſche, reinigt und ordnet das Zimmer, putzt ihm Kleider und Stiefel, kurz, iſt bei ihm alles in allem ſein Faktotum. Je länger ſie einem Herrn dient, deſto freundſchaftlicher wird das Verhältnis zwiſchen ihm und ihr; ſie erlaubt ſich, ihm hie und da eine kleine Gardinenpredigt zu halten, wenn er allzu toll in den Tag hineinwirtſchaftet, achtet auf ſeine Effekten und ſchmält und zankt, wenn der Herr alle Kleider an die herumvagabundierenden Apfel- und Neunaugenjungen für einen Spottpreis verſchleudert. Es gibt ſo manche alte Aufwärterin, die ſeit 30, 40 Jahren ſchon Studenten bedient, Väter und Söhne, Onkel und Neffen nach und nach kennen lernt und allmählich ſelbſt ein halber Burſch geworden iſt, namentlich wenn ſie ſtets Mitgliedern einer Korporation diente. Dann iſt ſie dieſer ganz und gar zugetan und wacht eiferſüchtig über das Renommee derſelben, ſoweit ſie das in ihrer Sphäre kann. Sie ſieht mit Verachtung auf jüngere Aufwärterinnen herab, die gleichviel wem dienen, und fühlt ſich ſtolz als Korpslöffeline. Solch einem raſchen, derben alten Weibe werden dann allmählich auch allerlei Vorrechte eingeräumt; ſie darf oft recht grob ſein, ohne ſtrenge Rüge zu erfahren; ſie darf ſich in's Geſpräch miſchen und auf eine Neckerei manchmal eine recht kräftige Antwort geben; ſie darf die Füchſe ebenfalls ein wenig kurz halten, ſo wie es ihre Herren tun; genug, ſie iſt das verwöhnte

Digitized by Google

Inventarienſtück, dem gern durch die Finger geſehen wird. Es iſt ſchon vorgekommen, daß ſo eine brave Löffeline von ihren früheren Herren eine kleine Penſion für Lebenszeit erhalten hat, damit ſie nicht darbe im Alter. Wie ſorgt ſie aber auch für ihre Pfleglinge; oft genug kommt es vor, daß dieſe, ohne einen Heller Geld zu haben, nicht wiſſen, wo ſie des Leibes Notdurft und Nahrung hernehmen ſollen, aber ihre Löffeline ſchafft ihnen alles ungebeten herbei, Kaffee und Brot, Eſſen und Tee; ſie greift ihren Kredit an, um den Herren zu helfen, ſie leert den gefüllten Vorratsſchrank der Nachbarn, um den Darbenden zu pflegen, der freilich ſich nicht wundern darf, wenn es ihm ebenſo geht, zuzeiten, wo der Nachbar darbt. Sie führt die Manichäer an und dreht dem Pedell eine Naſe; ſie beſorgt ein erquickendes Frühſtück, wenn ihr Herr in großem Katzenjammer ſich nicht vom Bett zu erheben wagt; ſie verſchafft ihm Geld für billige Prozente und vertröſtet Kaufmann und Bäcker, Speiſewirt und Hauswirt, ſo daß ſie weiter pumpen, indem ſie ihren Herrn als den beſten Zahler und reellſten Mann lobt, — dies alles tut die Löffeline par excellence, zu nicht geringem Nutzen für ihren Herrn. . . ."

Digitized by Google

Georg Berkholz' „koddrige Lebensgeschichte"

Jahrhundertelang war die Rigasche Stadtbibliothek in den ehrwürdigen Räumen über dem Kreuzgang des Domes untergebracht. Dort hat Herder sie verwaltet, ohne ihr Bedeutung geben zu können. Hundert Jahre später aber war sie ein Mittelpunkt des geistigen Lebens und der wissenschaftlichen Arbeit der alten Hansestadt: diesen Ruhm verdankt sie dem langjährigen Hüter ihrer Bücher- und Handschriftenschätze Georg Berkholz. Ein Gelehrter von ausgebreitetem Wissen, scharfsinnig und geistvoll, aber auch selbstlos und jederzeit bereit, sich in den Dienst anderer zu stellen, hat er aus dem Reichtum seiner Gelehrsamkeit Unzählige in ihren Forschungen gefördert, auf Kosten eigener Studien und Arbeiten. Anspruchslos andern gegenüber, maß er sich mit dem höchsten Maßstab. Er war ein mündlicher Mensch: was er geschrieben hat, füllt kaum einen schmalen Band. Dabei war er ein Meister der Feder, einer der besten Stilisten seiner Heimat, und der Einfluß, den er als langjähriger Redakteur der Baltischen Monatsschrift auf das politische Schriftstellertum der Ostseeprovinzen ausgeübt hat, war groß: Julius Eckardt hat sich stolz und dankbar seinen Schüler genannt. Über die Grenzen seiner Heimat ist sein Name nicht gedrungen, und in dem heute lebenden baltischen Geschlecht ist sein Andenken verblaßt. Die hohen Anforderungen, die er an sich stellte, die bei allem Reichtum geistiger Veranlagung mangelnde Gabe, selbst auf dem ihm am nächsten liegenden Gebiete der lettisch-litauischen Mythologie langjährige Forschungen zum Abschluß zu bringen, sind der Grund, daß sich nicht ein einziges schöpferisches Werk an seinen Namen knüpft. Als er zu Weihnachten 1885 starb, waren es nur Pläne und Entwürfe, die dieser phantasie- und kenntnisreiche Geist unausgeführt hinter-

Digitized by Google

ließ. Ihm war ein weniger glückliches Los geworden, als seinem vertrauten Freunde Viktor Hehn.

Über ihre erste Begegnung und schnell geschlossene Freundschaft berichtet Hehn folgendes: „Es war im Spätherbst 1838, als ich zum erstenmal nach Berlin kam. Ich fand dort eine Anzahl Landsleute, die gleich mir von den berühmten Lehrern der noch in vollem Glanze strahlenden Berliner Hochschule angelockt waren. Unter diesen Liv-, Est- und Kurländern fiel mir gleich anfangs der jüngste von allen auf — sowohl durch sein sprechendes, interessantes Gesicht als die klugen Reden, die er führte. Er nannte sich Georg Berkholz, und ich erfuhr, daß er wegen eines Duells [an dem er aber nicht beteiligt, sondern das nur auf seiner Stube ausgefochten und unglücklich ausgefallen war] die Universität Dorpat hatte verlassen müssen. Erstaunlich war schon damals, in so jugendlichem Alter, die Tiefe und Weite seiner Bildung, so daß ich, der ich doch um vier Jahre älter war, mich lebhaft von ihm angezogen, belehrt und gefördert fühlte. Ich war freilich die letzten Jahre Hauslehrer gewesen, erst in Rußland, dann auf dem Lande in Livland, abgetrennt von aller Wissenschaft, nur an alltägliche Gespräche gewöhnt, daher zurückgeblieben. Berkholz studierte, wie er selbst vorgab, Mathematik und mag auch hin und wieder in einem mathematischen Kolleg sich eingestellt haben, im Grunde aber trieben wir beide alles mögliche, mit Vorliebe vergleichende Sprachwissenschaft, am meisten und eifrigsten aber Hegelsche Philosophie. Was Berkholz am meisten vorschwebte, und worüber er noch in späteren Jahren gegrübelt hat, war eine Architektonik der Wissenschaften insgesamt wie des Wissens überhaupt, weshalb ihm von andern und sich selbst oft der Vorwurf abstrakten schematischen Denkens gemacht wurde. Gestritten wurde mächtig, fast bei jeder Zusammenkunft, doch rückten wir einander immer näher. In der Neujahrsnacht 1839, die wir bei Jagor Unter den Linden verbrachten, verwandelte sich das bisherige Sie in das Du. Lebhaft, jugendlich, sanguinisch, mit einem Ansatz cholerischen Temperaments, ließ er sich in Rede und Widerrede oft zu Ausfällen verführen, war aber im Grunde bescheiden und schamhaft, wurde verlegen, ja unwillig, wenn man ihn lobte . . ."

Im Sommer 1839 verließ Hehn Berlin, wo Berkholz noch bis 1841 blieb. Von da ab war er ein Dutzend Jahre Hauslehrer in Liv- und Estland, zuletzt in der vornehmen russischen Familie Tatischtschew im Innern Rußlands. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Lehrer: seine

Digitized by Google

liebenswürdige Persönlichkeit und interessante Erscheinung gewannen ihm überall die Herzen, und wo er sich auch zeigen mochte, fiel er durch seine hohe schlanke Gestalt, sein reiches schwarzes Haar und sein lebhaft ausdrucksvolles Gesicht auf.

Inzwischen war Hehn Lektor der deutschen Sprache an der Universität Dorpat geworden. Seine Vorlesungen fanden viel Beifall; man erwartete von ihm Großes für die Zukunft, zumal in den Kreisen, in denen der geistreiche Mann und Italienschwärmer aus seiner ihm bis ans Ende gebliebenen scheuen Zurückhaltung heraustrat. Galt er auch zeitlebens für einen Weiberfeind: zu einer liebenswürdigen, herzensgütigen Landsmännin, der Baronin Marie Bruiningk geborenen Fürstin Lieven, deren Begeisterung für die deutschnationale Idee und die führenden Männer der demokratischen Bewegung sich schon in Dorpat enthusiastisch äußerte, blickte er mit wahrer Verehrung auf. Aus tief bewegtem Herzen schrieb er ihr bei ihrem Abschied aus Dorpat (1850) glühend heiße Gedenkworte ins Stammbuch, die ihm, dem sarkastischen Spötter, sonst allzu fremd waren. „Missionärin der Freiheit, bringen Sie auch ferner Armen und Unerleuchteten das Evangelium und schließen den Gefangenen die Ketten auf. Es werden böse Zeiten kommen, Sie werden nicht ermüden, uns die Fahne vorzutragen. Bis auf ein Wiedersehn, an dem ich in diesem Augenblick nicht zweifle, erhalte mich die unerlöschliche Erinnerung an diejenige, die wie ein Traum kam, eine Weile vor uns leuchtete und verschwand." —

Und gerade die Freundschaft mit dieser edlen Frau führte dazu, daß die russische Regierung durch eine unheilvolle Verkettung von falschem Verdacht und gewalttätiger Willkür vernichtend in Hehns Leben eingriff. Durch ihre Beziehungen zur Familie Gottfried Kinkels war die Baronin Bruiningk den russischen Spionen in Deutschland verdächtig geworden; namentlich wollte man ermittelt haben, daß die für die Befreiung Kinkels aus Spandau aufgewandten Summen von ihr herrührten. Auf Antrag des russischen Geschäftsträgers legte die Hamburger Polizei auf ihre Papiere Beschlag und überließ sie der russischen Geheimpolizei. Eine neue Durchsicht der Briefschaften ergab unter anderm, daß die Baronin Bruiningk mit dem Dorpater Professor der Rechte Eduard Osenbrüggen in brieflichem Verkehr gestanden hatte. Die Folge war, daß im Juni 1851 der Befehl erging, die Papiere des Professors mit Beschlag zu belegen und nach Petersburg zu schaffen. Ihre Durchsicht hatte zur Folge, daß der Kaiser Nikolaus die Verhaftung Osenbrüggens

Digitized by Google

befahl. Nachdem das Verhör sich sechs Wochen hingezogen hatte, wurde ihm, dem Ausländer, auf Allerhöchsten Befehl eröffnet, daß seine Ansichten mit dem Geist der russischen Regierung nicht übereinzustimmen schienen, und daß er Rußland zu verlassen habe. „Monsieur, il faut que vous quittez la Russie", bedeutete man ihm, nicht etwa in steifer, gepanzerter Schwerfälligkeit, sondern ganz höflich. Auch der Oberlehrer Eduard Meyer aus Reval teilte dasselbe Schicksal. Der dritte im Bunde war Hehn, und ihn traf das härteste Los: in das öde, ferne Tula in die Verbannung geschickt zu werden — auf unbestimmte Zeit: erst der Tod des Kaisers Nikolaus hat ihn daraus befreit.

Auf welche Weise auch Berkholz in die Sache verwickelt wurde, berichtet der folgende bisher ungedruckte Brief, den er im Jahre 1852 seinen Verwandten in Livland schickte, und über den er, seiner selbst spottend, die Überschrift setzte:

„Meine koddrige Lebensgeschichte seit der Zeit, da ich Euch verließ."

„Zu Anfang Oktobers 1850 war es, daß ich von Riga fuhr. Es war töricht, daß ich nicht mit der Postkutsche reiste, denn bei der vorgerückten Jahreszeit geriet die Seefahrt sehr schlecht, schlechter als unserm Dampfschiff noch je eine geraten. Wir mußten wegen Sturmes nach Reval zurückkehren, nachdem wir schon anderthalb Tage weiter zu segeln uns geplagt hatten; im ganzen acht Tage dauerte die Reise bis Petersburg; die Zehrung auf dem Dampfschiffe summierte sich, und ich verlor noch ziemlich viel Geld (über 30 Rubel Silber) — proh pudor! — im Kartenspiel. Die Gesellschaft auf dem ersten Platz war sehr klein; außer mir nur noch ein Staatsrat Kapherr und ein blutjunger Ulanenoffizier; aus purer Gefälligkeit gegen die beiden Herren, die sich langweilten, ließ ich mich zum Spiel verleiten. Seit ich hofmeistere habe ich nur zweimal die Karten, diesen elendesten Zeitverderb, in die Hand genommen, und beidemal ist er mir schlecht bekommen. In Petersburg blieb ich zwei Wochen lang, wohnte bei meinem Freunde Dr. Frohbeen, trieb mich umher bei zahlreichen andern Freunden, die ich seit der grünen Universitätszeit gar nicht oder selten gesehen, machte auch die Bekanntschaft der Akademiker [Karl Ernst v.] Baer, [Ernst] Kunik, [Otto] Böthlingk — der Akademiker Middendorff zählt zu meinen alten Freunden. Petersburg ist sehr europäisch, sehr Weltstadt, und bei dem Blick auf die vielen trefflichen Freunde und Gönner, die ich da

Digitized by Google

fand, und auf die Berührung mit aller deutschen Wissenschaft, in die man dort leicht kommt, bedauerte ich weidlich, weiter ziehen zu müssen. Auf der langweiligen Reise von Petersburg nach Moskau hatten meine verdrießlichen Gedanken reichliche Nahrung, und ich sah mit Ekel der noch unangenehmeren Reise von Moskau in das Kostromasche Gouvernement entgegen. Aber in Moskau stand mir eine gute Überraschung bevor. Meines künftigen Zöglings Schwester, ein zwanzigjähriges Fräulein, lebt ganz in Moskau bei Verwandten; ich meldete mich bei ihr, und sie sagt mir: ‚Mein Bruder ist hier in Moskau; meine Tante hat sich plötzlich entschlossen, auf einige Monate herzuziehen, und gerade ist mein Bruder bei mir zu Besuch,‘ und somit wurde mir das kleine Objekt meiner bevorstehenden Mühen und Plagen präsentiert. Jetzt eine Exposition über meinen Jungen, und was ihn angeht. Es gab mal einen russischen Gesandten Tatischtschew in Wien, seinerzeit einen sehr großen Herrn und berühmten Verschwender. Dieser hatte einen weniger berühmten Bruder, der als Wirklicher Kammerherr auf seinem Dorfe Witschuga im Kostromaschen Gouvernement lebte. Auf seine alten Tage heiratete er eine deutsche Gouvernante namens Jung, die, glaub' ich, aus Mitau stammte. Darauf hatte der alte Herr zwei Kinder, erwähntes Fräulein und meinen Zögling; zwischen beiden ein Altersunterschied von zehn Jahren. Der Vater meines Knaben ist vor sechs Jahren gestorben, die Mutter vor vier. Das Fräulein hat seitdem in Moskau gelebt bei einem alten Fürsten Urussow, der ihr Oheim ist; der Knabe kam in die Hände einer alten Tante, einer Schwester der Mutter, also auch einer Deutschen dem Blut nach, die aber sehr jung nach Moskau gekommen, russisch erzogen, umgetauft und endlich an einen armen Offizier namens Plaksin verheiratet worden. Unter den Flügeln dieser Tante hatte ich nun zu sein; sie tritt also in den Vordergrund meiner Geschichte. Seit dem Tode ihrer Schwester pflegte sie mit ihrem kleinen Neffen teils im Dorf Witschuga, teils in der Gouvernementsstadt Kostroma, selten in Moskau zu leben, gewöhnlich getrennt von ihrem Manne, der, unterdessen bis zum Obersten gestiegen, mit seinem Regiment an verschiedenen Enden des Reichs hausierte. Frau Plaksin, im Alter zwischen dreißig und vierzig, höchst launischen, hysterischen Wesens, dabei schlauen Geistes, seit sechs Jahren verheiratet, aber noch kinderlos; ihr Mann, ein Kleinrusse, total ungebildet, aber der bravste, biederste Mensch von der Welt. Tante und Schwester des Knaben in einer gewissen Spannung; die Schwester soll, sobald sie volljährig ist,

Digitized by Google

die Vormundschaft mit der Tante teilen; bis dahin kann sie dem Tun der Tante nur argwöhnend nachschauen. Indessen hat die Schwester schon soweit tätig eingegriffen, daß sie mich für die Erziehung ihres Bruders vermittelt hat, und deshalb stehe ich nicht gut angeschrieben bei der Tante, die in mir ein Werkzeug des Fräuleins argwöhnt. Und obgleich ich gar nicht Werkzeug sein werde, als nur Werkzeug meiner übernommenen Pflicht, d. h. obgleich nur das Beste meines Zöglings mir gilt, und die persönlichen Interessen seiner Verwandten gar nichts — so war es mir doch natürlich, gleich nach gemachter Bekanntschaft mehr für das Fräulein als für die Tante gewonnen zu sein. Das Fräulein ist ein recht ausgezeichnetes Frauenzimmer, vortrefflich gebildet, guten Herzens, merkwürdig festen und sichern Charakters. Es ist noch ein Wort über meinen Zögling zu sagen. Er war ein schlechtes Subjekt — ich sage ‚war', denn bis zum jetzigen Datum 1852 ist eine wunderbare Wesensänderung mit ihm vorgegangen. Das arme Kind hatte in seinen ersten Lebensjahren fürchterlich an der englischen Krankheit gelitten, hatte bis zum siebenten Jahre nicht auf seinen Beinen gehen können, war teils verwöhnt, teils ohne Liebe behandelt worden. Es war tückisch und widerwärtig, hing mit Liebe nicht an seiner Schwester, nicht an seiner Tante, an niemandem. Das einzige Gute, was ich an ihm fand, waren seine Fähigkeiten zum Lernen. Er hat nicht nur seinen Vater, sondern auch seinen Onkel, den Ambassadeur, beerbt; indessen ist das Vermögen in ziemlicher Unordnung und mit vielen Schulden belastet; was als reine Einnahme herauskommt, sind gegen neuntausend Rubel Silber. Davon bekommt der gegenwärtige Hauslehrer eintausend. Die Gratifikation nach vollendeter Erziehung, die ich anfangs beanspruchte, und die das Fräulein selbst mir zusichern wollte, haben wir fallen lassen müssen; bei dem Vermögen eines Minderjährigen ist das gar nicht zu machen; keine Vormundschaftsbehörde ratifiziert einen solchen Kontrakt. Ich trat also simpel für die jährlichen tausend in meinen Dienst, dafür auch nicht gebunden für eine Reihe von Jahren und mit der Aussicht, später ein noch höheres Gehalt zu haben. — Ich lebte also seit dem 1. November 1850 in Moskau. Ich traf hier nur wenige Bekannte und suchte auch keine. Geistige Öde für mich.

Was die Wissenschaft in Moskau betrifft, so ist diese höchst national; Geschichte des russischen Staats und des russischen Rechts, slawische Philologie, das ist was hier mit Begeisterung und Erfolg getrieben wird; auf Petersburger Wissenschaft sieht man mit Verachtung; die

Digitized by Google

Akademie ist eine deutsche Kolonie und taugt überhaupt wenig. Doch zwei Dorpatenser: [Gustav] Ewers und [Alexander v.] Reutz stehen in ungeheurem Ansehen bei den Moskauer Rechtshistorikern.

Ich verließ Moskau schon zu Ende Januar 1851; wir begaben uns nach Witschuga, unserm Dorf im Kostromaschen Gouvernement dreihundert Werst von Moskau. Die drei zusammengrenzenden Gouvernements Jaroslaw, Wladimir und Kostroma sind eine merkwürdige Erscheinung; ihr Klima ist schon sehr sibirisch; von den mannigfaltigen Waldbäumen Livlands, das unter gleichem Breitengrade liegt, finden sich dort genau nur vier Arten: Tannen, Gränen, Birken, Espen; Linden wachsen in Gärten und Höfen; Eschen, Ahorne, sowie die simpelsten Fruchtbäume kommen nicht einmal in Gärten fort; Getreide wird lange nicht genug hervorgebracht, um die Bevölkerung zu nähren; und doch bei alledem ist das Volk reich. Das macht: es ist wunderbar betriebsam; in jedem Dorf und jedem Dörflein ist mannigfache Fabriktätigkeit. Für das Kostromasche Gouvernement ist namentlich das meinem Zögling gehörige Dorf Witschuga hauptsächlichster Mittelpunkt der Industrie und des Handels. Es ist ein großes Dorf mit drei Kirchen, in nächster Nähe umgeben von einem reichen Kranz kleiner Dörfer. Alle Sonnabend ein ungeheurer Markt, wo alles mögliche, von Tuch- und Seidenwaren bis zu Viehtrögen, vom Champagner bis zu Bastschuhen zu Kauf gestellt wird. Dazu an gewissen Sonnabenden des Jahres Spezialmärkte, z. B. am letzten Sonnabend vor den Fasten Fischmarkt, wo nichts als unzählige Individuen zahlreicher Fischspezies zugeführt werden. Die Bauern im Kostromaschen Gouvernement sind was Rechtes, gut wohnend, gut genährt und gut gekleidet. Unsere Letten und Esten sind zwar in gewisser Hinsicht zivilisierter als die russischen Bauern: der Lette und Este hat mehr persönliche Freiheit, mehr festes Recht und Rechtsbewußtsein; aber in bezug auf den Komfort des Lebens, auf Tätigkeit und Unternehmungsgeist ist er ein Samojede, ein Hottentotte gegen den Russen der meisten Gouvernements. Im allgemeinen ist zu wissen, daß die Zivilisation nicht stetig nach dem Osten Europas hin abnimmt; vielmehr gibt es ein Maximum der Unkultur, von wo aus weiter nach Osten die Zivilisation wieder steigt. Dieses Maximum liegt im litauischen Sumpflande, dort wo noch im vierzehnten Jahrhundert Heiden waren, und noch jetzt Auerochsen sind, und wo die Sprache noch klingt wie im sanskritischen Paradiese. An Litauen schließen sich an Weißrußland und Kur-, Est- und Livland, welches letztere

Digitized by Google

durch das aufgepfropfte Deutschtum zwar in mancher Beziehung weit über den fernern Osten gehoben ist, aber auch nur in mancher, ein luftiger Zivilisationsbau ohne Basis.

In Witschuga blieb ich bis Ende Mai; dann zogen wir zur Gouvernementsstadt Kostroma. Frau Plaksin hatte Gründe, hinzuziehn: sie genas dort eines Söhnchens. Diese Stadt Kostroma ist das Langweiligste, was ich noch erlebt. Man kann dort tagelang durch die Straßen spazieren, ohne einem Menschen, ich sage nicht einem zivilisierten, sondern nur einem im schwarzen Rock zu begegnen. Die wenigen Schwarzröcke, die es da gibt, die gouvernementalen Tschinowniks, spielen Karten, Karten ohne Ende. Am 10. August fuhr ich nach Petersburg.

Ende September nach Kostroma zurückkehrend, fand ich zu meiner Überraschung das Haus, worin wir vordem gewohnt, leer. Frau Plaksin war nach Kireschma übergesiedelt, unserem Kreisstädtchen auf hohem Wolgaufer, fünfundzwanzig Werst von Witschuga. Man sagte mir in Kostroma: ‚Das ist aber unnütz, daß Sie zurückgekehrt sind, die Plaksin nimmt Anstoß, Sie länger zu behalten'. Die abenteuerlichsten Dinge waren unterdeß in Kostroma über mich erfunden, z. B. ein Papierflick, worauf ich für meinen Jungen die Maskulina auf is in den bekannten Versen (panis, canis, finis, crinis etc.) aufgezeichnet, war gewissen Damen in die Hände gefallen. ‚Das ist der Schlüssel zu einer Geheimschrift,' hatten sie flugs erraten, und das galt in Kostroma, bis ich zurückkam, nebst ähnlichen Damenphantasien. Ich ging zum Zivilgouverneur; der sagte mir: ‚Wenn man Sie nicht mehr behält, mon cher, entrez chez moi!' Nämlich er brauchte gerade einen Lehrer. Ich wäre für keinen Preis in dem elenden Kostroma geblieben, aber daß der Gouverneur selbst mich haben wollte, war ein Beweis meiner Unschuld, und ich posaunte des Gouverneurs Worte aus. Im Begriffe, nach Kireschma abzureisen, gehe ich noch auf die Post, ob da nicht was von Briefen an mich liegt, und siehe da! ein entscheidender Brief von meines Zöglings Schwester. Ich hatte dem Fräulein gleich nach meiner Freilassung aus Petersburg geschrieben, und das war schon die Antwort. Sie meldete mir ihre Freude, daß ich wiederkomme; die Tante, schrieb sie, habe zwar Anstoß genommen, mich zu behalten; sie aber, das Fräulein, habe bereits den Anstoß weggeräumt. Und ferner schrieb sie, gerade unterdessen sei sie einundzwanzig Jahr alt geworden, teile nun die Rechte als Vormünderin und — das war die Hauptsache — verlange, daß ihr Bruder bei ihr in Moskau lebe; sie

Digitized by Google

habe dieſes bereits der Tante erklärt und gebe mir jetzt die Aufgabe, ihren Bruder ſobald als möglich ihr zuzuführen. Ich glaubte gar nicht, daß die Plakſin den Neffen ſo leicht loslaſſen würde; ſie war mit ihm verknüpft durch die vielen Mühen und Sorgen, die ſie an ihn gewandt, und auch durch gewiſſe Vorteile, die ſie davon hatte, mit ihm zu leben. Die Geburt eines eigenen Kindes hatte freilich die ganze Poſition etwas verändert. In der Tat fand ich in Kireſchma die Aufgabe des Fräuleins gar nicht leicht. Nur durch die Beihilfe ganz beſonderer Ereigniſſe, die dazwiſchen traten, gelang es mir, uns wirklich loszureißen. Am 21. Oktober vorigen Jahres langte ich mit meinem Zögling in Moskau an, und ſomit lange ich jetzt bei dem letzten Abſchnitt meiner Geſchichte an.

Ich wohne hier allein mit meinem Zögling und einer Wirtſchafterin in einem Hauſe, was dem Fräulein gehört. Diener, Koch, Kutſcher, zwei Mägde, dazu Dwornik [Pförtner] nebſt Familie, zwei Karoſſenpferde, einige Hunde und Hühner machen unſern Hofſtaat. Das Fräulein fährt fort, bei den Uruſſows zu leben, und regiert uns par distance; nächſt ihren Befehlen bin ich Herr im Hauſe, ſchelte und züchtige das Geſinde, ſehe, ob die Pferde wohlgenährt ſind, fuhr auch eine Zeitlang, ehe wir eine zuverläſſige Wirtſchafterin hatten, auf den Holzmarkt, Habermarkt, Heumarkt. Nun, worin kann man ſich nicht am Ende finden! Das iſt meine Poſition, die ohne Zweifel ihr eigentümlich Gutes hat. Nicht das Schlechteſte dabei iſt noch, daß in meinem Knaben allmählich eine ſolche Veränderung des Charakters vorgegangen iſt, wie ich ſie noch nie geſehn und für ganz unmöglich gehalten habe. Schlecht im Grunde iſt das Wichtigſte, das Finanzielle. Die Großmut meiner livländiſchen und eſtländiſchen Ritter und Barone iſt hier des Landes nicht der Brauch; für meine Abweſenheit in Petersburg mußte ich mir einen verhältnismäßigen Gehaltsabzug gefallen laſſen; darüber bin ich ſo böſe, daß ich, wenn ich auf eine andere, beſſere Stelle ſtoßen ſollte, keinen Anſtand nehmen werde, die Leute im Stich zu laſſen. Meine Reiſekoſten von Riga nach Moskau habe ich bis jetzt auch nicht herauskriegen können. Endlich führt das Fräulein aus Unerfahrenheit die Geſchäfte ſchlecht, hat gewöhnlich ſelbſt kein Geld und läßt meine Gehaltszahlung wer weiß wie lange im Reſt. Letzteres war beſſer bei Frau Plakſin. Noch ein beſonderes Pech habe ich gehabt, daß mir im Dezember vorigen Jahres mein Mantel geſtohlen wurde, und ich zur Anſchaffung eines Pelzes dadurch mich genötigt ſah. Eben vorher hatte ich viel Geld für gründliche Herſtellung meines Mantels ausgegeben,

Digitized by Google

um noch dieſen Winter ohne Pelzkauf auszukommen; die Mantelreparatur war aber für den Dieb. Und bei dem Pelzkauf ging es mir wieder ſehr ſchlecht; da ich mich darauf nicht verſtehe, ging ich zu Heinrich H., ihn um ſeine Unterſtützung zu bitten; H. erklärt, daß er auch nicht viel davon verſtehe, aber ſein Aſſocié Herr M., der mich öfters bei H. geſehn, ſagt, er ſei ein großer Pelzkenner, und erbietet ſich mit der größten Gefälligkeit, die ganze Beſorgung zu machen. Wie konnte ich Arges vermuten? Ich gebe dem M. das ſchwere Geld, und er ſtellt mir einige Tage ſpäter einen weit ſchlechteren Pelz, als ſich gehörte; es iſt Faktum, daß er's eingeſteckt. — Kurz, meine Finanzen ſind wieder ganz zerrüttet, während ich in Kuſthof ſchon anfing, auf das Poſitive zu kommen. Schlecht iſt an meiner gegenwärtigen Stelle auch das, daß ſie in Moskau iſt. Kein fördernder oder anregender Umgang, keine Bücher ſogar. Ich fürchte einen allmählichen Verdummungsprozeß. Doch hat auch Moskau für mich ſein Gutes, das einſt zutage kommen ſoll.

Extra-Beilage.

Geſchichte der Petersburger Reiſe.

Lange vor dieſer Reiſe wußte ich aus der Zeitung, daß man in Hamburg die Papiere der Baronin Bruiningk in Beſchlag genommen; nun was ging das mich an? ich war nur einmal in meinem Leben in Berührung mit dieſer Dame geraten, aber in eine feindliche, bitterböſe. Darauf, zu Ende Juli 1851, erhielt ich in Koſtroma einen Brief von einem Petersburger Freunde, einem Freunde, mit dem ich früher nie einen Brief gewechſelt, an den ich mich nur einmal wegen einer lumpigen Geſchäftsbeſorgung gewandt hatte. Dieſer teilt mir nebenbei mit, daß Prof. Oſenbrüggen wegen verbrecheriſcher Ausdrücke in Briefen an die Bruiningk aus dem Reich verbannt ſei. Daß Hehn, der Lektor, auch ſchon gefaßt ſei, wußte der Freund (Dr. Frohbeen) nicht; ebenſowenig, daß ich in irgendeiner Beziehung zu Hehn ſtehe. Alles an der Nachricht, inſofern ſie mir zukam, war alſo im höchſten Grade zufällig; der Brief ſelbſt übrigens ſo gefaßt, daß des Schreibers vollkommen loyale Denkungsweiſe deutlich hervorleuchtete. — Wenige Tage nachdem ich jenen Brief empfangen, tritt zu mir auf's Zimmer der Koſtromaſche Gendarmenoberſt, ein Menſch, den ich ſehr wohl kannte, und der viele Gelegenheit gehabt hatte, auch mich kennen zu lernen als ſehr loyalen Untertan: ‚Sie müſſen zum Gouverneur mit Ihren Pa-

Digitized by Google

pieren'. Es fiel mir sonderbarerweise gar nicht ein, daß es vom Gouverneur noch weiter gehen könne. Ich gab alle meine Papiere: Schulhefte, Anfänge zu unsterblichen Werken, einige Briefe, die ich hatte, darunter den Frohbeenschen, allerlei Konzepte und Schnitzel, — und wir gingen.

Auf der Gouvernementskanzlei erklärte mir mein edler Freund, jener Gendarmenoberst: ‚Sie müssen nach Petersburg'. — ‚So werde ich zuerst nach Hause gehn, meine Sachen und Geld zu nehmen.' — ‚Das geht nicht an, schreiben Sie ein Billet, daß man das Nötige herschicke.' — Ich schreibe; der Kanzleidirektor nimmt es und will lesen. ‚Ach, po franzusski' [französisch!] ruft er verdrießlich aus, es war aber deutsch. Indessen schickt er doch das ihm unverständliche Billet ab, indem er anordnete, man sollte es bloß vorzeigen und wiederbringen. Es wurde zu meinen übrigen Papieren getan, damit die sprachkundigern Beamten in Petersburg es lasen. Ich bekam nur meine Sachen, wohl bemerkt, darunter kein einziges Buch, weil unter meinen Hausgenossen niemand war, dem ich einen deutschen oder lateinischen Buchtitel hätte zumuten dürfen. Fort ging's; neben mir ein Blaurock; achthundert Werst auf der Telegge; ohne zu wissen, warum eigentlich. So viel vermutete ich, daß Hehn aus gleichem Grunde wie Osenbrüggen hineingeraten sein möchte, und ich infolge meines Verhältnisses zu Hehn. Doch dachte ich aller Briefe nach, die ich ihm je geschrieben und konnte mich nicht des geringsten Verfänglichen entsinnen.

In Petersburg anlangend, fuhren wir in den Hof des Gendarmeriestabes, und siehe da! an einem Fenster erblickte ich ein wohlbekanntes Antlitz, das des Revalschen Oberlehrers [Eduard] Meyer. Er grüßte mit trübseliger Miene. Ein untergeordneter Beamter nahm mich in Empfang und logierte mich in ein sehr anständiges Zimmer, das die Wohnung eines verreisten Beamten war. Zwei Wochen saß ich nun, ohne einen Menschen zu sehen, als nur einen Wachtmeister, der mir Tee, Mittag und wieder Tee zutrug. Anfangs nicht einmal irgendein Buch, die Zeit zu vertreiben; später brachte mir mein Wachtmeister Stöße von russischen Monatsschriften, alte Jahrgänge. Nachdem ich so zwei Wochen gesessen, erschien bei mir ein Wirklicher Staatsrat; Hederstern hieß er. Er brachte einen gefalteten Papierbogen, wo auf einer Seite Fragen standen, die ich auf der andern beantworten sollte. Die Fragen russisch. Ich nahm Anstoß, mich an russische Antworten zu wagen; deutsch wollte der Staatsrat nicht, denn, sagte er, das müßte

Digitized by Google

für den Grafen Orlow erſt überſetzt werden, und dadurch wird Ihre Sache verzögert. Wir verſtändigten uns, daß ich franzöſiſch ſchreiben würde. Die Fragen waren ungefähr folgende: 1. In welchem Verhältnis ſtehen Sie zu dem Hofrat Hehn? 2. In einem Brief von Ihnen an den Hofrat Hehn des Jahres 1844 kommt folgende Stelle vor . . ., und in einem Brief an denſelben des Jahres 1846 kommt folgende Stelle vor . . . Erklären Sie, was Sie darunter verſtehn! 3. Warum hat man bei Ihnen keine Briefe vom Hofrat Hehn gefunden? — Antwort: 1. Ich habe mit Hehn gewiſſe wiſſenſchaftliche, namentlich linguiſtiſche Intereſſen gehabt und bin mit ihm überhaupt ſehr befreundet. 2. Die Stelle in dem Brief von 1844 bezieht ſich nicht entfernt auf Politik, ſondern auf die Parteiung innerhalb der lutheriſchen Kirche, eine Parteiung, die von unſrer Kirche ſelbſt geſtattet iſt. Der Zuſammenhang des ganzen Briefes, der mir vorgelegt wurde, läßt keinen Zweifel über die Beziehung, in der die unterſtrichenen Ausdrücke ‚freie Denkungsart‘ etc. gemeint ſind. Der andre Brief von 1846 hat auch nicht die mindeſte politiſche Beziehung. Wenn ich die Erwartung ausgeſprochen, daß Hehn als deutſcher Lektor an der Univerſität Dorpat ‚großen Einfluß und ſtarke Wirkung‘ üben werde, ſo geht das nur auf die Wirkſamkeit im Fach der deutſchen Sprache und Literatur und nicht einmal auf unſern kirchlichen Gegenſatz, wie abermals aus dem Zuſammenhang des Briefes klar iſt, beſonders indem unmittelbar auf die angeſtrichene Stelle vom großem Einfluß und der ſtarken Wirkung folgt: ‚Deine Mitbewerber um die Stelle ſind nicht die rechten Leute dazu; der die meiſte Ausſicht außer Dir hat, der Oberlehrer Th., iſt ein bornierter Grammatiſt und ein Menſch von enormer Geſchmackloſigkeit. 3. Man hat bei mir überhaupt nur ſolche Briefe gefunden, die ich ſeit meiner Vertiefung in das Innere des Reichs erhalten, und ſeitdem habe ich mit Hehn keine Briefe gewechſelt. — Wegen ſolcher Stellen wie ‚freie Denkungsart‘, ‚geiſtige Freiheit‘, ‚großer Einfluß‘ und ‚ſtarke Wirkung‘ war ich geholt worden.

Der Wirkliche Staatsrat war ſo leutſelig, mit mir noch etwas zu konverſieren; meine Erklärung des 1844er Briefes ließ er gleich gelten, indem die Sache wirklich zu deutlich war; aber bei dem ‚großen Einfluß‘ und der ‚ſtarken Wirkung‘ eines In-spe-Lektors der deutſchen Sprache wollte er immer noch den Gegenſatz von Deutſchtum und Ruſſentum im Hinterhalt wittern. ‚Übrigens‘, ſagte er, ‚Ihre Sache iſt nichts; das iſt ſchon erſichtlich, nur müſſen die Akten noch hoch

Digitized by Google

hinauf gehen, und es wird daher noch ein paar Wochen dauern!' Die Akten hatten nun nicht nur hoch, sondern auch weit zu gehen, da der Graf Orlow damals in Moskau war.

Ich saß nun wieder drei Wochen, keinen Menschen als meinen Wachtmeister sehend. Dann, eines schönen Morgens, erschien ein andrer Beamter. ‚Es ist Allerhöchst befohlen, Sie nach Kostroma zurückzuschicken'. Ich bat mir die Erlaubnis aus, ein paar Gänge in Petersburg zu machen, meinetwegen in obligater Begleitung. Der Beamte ging und kam wieder mit dem Bescheide, ich könne gehn, ganz frei und so lange ich wolle; nur wenn ich abreisen wolle, solle ich mich wieder melden, weil der Blaurock, mit dem ich gekommen, noch da sei und mit mir zurückkehren werde, auch ihm das Reisegeld eingehändigt sei. — Zu dem General Dubbelt, einem freundlichen und liebenswürdig aussehenden Greise, wurde ich noch geführt: ‚Ich freue mich', sagte er, ‚daß man Sie unschuldig befunden; ich will Ihnen aber als älterer Mann einem jüngern einen guten Rat geben: Seien Sie vorsichtig im Reden und im Schreiben und seien Sie überzeugt, daß alles, was da gegenwärtig in Westeuropa vorgeht, Unsinn und Unheil ist, und daß wir in Rußland unvergleichlich glücklicher sind.' ‚Exzellenz', erwiderte ich, ‚davon bin ich immer überzeugt gewesen'. — ‚Nun, nun, nicht ganz', sagte er mit drohender Fingergebärde und mit freundlichem Lächeln.

Zwei Tage trieb ich mich noch auf freiem Fuß in Petersburg herum, dann zurück nach Kostroma. Das Schlimmste von der ganzen Geschichte ist, daß ich Geld einbüßte gegen zweihundert Rubel Silber. Ich trug mich mit dem Gedanken herum, eine Bittschrift um Entschädigung einzureichen, aber ich hab's aufgegeben, weil hiesige Autoritäten mir abrieten. Kostromasche hatten zugeraten."

Digitized by Google

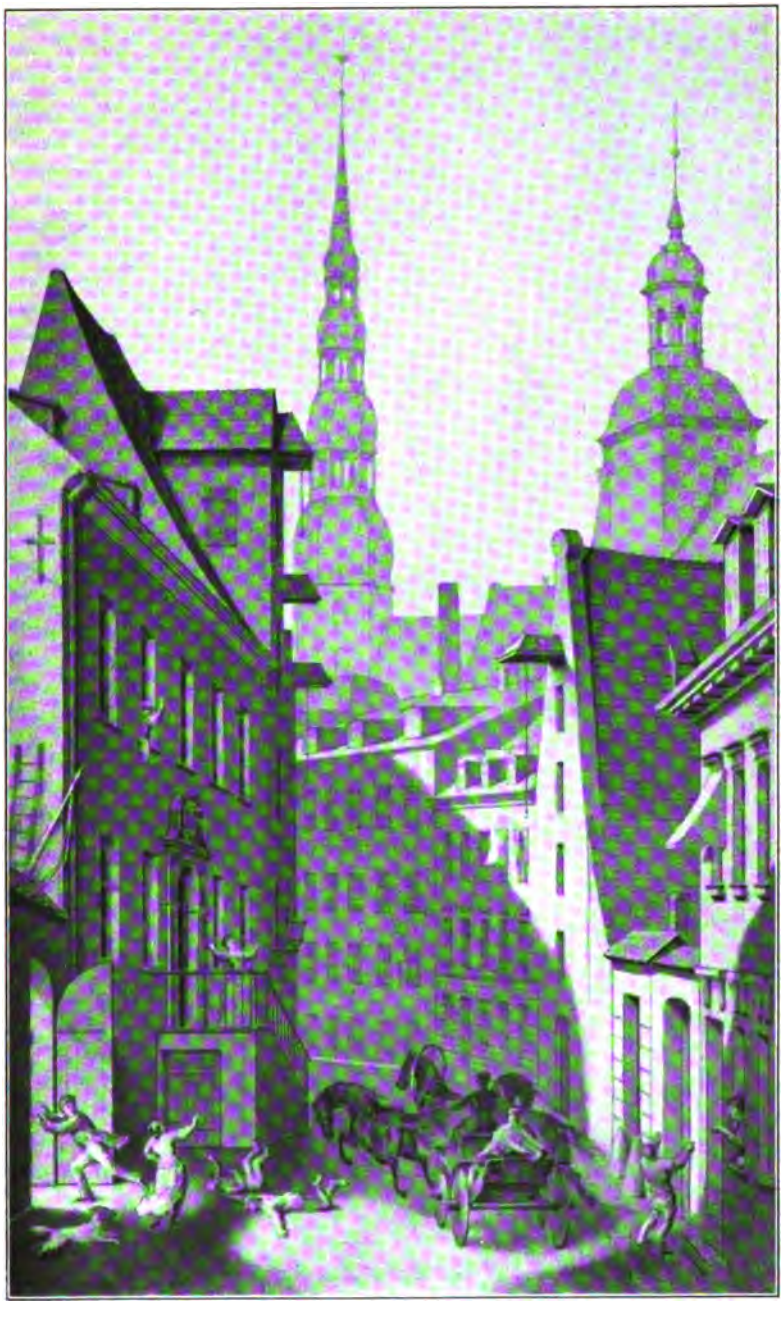
Von hoffnungslosen Kämpfen: Erinnerungen eines Beteiligten

Seit jenen Tagen despotischer Willkür waren viele Jahre vergangen: an Viktor Hehn hatte Alexander II. gutzumachen gesucht, was sein entsetzlicher Vater verbrochen hatte: er war Oberbibliothekar der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg und seiner wissenschaftlichen Arbeit zurückgegeben worden. Georg Berkholz aber hatte nach mehrjähriger Tätigkeit an derselben Bibliothek und im Dienste der geistvollen, doch wetterwendischen Großfürstin Helene ein angesehenes Feld vielseitiger Wirksamkeit in Riga gefunden.

Die Thronbesteigung Alexanders II., die von ihm alsbald beschlossene Aufhebung der Leibeigenschaft und eine lange Reihe andrer vielumspannender Reformen riefen in den Ostseeprovinzen ausschweifende Hoffnungen hervor, denn eine Umwälzung des öffentlichen Geistes in Rußland mußte notwendigerweise auch eine Belebung und Neugestaltung des baltischen Lebens zur Folge haben. Aber nur allzubald folgten dem Taumel der Begeisterung, mit dem man den neuen Herrscher begrüßt hatte, Enttäuschung und Verstimmung. Vergessen freilich wurde niemals, daß er schon als Thronfolger den Ostseeprovinzen Wohlwollen bewiesen, und daß er als Kaiser ihre von Peter dem Großen beschworenen Rechte und Freiheiten mit Hand und Siegel bestätigt hatte: der letzte Kaiser, der sich hierzu entschloß, der letzte Europäer auf dem Zarenthron. An die Spitze der Ostseeprovinzen stellte er mit Vorliebe Angehörige der baltischen Ritterschaften, und er umgab sich gern mit Generalen baltischer Herkunft. Mehr als die Hälfte der russischen Diplomaten bestand aus Balten.

Der Universität Dorpat nahm der Kaiser die Ketten, in die sie einst sein Vater geschmiedet hatte, und verhalf ihr dadurch zur Höhe,

Digitized by Google



Polizeischrecken in Riga.

Digitized by Google

Digitized by Google

daß er den Grafen Alexander Keyserling, einen bedeutenden Gelehrten von weitem Blick und unabhängiger Gesinnung, einen der angesehensten Männer des Landes, zum Kurator des Dorpater Lehrbezirks d. i. zum Chef des gesamten baltischen Schulwesens machte und damit der Lehrfreiheit und dem ungezwungenen Leben der Dorpater Studenten bahnbrach. Der Verfolgung der lutherischen Kirche gebot er Halt, wenngleich er auch nicht wagte, den Toleranzbefehl, den er einst erlassen, wonach Kinder aus gemischten Ehen auf Wunsch der Eltern lutherisch getauft werden durften, an die Öffentlichkeit zu bringen. Denn schon damals (1865) geriet der haltlos schwankende Kaiser unter der Einwirkung des nur mühsam und grausam niedergeworfenen polnischen Aufstandes in die Netze der russischen Nationalpartei, und als er im Jahre 1866 den Generaladjutanten Albedinski zum Generalgouverneur der Ostseeprovinzen ernannte, bedeutete das eine Abkehr vom eigenen System: Albedinski, ein weltgewandter, eleganter Gardeoffizier mit viel Verstand und wenig Gewissen, war es, der nunmehr den Forderungen der herrschenden Partei Vorspanndienste leistete, die Verschmelzung der Provinzen mit dem Reich unablässig mit allen Mitteln, die Schule, Kirche, Verwaltung ihm boten, betrieb, nachdem er sich der Zustimmung des wankelmütigen Kaisers zu einer vor Fälschungen nicht zurückscheuenden programmatischen Denkschrift versichert hatte. Von da ab haben die baltischen Provinzen an Alexander II. keinen Schutz mehr gehabt.

Wenige Jahre später stürzte die jahrhundertealte Verfassung unserer Städte zusammen, als der Kaiser die Ausdehnung der russischen Städteordnung auf sie befahl (1877). „Dieser Rat von Riga", schrieb in jenen erregten Tagen Georg Berkholz dem geistvollen Hoffräulein Editha v. Rahden, „dieser Rat, der einst in reichsstädtischer Unmittelbarkeit regiert, Kriege mit dem mächtigen Deutschorden geführt, die Hansetage beschickt, bei dem Zusammensturz des altlivländischen Staates die Unabhängigkeit der Stadt zwanzig Jahre behauptet, dann unter ehrenvollen Bedingungen sich Polen unterworfen, endlich mit Peter dem Großen kapituliert hat — er soll jetzt einer aus Wahlen einer politisch sehr ungebildeten Masse hervorgehenden ‚Duma' weichen! Je älter man wird, desto konservativer auch wird man. Mein Herz ist bei der untergehenden Stadtordnung wie das des jüngern Cato, der, gegen Cäsar unterliegend, mit den Worten starb: Die Götter haben sich für die neue Ordnung der Dinge entschieden, Cato stimmt für die alte. Oder nüchterner und praktischer gesprochen: Die neue

Digitized by Google

Stadtordnung mag auch ihr Gutes haben, nur ein Umstand ist dabei, der alle ihre Vorzüge in den Schatten stellt, — das übermäßige und wahrscheinlich in Zukunft noch sich steigernde Einmischungsrecht des Gouverneurs. Was jetzt untergeht, ist die germanische Autonomie, und was jetzt anfängt, ist die französische Präfektenwirtschaft."

Berkholz hatte leider nur allzu klar in die Zukunft geblickt. Zwar ließen sich in den ersten Jahren der neuen Stadtverwaltung die Vorzüge der neuen Städteordnung nicht verkennen: das allgemeine Wahlrecht und die Öffentlichkeit der Verhandlungen, die Gewinnung neuer Kräfte für die kommunale Arbeit, die regere Teilnahme der Bevölkerung und der Presse, die größere Selbständigkeit in wirtschaftlichen Angelegenheiten, die Selbstbescheidung der Gouverneure; dies alles verfehlte nicht, einen lebhaften Schwung in die städtischen Verwaltungen zu bringen.

An der Spitze der Rigaschen Stadtverwaltung stand damals das Stadthaupt Robert Buengner, ein ausgezeichneter Jurist und ein Schnellarbeiter von ungewöhnlichem Fleiß, der nur am Schreibtisch Ruhe fand. Jahrzehntelang war er der gesuchteste Rechtsanwalt seiner Vaterstadt gewesen, dann in vorgerücktem Alter in den Rat gewählt worden, als dieser noch Justiz- und Verwaltungsbehörde war, und wurde bald Bürgermeister und Präsident des Stadtkonsistoriums. Als die Städteordnung eingeführt wurde, wies das allgemeine Vertrauen auf ihn als den Mann, der imstande wäre, den toten Buchstaben des Gesetzes Leben und praktische Bedeutung zu geben. Mit noch frischer geistiger Kraft und der alten Schlagfertigkeit, die sich in den Verhandlungen der Stadtverordnetenversammlung und des Stadtamts (Magistrats) niemals verleugnete, mit den Erfahrungen eines langen Lebens und sicherer Gesetzeskenntnis schuf er sich und dem Amt, das sich erst Geltung zu verschaffen hatte, allenthalben ein unbestrittenes Ansehen, auch in der neugeschaffenen Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten, in der der Gouverneur den Vorsitz hatte. Buengner war der stets Bestunterrichtete, klar und scharf in der Debatte, indessen ohne den Gegner herauszufordern. Gelegentliche Zusammenstöße mit dem Gouverneur wurden meist ausgeglichen; im ganzen herrschte ein leidliches Verhältnis zwischen Stadt und Regierung.

Mit der Thronbesteigung Alexanders III. vollzog sich ein verhängnisvoller Umschwung. Hierauf war man in den Ostseeprovinzen gefaßt, von dem Augenblick an, da die Schreckensnachricht von der

Digitized by Google

Ermordung seines Vaters zu uns gelangt war (13. März 1881). Der Zukunft sah man mit banger Spannung entgegen.

Der neue Monarch war nicht zum Herrscher erzogen worden, da er einen ältern Bruder hatte. Erst nach dessen frühem Tode, als seine Erziehung schon lange abgeschlossen war, mußte schleunig nachgeholt werden, was zur Vorbereitung für den Herrscherberuf unerläßlich gehörte. Es war nicht leicht, seinen schwerfälligen Verstand zu bilden und zu schleifen. Mehr als eine noch so gute Erziehung hätte ihn die Erfahrung lehren können, aber hat er jemals von ihr gelernt? Beschränkten Geistes, unbeholfen und linkisch im Verkehr mit geistig ihm überlegenen Menschen, keines Rechtes achtend, geriet er früh unter den Einfluß der Moskauer Slawophilenpartei und die demokratischen Anschauungen der russischen Intelligenz. Keiner seiner Ratgeber hat solch einen unheilvollen Einfluß auf ihn ausgeübt und ihn beherrscht, wie der Oberprokureur des Synods Pobedonoszew, der mit dem ihn erfüllenden und leitenden Fanatismus seinen folgsamen Schüler der griechisch-orthodoxen Kirche in die Arme trieb. Sonst waren die russischen Kaiser keine allzu ergebenen Diener dieses unduldsamsten und erstarrtesten aller kirchlichen Gebilde gewesen: Alexander III. aber förderte eine gewissenlose Propaganda der griechischen Kirche, die keine Scham kannte, verfolgte um ihretwillen jeden andern Glauben, entsetzte lutherische Prediger zu hunderten ihres Amtes und verschickte sie in ferne Gouvernements; vor keiner Gewalttätigkeit scheute er zurück. Den Toleranzbefehl seines Vaters nannte Pobedonoszew eine Beleidigung des ganzen Rußlands: er aber, vom Kaiser geschützt, trug leichten Herzens die Verantwortung dafür, daß lettische und estnische Bauern mit den unlautersten Mitteln, namentlich unter Versprechung materieller Vorteile, dem griechischen Glauben zugetrieben wurden. Der Kaiser hat die schlimmen Folgen, die zunehmende Verwilderung und den sittlichen Verfall der Landbevölkerung in den Ostseeprovinzen, noch selbst erlebt und die Lage als „eine völlig verzweifelte" bezeichnet: aber das Unterpfand des Erfolges seiner Regierung lag nun mal in unbeugsamer Konsequenz.

Ein besonders kritisches Jahr für uns Balten war das Jahr 1885, als für Livland und Estland in dem General Sinowjew und dem Fürsten Schachowskoi besonders brutale Exekutoren des kaiserlichen Willens zu Gouverneuren ernannt wurden. Von nun ab folgten einander Gewaltakte der Regierung in unaufhörlicher Reihe, wobei der Kaiser systematisch belogen wurde. Berichtete Sinowjew, die Bevölkerung

Digitized by Google

seines Gouvernements gewöhne sich an den Gedanken, die Anordnungen der Obrigkeit nicht zu erfüllen, so schrieb der Kaiser, der die Lüge nicht durchschaute, an den Rand des Berichtes: „Das darf nicht geduldet werden". Verlangte der Gouverneur, daß die Regierung wachsam, beharrlich, schroff ablehnend sei, so erwiderte der Monarch: „Ich hoffe, daß es immer so sein wird". Wies ihn der Gouverneur darauf hin, daß die gegen die lutherischen Prediger angestrengten Prozesse mit ihrer Freisprechung endigen könnten, so verfügte der getäuschte Kaiser: „Das kann nicht geduldet werden". Solche Randbefehle des Herrschers entschieden über die Zukunft der mit ihrem Untergang ringenden deutschen Bevölkerung der Ostseeprovinzen.

Der General Sinowjew, ein Bruder des russischen Botschafters in Konstantinopel, war ein Mann von scharfem Verstande und einer ungewöhnlichen Arbeitskraft: eine lange, hagere Gestalt mit schlenkrigen Bewegungen, das Gesicht aschgrau, die kurzsichtigen Augen von einem Kneifer unzertrennlich. Er verstand deutsch, sprach es aber nur ungern. In seiner Umgebung war niemand, der ihn über die Provinz sachlich unterrichtete: er selbst vertiefte sich wohl in ihre Geschichte, aber in die von slawophilen Fanatikern wie Juri Samarin willkürlich und gehässig zurechtgestutzte Geschichte, und sah somit nur schattenwerfende Bilder. Er kam schon mit Vorurteilen zu uns und mit der Marschroute, die ihm das übergeordnete Ministerium gegeben hatte: keinen Rechtsbruch fürchten, den Deutschen das Lebenslicht ausblasen! Am schnellsten glaubte er das Ziel durch Brutalisierung der Provinz zu erreichen.

Zuallererst hatte den Systemwechsel die Stadt Riga zu fühlen. In der städtischen Wehrpflichtbehörde, deren Vorsitzender das Stadthaupt war, wurde, wie in allen städtischen Verwaltungen, deutsch verhandelt, was man in Petersburg nicht zu wissen schien, denn eines Tages wurde die Ruhe des Gouverneurs Schewitsch, eines ehrenwerten Mannes, der den Dingen gern freien Lauf ließ, durch eine telegraphische Anfrage aus dem Ministerium gestört, in welcher Sprache die Wehrpflichtbehörde ihre Geschäfte führe. Buengner antwortete und betonte dabei, daß weder er noch sein Gehilfe des Russischen genügend mächtig wären. Die Sache schien eingeschlafen zu sein, da wurde dem Stadthaupt im Jahre 1885 ein Senatsukas ins Haus geschickt, der die sofortige Einführung der russischen Geschäftssprache in die Wehrpflichtbehörde befahl. Buengner wollte nun freiwillig vom Amt zurücktreten, wurde aber davon abgebracht, denn dann wäre ja die Beseitigung

Digitized by Google

mißliebiger ſtädtiſcher Vertreter in die Willkür der ſich immer gehäſſiger gebärdenden Regierung geſtellt. Nunmehr verhandelte Buengner mündlich mit dem inzwiſchen eingetroffenen neuen Gouverneur und ſuchte ihn dafür zu gewinnen, daß der Stadt geſtattet würde, einen das Ruſſiſche beherrſchenden Stadtrat in die Wehrpflichtbehörde zu entſenden. Sinowjew ſchien darauf eingehen zu wollen, maskierte aber nur ſeine Heimtücke, denn einzig auf ſein eifriges Betreiben entlud ſich alsbald ein Unwetter kaiſerlicher Ungnade auf Buengners greiſes Haupt: er wurde wenige Tage nach jener Unterredung mit dem Gouverneur ſeines Amts entſetzt, und der Gouvernementsbehörde für ſtädtiſche Angelegenheiten wurde anheimgegeben, ihn wegen andauernden Widerſtandes gegen Anordnungen der Regierung dem Gericht zu übergeben! So ging ſie gegen einen Mann vor, dem ſie nicht dankbar genug dafür ſein konnte, daß Riga die beſtverwaltete Stadt im ganzen Reich war. Noch heute ballt ſich die Fauſt, wenn ich der damals beginnenden Zerſtörung unſerer ſtädtiſchen Selbſtverwaltung gedenke. Es war nicht nur politiſcher Unverſtand, der überall und namentlich in alle ſozialen Geſtaltungen Verwirrungen hineinbrachte, es war eine bodenlos gemeine Geſinnung, die ſich nun überall im Gefolge der neuen Machthaber breit machte.

War es dem General Sinowjew ſchon in den erſten Tagen ſeiner Tätigkeit in Livland durch Anſchwärzung und auf die Stimmung der Petersburger Gewalthaber geſchickt berechnete lügenhafte Berichte gelungen, ihnen vorzutäuſchen, daß ihr Mißtrauen gegen die Oſtſeeprovinzen nur allzu berechtigt ſei, ſo fuhr er fort, durch beſtändige, ſich faſt Tag für Tag wiederholende Einmiſchungen und Übergriffe den Kommunen den Boden ihrer Tätigkeit zu entziehen und ein allgemeines Gefühl der Rechtsunſicherheit zu erzeugen. Die Selbſtverwaltung, die der Geſetzgeber doch einſt gewollt hatte, wurde in den Oſtſeeprovinzen zur Farce: der Gouverneur griff in jedes, auch das wirtſchaftliche, Gebiet ein, hemmte, ſchikanierte und drangſalierte, nutzte ſein Willkürregiment rückſichtslos aus und legte ſelbſt die Juſtiz lahm. Was in dieſer Beziehung damals in Livland geſchah, iſt einzig und allein ſein Werk. Von früh bis ſpät ſaß er am Schreibtiſch, arbeitete ganz allein alle aggreſſiven Verfügungen und Schreiben aus und ſchrieb ſie oft auch ſelbſt ins Reine. Mißtrauiſch gegen jedermann, ſuchte er überall mit eigenen Augen zu ſehen und ſich ein ſelbſtändiges Urteil zu bilden, aber er ſah mit den verblendeten Augen eines voreingenommenen Fanatikers

Digitized by Google

und sah daher falsch, und die Waffen, mit denen er kämpfte, waren die eines unvornehmen Gegners. Es war nicht schwer, mit den Machtmitteln eines Volkes von unzähligen Millionen ein Häuflein Deutscher zu erdrücken, die der Vorwurf traf, bleiben zu wollen, was ihre Vorfahren durch sieben Jahrhunderte gewesen waren: Träger und Verfechter einer alten erprobten Kultur.

Gegenüber den Vergewaltigungen der übergeordneten Instanz und den von ihr angerichteten Schäden gibt es nur ein Korrektiv: eine ihrem Einfluß entrückte gerichtliche Behörde, die die erhobenen Klagen schnell entscheidet und ihre Entscheidungen schnell ausführt. Unaufhörlich beschloß die Rigasche Stadtverordnetenversammlung, in der Regel nur gegen die nicht ins Gewicht fallenden Stimmen ihrer russischen und lettischen Mitglieder, bei dem vorgeschriebenen Gericht, dem Ersten Departement des Dirigierenden Senats, eine Beschwerde nach der andern, und diese Beschwerden redeten immer eine gewaltige, dröhnende und erschütternde Sprache. Dennoch hatten sie kaum jemals Erfolg, denn auch das höchste Gericht des Reichs war von der Regierung abhängig. Die Vorbereitung und der Vortrag der Sachen und die Ausführung der Beschlüsse lagen in den Händen eines Beamten des Justizministeriums, des Oberprokureurs, während das Ministerium des Innern, dem häufig selbst die Parteirolle des Beklagten zufiel, nicht nur durch einen Vertreter an der Verhandlung teilnahm, sondern sogar ein unbedingtes Vetorecht hatte. In seiner Hand lag, die Verhandlung um Monate und selbst viele Jahre zu vertagen, und von diesem Recht hat das beklagte Ministerium in der Regel Gebrauch gemacht. Entschied der Senat aber zugunsten des Klägers, was nur vereinzelt vorgekommen ist, so geschah es meist so spät, daß die wirtschaftlichen Schäden nicht wieder gut zu machen waren, und zu Schadensersatz konnte die Staatsregierung nicht gezwungen werden. „Haben Sie das jemals erlebt?" fragte einst Sinowjew das Stadthaupt v. Oettingen, der Buengner im Amt gefolgt war, einen ihm außerordentlich unbequemen Gegner, der unter Alexander II. selbst Gouverneur von Livland gewesen war und dessen Vertrauen in hohem Maß besessen hatte: Sinowjew fürchtete Oettingens Petersburger Verbindungen und ruhte nicht eher, als bis er durch allerlei Listen erreicht hatte, daß dieser angesehene, vornehme Mann, dem nichts vorzuwerfen war, als daß er die Rechte der Stadt vertrat, seines Hofamts, das er seit einem Menschenalter bekleidet hatte, durch Allerhöchsten Befehl entsetzt wurde.

Digitized by Google

Den Gewaltakten des Chefs der Provinz waren die städtischen Verwaltungen schutzlos preisgegeben.

Aber nicht allein sie hatten sich des Niedergangs der ihnen gesetzlich zugestandenen einigermaßen unabhängigen Stellung und der sonstigen Schäden, die ein Willkürregiment zur Folge hat, zu erwehren: die vom Gouverneur über das ganze Land verhängte Schreckenswirtschaft, deren Ausbrüche mit der Plötzlichkeit und Gewalt elementarer Ereignisse erfolgten, wurde auch jedem einzelnen von uns deutschen Balten zur täglichen Gefahr. Wenn des Gouverneurs sklavisch unterwürfiger Gehilfe, der Polizeimeister Wlassowski, mit seinem Dreigespann durch die engen, krummen Gassen der Stadt Riga raste, dann stob alles, Mensch und Tier, auseinander, um nicht überrannt zu werden.

Wie es schien, war der Ursprung des Despotenregiments Herrn Sinowjews in einer krankhaft erregten Phantasie oder in einer durch Widerstand aufs äußerste gereizten Stimmung zu suchen, die ihn selbst der eigenen Familie unleidlich machte — sofern nicht etwa auch das Bestreben mitspielte, die seitherigen Mißgriffe in neuen, größern Ereignissen untergehen zu lassen.

Wer wie der Gouverneur Sinowjew ein Regiment gewalttätiger Willkür proklamierte, hatte die öffentliche Meinung zu fürchten. Darum unterdrückte er die Presse, so vorsichtig und maßvoll sie sich auch verhielt. Von jeher unter scharfe Zensur gestellt, mußte namentlich das älteste und verbreitetste baltische Preßorgan, die ununterbrochen seit 1778 bestehende „Rigasche Zeitung", eine ganz besonders empfindliche, bis dahin unerhörte Verfolgung über sich ergehen lassen. Ein geringfügiger Anlaß erbitterte den Gouverneur dermaßen, daß er, ohne hierzu gesetzlich befugt zu sein, im Juni 1888 verfügte, die „Rigasche Zeitung" sei, nachdem der Zensor sie gelesen, ihm auch noch zur Zensur vorzulegen: in seiner sinnlosen Wut fuhr er mit dem Rotstift über harmlose Spalten hin, nur um seine Macht fühlen zu lassen. Als ihm diese Verfügung lästig wurde, hob er sie wieder auf, ließ den Zensor zu sich kommen, schärfte ihm die allergrößte Vorsicht ein und nahm keinen Anstand, offen einzugestehen, er bezwecke durch dergleichen Maßnahmen, die er selbst als willkürlich bezeichnete, nichts andres, als die Zeitung finanziell zu schädigen. Berufungen auf das Gesetz verbat er sich sehr entschieden: er fühlte sich so selbstherrlich, wie einst sein Vorgänger Hastfer unter König Karl dem Elften, der in demselben

Digitized by Google

Schloß residiert und mit derselben dreisten Stirn das Deutschtum angeschwärzt und vergewaltigt hatte.

Kein Tag verging, an dem es nicht zu Konflikten zwischen der Zeitungsredaktion und dem Zensor oder Gouverneur kam, dessen feindselige Haltung gegenüber dem kerndeutsch gesinnten Blatt noch durch die von der russischen Regierung unterstützte offiziöse „Dünazeitung", die ein im russischen Fahrwasser und erbärmlichen Denunziantentum schwimmender ostpreußischer Predigerssohn leitete, und in der er unter ausdrücklicher Zustimmung des Gouverneurs einen gehässigen Feldzug gegen die Kollegin eröffnete.

Um Vorwände zur Maßregelung der „Rigaschen Zeitung" war der Gouverneur nie verlegen. Als sie den Aufsatz eines angesehenen Gelehrten über die Einführung des Christentums in Rußland brachte, worin er die durch die Chronik des Mönchs Nestor beglaubigte Tatsache erwähnte, daß der heilige Wladimir die Russen zur Taufe an den Dnjepr befohlen habe, erklärte der Gouverneur diese Erwähnung für beleidigend, setzte den bisherigen Zensor ab und übertrug die Zensur einem deutschfeindlichen Esten, dem Hauptmitarbeiter der „Dünazeitung". Dieser rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen durch Streichungen unerwarteten Umfangs, die den Betrieb empfindlich störten und die Zeitung am rechtzeitigen Erscheinen hinderten. Beschwerden bei der Oberpreßverwaltung hatten niemals Erfolg: der deutsche Kläger fand im damaligen Rußland keine gerechten Richter. Als der Chefredakteur des Blattes Alexander Buchholtz bei der Grundsteinlegung des Museumsgebäudes das Goethische Wort sprach: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", denunzierte ihn die „Dünazeitung", als wenn er durch diesen Spruch die deutsche Bevölkerung zum Widerstande gegen die russische Regierung habe aufhetzen wollen!

Durch seinen Einfluß auf den Ministergehilfen Plehwe, den nachmaligen Ministerpräsidenten unter Nikolaus II., dessen unheilvoller Tätigkeit viele Jahre später ein Bombenattentat ein Ende machte, setzte der Gouverneur durch, daß der „Rigaschen Zeitung" der Abdruck von Inseraten auf acht Monate verboten wurde, was sie in finanzielle Verlegenheiten brachte. Es ist in Rußland nicht üblich, daß derartige Verwaltungsmaßnahmen begründet werden, und es wäre vergeblich gewesen, hätte man nach Gründen suchen wollen. Wieder einmal war Macht vor Recht gegangen. Die Besitzer der Zeitung ließen sie aber weiter erscheinen, trotz der sich nun noch mehr häufenden Streichungen und

Digitized by Google

Nörgeleien aller Art, die selbst die in der Geschichte der russischen Zensur bisher beliebten Maßnahmen überboten. Gestrichen wurden nunmehr die Totenlisten und die Listen der Getauften und Vermählten, das Theaterrepertoir, das Verzeichnis der unbestellbaren Briefe und Telegramme, Lokalnotizen über Sitzungen wissenschaftlicher Vereine, Vorträge, Konzerte usw. Ganze Leitartikel und Feuilletons wurden eines einzigen Wortes wegen, das dem Zensor mißfallen hatte, unterdrückt. Gegen solche Schikanen wußte sich die Zeitung nur dadurch zu helfen, daß sie jede Nummer in doppeltem Umfang setzen und der Zensur vorlegen ließ. Die letzte Demütigung, die sich die „Rigasche Zeitung" bieten lassen mußte, war die, daß der Gouverneur sich weigerte, die gesetzliche Pflicht auszuüben und die Berichte dieses Blattes über die Sitzungen der Rigaschen Stadtverordnetenversammlung überhaupt zu zensieren, und amtlich erklärte, man möge die Berichte mit Angabe der Quelle aus der „Dünazeitung" nehmen. Dabei berief er sich auf außerordentliche Vollmachten und drohte, das Blatt ganz zu kassieren. Nur ein Wort von ihm, und die „Rigasche Zeitung" fliege in die Luft.

Durch solche Gesetz und Recht zynisch mißachtende, gewissenlose Schergen hat Alexander III. nicht nur in den Ostseeprovinzen, sondern allenthalben im Reich der sittlichen Verwilderung und der Revolution vorgearbeitet. Auf ihn und seinen unheilvoll erstarrten selbstherrlichen Willen, der keinen Finger rührte, die sich mehrende Mißstimmung im Volke durch einsichtige Maßnahmen zu beschwören, auf seinen nihilistischen Panslawismus geht im Grunde die Auflösung Rußlands, die wir noch erleben werden, zurück.

Die „Rigasche Zeitung" suchte man nunmehr dadurch zu beseitigen, daß man ihren Chefredakteur einer gesetzwidrigen Agitation verdächtigte: man fragte seine Dienstboten aus, ob er geheime Besuche empfange, ob er jeden Abend viel schreibe usw. So lange es ihm möglich war, harrte er auf seinem Platz aus. Einer Verschickung in ein unwirtliches Gouvernement durfte er sich aber schon mit Rücksicht auf seine Kinder nicht aussetzen. Als er von wohlgesinnter Seite gewarnt wurde, sich schleunigst zu entfernen, da ihm Schweres bevorstehe, und bereits der Befehl erteilt sei, ihn zu verpflichten, die Stadt nicht aufzugeben, entschloß er sich nach langem hartem Kampf, die Heimat zu verlassen und nach Deutschland zu fliehen, was ihm nach einer abenteuerlichen Fahrt durch die Wälder Kurlands und Litauens glücklich gelang. Hinter ihm her erließ die Rigasche Polizei einen Steckbrief, der ihn der Auf-

Digitized by Google

hetzung einer Bevölkerung gegen die andre anklagte, eines Verbrechens, von dem er sich frei wußte. Die Entrüstung des Gouverneurs darüber, daß er ihm entschlüpft war, ging so weit, daß er Anstalten traf, die Auslieferung von Buchholtz von der preußischen Regierung zu fordern. Als der Minister v. Bötticher hierüber dem Fürsten Bismarck in jenen Apriltagen 1889 vor Beginn einer Sitzung des Staatsministeriums berichtete, lächelte der Fürst und brauchte die alte Berliner Redensart: „Da kennen Sie Buchholtzen schlecht!"

Unter Alexander III. ist aber auch das blühende deutsche Schulwesen der Ostseeprovinzen, vor dessen Antastung selbst die Moskauer Heißsporne gewarnt hatten, vernichtet worden: von der Universität bis hinab zur kleinsten ländlichen Volksschule. Selbst die Blinden und Taubstummen durften kein Deutsch mehr lernen.

Das Schulwesen in Riga war von jeher ein Stolz der Stadtverwaltung gewesen, und gerade in den letzten Jahren waren für den Bau stattlicher Schulhäuser bedeutende Mittel verwendet worden. Da ordneten zwei schnell nacheinander erlassene, völlig überraschende Gesetze die Einführung der russischen Unterrichtssprache in die Mittel- und Volksschulen an (1887).

Die damals führenden Männer im Rigaschen Schulwesen waren der bald nach jenen Ereignissen durch die politischen Kämpfe aufgeriebene Stadtsekretär Eugen Alt und der kürzlich in der Umgegend Berlins verstorbene Ratsherr und spätere hallische Professor der Rechte Dr. Johann Christoph Schwartz. Sie vertraten folgenden Standpunkt, den sich auch die städtische Schulbehörde wie die beiden städtischen Gemeindekörperschaften aneigneten: Das neue Gesetz verbietet das Weiterbestehen der städtischen Schulen mit deutscher Unterrichtssprache. Diesem Verbot soll gehorcht werden. Es gebietet uns aber nicht, die russischen Schulen selbst einzurichten und zu unterhalten. An einem Zerstörungswerk nehmen wir nicht teil. Das ist gegen Pflicht und Gewissen. Uns bleibt der Privatunterricht.

Die Stadt reichte einen Antrag ein, wonach ein Teil der städtischen Volksschulen in Privatschulen mit deutscher Unterrichtssprache umgewandelt werden sollte; die Bestätigung aber wurde versagt, und das Unheil nahm seinen Lauf. Ein damals in Riga tätiger deutscher Schuldirektor hat das Verhältnis der drei hohen russischen Schulbeamten, die mit dem Henkerwerk betraut waren, durch Bilder aus dem Jägerleben charakterisiert: der eine war der Jäger, der sein Ziel verfolgte;

Digitized by Google

der zweite der Buschwächter, der ausführte was ihm aufgetragen wurde, und der dritte der Spürhund, der, am besten mit den Schulverhältnissen vertraut, heimtückisch und schleichend überall Lug und Trug witterte und das Wild vor den Schuß brachte.

Von nun ab wurde Hauptzweck der Schule die Erlernung der russischen Sprache. „Wer nicht Russisch versteht", das wurde den kleinen Mädchen eingetrichtert, „gleicht einem Blinden . . . An den Wiegen Eurer Kinder sollt Ihr nur russische Lieder singen; wer nicht Russisch spricht, ist dumm. Religion ist nicht so wichtig wie Russisch."

In wenigen Jahren sanken die Schulen, von erbärmlichen, aus dem fernsten Osten herbeigeschleppten russischen Lehrern überflutet, auf die traurige Stufe russischer Lehranstalten hinab. Die neue Schule verdrängte die deutsche Sprache und das deutsche Lehr- und Lesebuch, das das Kind in die deutsche Märchen- und Sagenwelt, in deutsche Geschichte und Kultur, in deutsches Heldenleben und deutsche Dichtung einführte. Auch das deutsche Volkslied sollte der russischen Weise weichen. Wie sollten unter solchen Umständen noch deutscher Geist und deutsche Empfindung geweckt und erhalten werden, da doch der Einfluß des Hauses den Einfluß der Schule nicht ganz bewältigen kann?

Eine andere Gefahr kam hinzu: Die Russifizierung der Volksschule hob auch den engen Zusammenhang zwischen ihr und der lutherischen Kirche auf. Ein in einer verrussten Volksschule erzogenes Kind mußte an Widerstandskraft gegen die orthodoxe Propaganda, die nach jedem Letten- und Estenkinde ihre gierigen Arme ausstreckte, einbüßen. Gewiß lag aber auch diese Wirkung in der Absicht des Kaisers und seiner Helfershelfer.

Die Stadt Riga warnte und bat, eindringlich und mit tiefem Ernst, und suchte sich ihre in bezug auf das Schulwesen verkürzte Rechtsstellung zu erhalten; sie bemühte sich um Mittel und Wege, die ihr ein Weiterarbeiten auch unter der Herrschaft der neuen Schulgesetze ermöglichten, nur auf dem von der Regierung eingeschlagenen unheilvollen Pfade wollte sie ihr keine Heeresfolge leisten. Das städtische Schulwesen war fortan ihrem Einfluß entzogen: von da ab hatte sie nur noch das Recht, den Unterhalt der Schulen zu bestreiten und Tinte und Kreide anzuschaffen.

Es blieb bei der sich sprungweise vollziehenden Durchführung des barbarischen Gesetzes, das die geistige und sittliche Verwahrlosung der Kinder und Kindeskinder zur unausbleiblichen Folge haben mußte.

Digitized by Google

„Statt Erweckung des Verständnisses", heißt es in einer damals verfaßten Denkschrift, „Auswendiglernen, statt Erwärmung von Geist und Gemüt Formelwesen, statt gründlicher Kenntnis der Muttersprache oberflächliche Kenntnis zweier Sprachen, statt Vertiefung Halbheit und Verflachung, dazu Zwiespalte zwischen Schule und Haus, Zwiespalt und Unwahrheit in der Seele des Lehrers, im Gemüt des Kindes — das ist das Bild der russifizierten Schule!" . . .

Wenige Jahre später, und die Regierung selbst war über die Verwüstung entsetzt, die sie angerichtet hatte.

Als die Axt an die Wurzeln unseres Lebens gelegt, die Schule, die Verwaltung, die Gerichte russisch wurden, und auf dem Dach der Dorpater Universität das griechische Kreuz erglänzte, haben viele von uns zum Wanderstab gegriffen und sind in das Land zurückgekehrt, aus dem einst ihre Vorfahren den Weg in das ferne Ostseeland genommen hatten. Die mühselige Saat von Jahrhunderten war vom Sturm bedroht: wir Auswanderer von 1889 hatten die Hoffnung aufgegeben, es könnte einst der Tag kommen,

„Wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt."

Majestätssiegel der Stadt Riga,
vor 1849 in Gebrauch.

Druck von Gebauer-Schwetschke G. m. b. H., Halle (Saale).

Digitized by Google

Digitized by Google

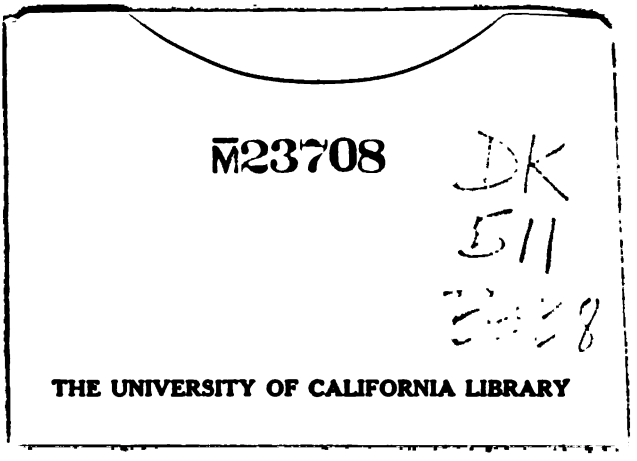
14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

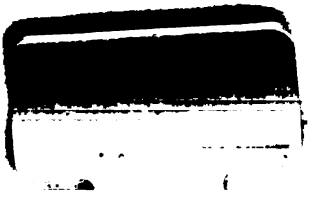
OCT 21 1968 22
RECEIVED
NOV 25 '68 -8 PM
LOAN DEPT.

LD 21A-38m-5,'68
(J401s10)476B
General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YD 19491


M23708
DK
511
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



Digitized by Google

Im gleichen Verlage erschienen:

Ostsee und Ostland

Die baltischen Provinzen

Herausgegeben von Dr. Otto Grautoff.

Band 1: Stadt und Land.

Herausgegeben von H. von Rosen und M. von Engelhardt.
Mit 3[illegible] Bildern.

Band 2: Novellen und Dramen.

Herausgegeben von Hellmuth Mögen.

Band 3: Bauten und Bilder.

Herausgegeben von Otto Grautoff. Gegen [illegible] Bilder.

Band 4: Die jungen Balten.

Baltische Gedichte. Herausgegeben von Bruno Goetz.

Band 5: Märchen und Sagen.

Herausgegeben von August von Löwis of Meyer.
Mit Heften und Vignetten von R. von Hoerschelmann.

Band 6: Bilder aus baltischer Vergangenheit.

Herausgegeben von Arend Buchholtz.
Mit vielen Abbildungen und Tafeln.

Jeder Band in Groß-Oktav in steifem Umschlag M. [illegible] — 1 — :: Gebunden M. 1,— [illegible]
Vorzugsausgabe in Halbpergament mit Goldpressung — nur wenige Exemplare jeder Band M. 10 —

Druck von Gebauer-Schwetschke G. m. b. H., Halle (Saale).

Digitized by Google